

Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft

Athenäum 13. Jahrgang

Jahrbuch für Romantik

Schöningh
Paderborn [u.a.]
2003

ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik

ATHENÄUM

Jahrbuch für Romantik

13. Jahrgang 2003

Herausgegeben von

Ernst Behler † (Seattle) · Manfred Frank (Tübingen)
Jochen Hörisch (Mannheim) · Günter Oesterle (Gießen)

Ferdinand Schöningh

Paderborn · München · Wien · Zürich

Redaktion: Dr. Hans J. Jacobs

Titelbild:

Chamisso, Radierung von Bernd Lehmann



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Erscheint jährlich. – Aufnahme nach Jg. 1. 1991

Einband: Evelyn Ziegler (München), nach einem Entwurf von Anna Braungart (Regensburg)

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier © ISO 9706

© 2003 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.schoeningh.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany. Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

ISSN 0940-516X
ISBN 3-506-70963-1

Inhaltsverzeichnis

<i>Editorial</i> von Manfred Frank	9
--	---

Abhandlungen

Shibuya, Rie: Persönlichkeit und Selbstbildung. Niethammers Beitrag zu Schellings Überwindung der Transzendentalphilosophie	15
Hildebrandt, Alexandra: Adelbert von Chamisso – Leben und Werk im Bild. Ein Kommentar zu Radierungen von Bernd Lehmann	35
Hörisch, Jochen: Dialektik der Romantik	43
Hummel, Adrian: Lebenszwänge, Schreibräume, unirdisch. Eine kulturanthropologisch orientierte Deutung des „Mythos Günderrode“	61
Hölter, Achim: Ludwig Tieck. Ein kurzer Forschungsbericht seit 1985	93
Jahraus, Oliver: Männer, Frauen und nichts Drittes. Die Kategorie der Drittheit als poetologische Struktur in Heinrich von Kleists Drama <i>Penthesilea</i>	131
Steiger, Meike: <i>Schöpferische Restauration</i> . Zur politischen Romantik-Rezeption	147

Romantik und Moderne

Frank, Manfred: „Romantische Ironie“ als musikalisches Verfahren am Beispiel von Tieck, Brahms, Wagner und Weber	163
--	-----

Miszellen

Rehme-Iffert, Birgit: J. A. Eberhard, der Lehrer Schleiermachers	191
---	-----

Rehme-Iffert, Birgit/ Berger, Andreas: Joh. Chr. Hoffbauer: Bericht über die napoleonische Besetzung in Halle 1806. Ein unveröffentlichtes Dokument aus der dortigen Marienbibliothek	201
Hildebrand-Schat, Viola: Krieg und Frieden. Eine deutsche Zarin in Schloß Pawlowsk	221

Geistergespräch

Frank, Manfred: Ein Brief Bakunins (22. Okt.-3. Nov. 1841) an seine Schwester	227
--	-----

Buchbesprechungen

Borgards, Roland: Georg Eckardt/ Matthias John/ Temilo van Zantwijk/ Paul Ziche: Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft	243
Albes, Claudia: Jürgen Daiber: Experimentalphysik des Geistes. Novalis und das romantische Experiment	249
Millán-Zaibert, Elizabeth: Ralf Klausnitzer: Blaue Blume unterm Hakenkreuz: Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich	255
Jaeger, Stephan: Angela Esterhammer: The Romantic Performative: Language and Action in British and German Romanticism	260
Dehrmann, Mark-Georg: Alexander Honold: Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike	266
Panno, Giovanni/Berger, Andreas: Novalis und die schöpferische Kraft der Grenze: Unendlicher Wechsel des Ichs? Gabriella Stanchina: Il limite generante. Analisi delle <i>Fichte Studien</i> di Novalis	270
Steigerwald, Jörn: Philipp Sarasin: Reizbare Maschinen: Eine Geschichte des Körpers 1765-1914	277
Steigerwald, Jörn: Thomas Klinkert: Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe. Untersuchungen zur Liebessemantik bei Rousseau und in der europäischen Romantik	283

Ideenzirkulation

Stéphane Michaud: Inhaltsverzeichnis von „Romantisme“ No.: 115-120	289
<i>Anschriften der Mitarbeiter</i>	294
<i>In eigener Sache</i>	295

Editorial

Vor 150 Jahren, am 28. April 1853, ist Johann Ludwig Tieck gestorben. „Der König der Romantik hat das Zepter niedergelegt und ist in jene geheimnisvolle Welt zurückgekehrt, die er ein Menschenleben hindurch zu entschleiern suchte.“ Mit diesen oft zitierten Nachrufworten hat Friedrich Hebbel das Andenken des bedeutenden Toten respektvoll wegfeiern wollen, samt seinem irrlichternden Gefolge, dem „träumerischen Novalis mit der blauen Blume [...], Achim von Arnim mit dem Zauberspiegel, [...], Theodor Hoffmann mit dem krausen Lehrbrief des wahnsinnigen Kreisler, Friedrich Fouqué mit phantastisch zugestutztem Schnurrbart und altertümlichen Sporen“. Boshafterweise unterscheidet Hebbel gar nicht zwischen den Gestalten der lichtvoll-weltbürgerlich frühen und denen der trüben, auch ideologisch verdüsterten späten Romantik, die von Tieck nie als Fortsetzung der Berliner und der Jenaer Anfänge anerkannt worden ist. Eine deutliche Zäsur will Hebbel ziehen zwischen dem „phantastischen Jugendtraum“ ‚der‘ Romantik und jener realistischen Gesinnung, die bei seinen Generationengenossen „zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zu männlichem Ernst geworden“ (Marx) – kaum mehr eingedenk des tiefen Einflusses, den der reife Tieck durch Werk und persönliche Zuwendung auf das seine geübt hatte. Weiser klingen da die Worte, die der Schleiermacher-Schüler Karl Leopold von Sydow an Tiecks Sarg gesprochen hat: „[...] nur zu leicht entschwindet dem Gedächtnis der Menschen, wie das errungen und geworden, was sie mühelos genießend besitzen, und der gedankenlose Sinn ist in Gefahr, mit der Anschauung der Arbeit seiner Wohltäter auch die Früchte dieser Arbeit zu verlieren. So soll es nicht sein in unsrem Verhältnis zu Tieck, so kann es nicht kommen in seinem Verhältnis zum deutschen Volke.“

Und doch – gerade so ist es gekommen, und nicht erst posthum. Als der Bonner Historiker Johann Wilhelm Loebell vom Plan des Tieck-Vertrauten Rudolf Köpke erfährt, „Erinnerungen an das Leben des Dichters“ zu veröffentlichen, schreibt er ihm 1854: „Es gehört Mut dazu, in dem Sinne, wie Sie es vorhaben, über unsern verewigten Freund zu reden. Ich weiß nicht, ob es in der gesamten Literatur ein

zweites Beispiel gibt von einer die lautwerdende Kritik so beherrschenden Gehässigkeit gegen einen solchen Autor.“

Gewiss ist die deutsche Literaturgeschichte reich an Exempeln für maßlose Verkennungen und ebenso maßlose Überschätzungen. Aber Tieck scheint *der* Sonderfall schlechthin. In der besten Zeit hatte sein Autorenruhm den fast sämtlicher Zeitgenossen überschattet; der Zauber seiner Persönlichkeit hatte das Seinige dazu getan. Die ihn auf den Schild hoben, waren die führenden Köpfe der sogenannten idealistischen Philosophie, die Schöpfer der frühromantischen Dichtung, der klassisch-romantischen Musik, der zeitgenössischen Malerei. Noch im Bildungskanon der Kaiserzeit stand Tiecks Name unangefochten neben dem Goethes und Schillers. Man könnte vermuten, das Verblassen der außerordentlichen Hochschätzung des Dichters Tieck sei das Ergebnis einer allmählich sich durchsetzenden Ernüchterung, an deren Ende die definitiven und begründeten Urteile Rudolf Hayms, Friedrich Gundolfs oder Emil Staigers stehen. Gundolf hat den Lebenslauf Tiecks auf folgende witzige Formel gebracht: „Er fing als Unterhaltungsschriftsteller niedrigen Niveaus an, [...] er hörte als Literaturpreis und Unterhaltungsschriftsteller hohen Niveaus auf. Um die Mitte seines Lebens gehörte er zur eigentlichen Romantik durch lyrische Gedichte, lyrische Romane, Märchen und Spiele.“ Staiger sieht in Tieck den eigentlichen Zersetzer des Guten, Edlen und Schönen, der Ideale der klassischen Zeit, einen fragwürdigen Bahnbrecher einer fragwürdigen Avantgarde, die in der „Kloakenpoesie“ der Dürrenmatt und Beckett ihre ganze Verächtlichkeit offenbaren wird. Tieck habe das Wesen- und Substanzlose emanzipiert, seine Dichtung sei ohne Mark und Nachdruck. „Blutlos“ heißt er auch bei den Nazis. Ihr kulturideologisches Zentralorgan, die *Zeitschrift für Deutschkunde*, publiziert Artikel, in denen Tieck Weltbürgertum, „zersetzende Intellektualität“, Anhänglichkeit an jüdische Salons, dezidiierter Antimilitarismus, „Nest“- und „Vaterlandsbeschmutzung“, namentlich das Zu-weit-Treiben der so genannten „romantischen Ironie“ angekreidet werden. Nicht von ungefähr sei dies eine literarische Haltung, die in des Juden Heinrich Heines Werk „literarisches Prinzip“ geworden sei.

Wie lässt sich in äußerster Kürze Tiecks Werk charakterisieren? Thematisch am wirkungsvollsten dadurch, dass man Gundolfs (diesmal positives) Urteil unterschreibt, wonach ohne Tieck eine romantische sowie eine Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts so nicht existiert hätte. Von der Wiederbelebung des Volksbuchs und der mittelalterli-

chen Dichtung über die Schöpfung des Kunstmärchens, einer extrem artifiziellen und geschmeidigen Lyrik, den Künstlerroman und die selbstreflexive Märchenkomödie (Büchner, Grabbe, Brecht, Pirandello, Giraudoux, Ionesco) bis hin zur Schauer-, ja zur Kurzgeschichte (was wären Hoffmann oder Kafka ohne Tieck gewesen?), endlich zur Schaffung der Novelle, die ganz organisch zur Periode des sogenannten bürgerlichen Realismus überleitet, ist thematisch und formal der Blütenstaub versammelt, der in den Dichtungen der Zeitgenossen, erst recht der Nachlebenden aufgegangen ist – auch da, wo über der Wirkungsgeschichte der Name des Autors vergessen wurde. Tieck hat Cervantes' Hauptwerk übersetzt; unwegdenkbar ist seine lebenslange Forschung über Shakespeare im reichen Kontext der elisabethanischen Epoche; seine besondere Liebe freilich galt Aristost und Boccaccio. Nie ist es ihm in den Sinn gekommen, die deutsche Literatur der antiken, der italienischen, der spanischen oder der angelsächsischen an die Seite zu stellen.

Und Tiecks eigenes Werk? Es schwebt über ihm, das souverän vom Gruseligen, ja Grauenhaften ins Heitere und Witzige spielt und von dort ins Dialogische, Kritische und Narrative zurückkehrt, – es schwebt über ihm eine eigene Anmut, die zuerst August Wilhelm Schlegel bemerkt hat, der überhaupt für den Entdecker des Dichters gelten darf.

Sie hat ihren Niederschlag in einer ganz eigenen Federleichtigkeit der Tieck'schen Sprache gefunden, die im klobigen Deutschen kaum ihresgleichen findet. Tieck hatte gemeint, eine Wahrheit und nicht eine Schwäche ins Werk zu setzen, wenn er durch seine Sprachbehandlung die Einsicht vermittele, dass unsere Seele schwerelos ist wie der Äther und transparent wie das Nichts.

Tiecks gedenkt dies Jahrbuch gleich doppelt: durch den aktualisierenden Forschungsbericht eines der besten Tieck-Kenners weltweit, der die negativen Urteile der zweiten Stunde gehörig zurecht rückt, und durch einen Artikel der Rubrik *Romantik und Moderne*. Darin wird Tiecks Theorie der „Empfindungsreihe“, nach der der natürliche Sprachrhythmus Generator der Versmelodie zu sein habe, auf Richard Wagners ganz ähnliche Überzeugung bezogen, es sei der Versrhythmus, aus dem sich die Melodie zu „rechtfertigen“ habe. Wagners berühmte „musikalische Prosa“ und die Aufhebung des Gegensatzes von identisch wiederkehrendem Thema und Variation in der „total gewordenen Durchführung“ haben hier ihren Ursprung – und für das

Geburtstagskind Adorno, das in diesem September 100 Jahre alt geworden wäre, fällt dabei auch ein Glückwunsch ab.

Zwei besondere ästhetische Überraschungen: Dem letztgenannten Text ist eine CD beigelegt, die die Musikbeispiele zum Erklingen bringt (dies gibt Gelegenheit, den Labels Orfeo International Music, Philipp Classics Production und RCA für die Überlassung der Rechte zu danken). Die andere: Der Künstler Bernd Lehmann hat den Band mit wunderschönen Radierungen aus Leben und Freundeskreis des Dichters Adelbert von Chamisso geziert, die die Chamisso-Expertin Alexandra Hildebrandt liebevoll und sachkundig kommentiert.

Mit dem Dialog zwischen dem Anarchisten Michail Bakunin und seinem akademischen Lehrer Friedrich Wilhelm Joseph Schelling knüpft das *Athenäum* an die (zu) lange unterbrochene Tradition der *Geistergespräche* wieder an.

Unter den Miszellen bietet das Jahrbuch einen aus den (Hallenser) Quellen entzifferten, erstmals edierten und kompetent kommentierten spannenden Brief Johann Christoph Hoffbauers – des Philosophen, dessen *Anfangsgründe der Logik, nebst einem Grundrisse der Erfahrungsseelenlehre* Novalis für seine frühesten philosophischen Aufzeichnungen benutzt hat (NS II, S. 191) – über die Napoleonische Besetzung Halles. Parallelen zur Besetzung Bagdads durch die „Allianz der Willigen“ sind schwer aus dem Sinn zu verbannen. – Ebenso gediegen historisch rekonstruiert ist die Erinnerung an den herrlichen Park der ‚deutschen‘ Zarin Katharinas II. in Pawlowsk bei St. Petersburg, der literarische Größen und dichterische Leitmotive teils in Erinnerung bringt, teils verständlich macht. – Es gibt schließlich einen Bericht, der die Bedeutung des Leibnizianers Johann August Eberhards würdigt und insbesondere zeigt, worin eigentlich der immer wieder vermutete, aber nie deutlich gemachte Einfluss auf seinen begabtesten Schüler, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, eigentlich bestanden hat. Der Artikel gibt grundsätzlich Gelegenheit, an einem prominenten Fallbeispiel darüber nachzudenken, wie falsch die übliche Wirkungsgeschichte forterzählt wird, wonach der so genannte Deutsche Idealismus ganz aus (der Umarbeitung von) Kants Kritizismus zu verstehen sei.

Die Artikel des Jahrbuchs (sofern nicht schon gewürdigt) sind unabgesprochener Weise vereinigt durch die Anstrengung zur liebevollen Differenzierung eingefleischter Pauschalansichten: Das Phänomen

Romantik ist vielschichtiger, als wir es uns in unseren kühnsten Résumés zuzugestehen gewagt haben. In konstellationsforscherischer Tradition wird zunächst ein wenig, wenn nicht un-bekannter Einfluss Friedrich Philipp Immanuel Niethammers auf Schellings Ernstnehmen von Persönlichkeit und Individualität in des letzteren kritischer Umbruchphase aufgedeckt. – Einen ebenso mutigen wie gedrängten Gesamtblick auf das romantische Phänomen wagt der Artikel zur „Dialektik der Romantik“. Rückblickend vom blasiert-postrevolutionär-feudalen und doch merkwürdig faszinierten Blick eines *Schach von Wuthenow* auf ‚die‘ Romantik wird deren ganze Vertracktheit vielfältig beleuchtet und auf den Punkt gebracht: Hier gibt es kein retrogrades Einrasten in vormoderne Glaubensüberzeugungen, sondern hier zieht eine Generation eine radikale und extrem vielstimmige ästhetische Konsequenz aus der Gewissheit des unwiederbringlichen ‚Todes Gottes‘. – Den aus enttäuschter Liebe motivierten, aber seelisch lange vorbereiteten Freitod der Caroline von Günderrode und den daran andockenden Mythos, der Leben und Werk der Dichterin verdunkelte, deutet grundsätzlich neu, komprehensiv, kontextsensitiv, wach, nüchtern und kenntnisreich ein Text aus, wie er es nennt, „kulturanthropologischer“ Perspektive. – ‚Gibt es ein höheres Drittes über dem möderischen Kampf der Geschlechter? Hat Odysseus’ Wort, wonach es in der Natur nur Kraft und deren Widerstand gebe, allgemeine Geltung?‘ So wird Kleists *Penthesilea* befragt, und ein differenziertes ‚Ja‘ auf die erste und ein ebenso fein mit Goethes *Iphigenie* abgestimmtes ‚Nein‘ auf die zweite Frage sind die Antwort des Autors. Wie könnte Penthesilea Küsse und Bisse verwechseln, wären beide einfach dasselbe? – Zwei Reden Rudolf Borchardts und Hugo von Hofmannsthals aus dem Jahr 1927 werden schließlich in einem geduldig und unvoreingenommen argumentierenden Artikel als Grenzsteine ausgemacht, zwischen denen sich die rechts-national-konservative (Carl Schmitt) und die liberale Romantik-Rezeption Friedrich Meineckes bewegen, beide mit einer Fülle von Belegen vorgeführt. Freilich: In dem Maße, wie die Wirkungsgeschichte durch solche Studien durchsichtig gemacht wird, wird zugleich deutlich, mit welchem Material arbeiten muss, wer heute – angesichts der unvergleichlich besser und reicher erschlossenen Quellen – über so etwas wie die ‚politische Romantik‘ urteilen will.

In bewährter Tradition bietet der Band eine Reihe gelungener Buchbesprechungen. Hier könnte in Zukunft, wie es in der Vergangenheit der Fall war, mehr geleistet werden, damit das *Athenäum* auch als Maßsetzendes Rezensionsorgan ins allgemeine Bewusstsein der Zunft tritt.

Die Herausgeber hoffen, im kommenden Band den früher zu stark zurückgetretenen musikästhetischen Aspekt der Romantikforschung wieder in Erscheinung zu bringen. Außerdem weisen sie künftige Beiträger(innen) nachdrücklich darauf hin, dass eingesandte Texte, die die (am Ende des Bandes detaillierten) Regeln der Satzeinrichtung missachten, kommentarlos zurückgesandt werden.

Abhandlungen

Rie Shibuya (Tübingen)

Persönlichkeit und Selbstbildung.

Niethammers Beitrag zu Schellings Überwindung der Transzendentalphilosophie¹

Neben dem Problem der Freiheit des Willens und dem von Gut und Böse zeichnet sich der Begriff der Persönlichkeit als zentral in den *Philosophische[n] Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und der damit zusammenhängenden Gegenstände* ab.² Kurz *Freiheitsschrift* genannt, markiert diese bekanntlich eine Wende in Schellings philosophischer Entwicklung. Die plötzliche Gewichtigkeit des Persönlichkeitsbegriffs ist um so erstaunlicher, wenn man sich daran erinnert, dass der junge Schelling 1795 in einem Brief an Hegel nicht nur den Gott der Orthodoxie, sondern auch diesen Begriff abweist:

Persönlichkeit entsteht durch Einheit des Bewußtseyns. Bewußtseyn aber ist nicht ohne Objekt möglich, für Gott aber d. h. für das absolute Ich, giebt es gar kein Objekt, denn dadurch hörte es auf, absolut zu seyn – mithin giebt es keinen persönlichen Gott, und unser höchstes Bestreben ist die Zerstörung unsrer Persönlichkeit [...].³

¹ Aus Schellings Texten und Briefen wird, soweit in der historisch-kritischen Akademie-Ausgabe bereits veröffentlicht, nach dieser zitiert (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Werke. Historisch-Kritische Ausgabe im Auftrag der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reihe I. Werke, Reihe III. Briefe, hg. v. Hans Michael Baumgartner/ Wilhelm G. Jacobs/ Hermann Krings/ Hermann Zeltner. Stuttgart-Bad Cannstatt 1976 ff. [AA I, AA III]). Andernfalls wird nach der vom Sohn Schellings herausgegebenen Ausgabe – mit der durchnummerierten römischen Bandzahl und der arabischen Seitenzahl – zitiert (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Sämtliche Werke, 14 Bde., hg. v. K. F. A. Schelling. Stuttgart und Augsburg 1856-1861). Den Zitaten aus dem Druck I (1811) und dem Druck II (1813) der *Weltalter* (Die Weltalter. Fragmente. In den Urfassungen 1811 und 1813, hg. v. Manfred Schröter. München 1946 [= WA]) wird die Seitenzahl dieser Edition hinzugefügt. Die in der Akademie-Ausgabe noch nicht veröffentlichten Briefe von und an Schelling werden aus der Edition Fuhrmans angeführt: F. W. J. Schelling: Briefe und Dokumente, 3 Bde., hg. v. Horst Fuhrmans. Bonn 1962-1975. (= BuD).

² Siehe VII, S. 334.

³ AA III, Bd. 1, S. 23.

Die hier noch bestehende Einigkeit mit Fichte⁴ verschwindet recht bald in der folgenden Zeit. Den Begriff der Persönlichkeit aber konzipiert Schelling weiterhin wie Fichte als das, was dem endlichen Wesen zukommt und als solches überwunden werden soll. Belege dafür finden sich noch in den Texten, die am Ende der Identitätsphilosophie stehen.⁵ Schelling findet erst in der *Freiheitsschrift* denjenigen Ansatz, durch den er den transzendentalphilosophisch verstandenen Begriff der Persönlichkeit lebendig, d. i. in der Kontinuität mit der Natur auffassen kann. Die bis dahin bloß ideal verstandene Persönlichkeit erhält nunmehr ihre Basis in der Realität. Im folgenden soll der Neuansatz des Persönlichkeitsbegriffes, den man im Kontext der Überwindung der Transzendentalphilosophie zu verstehen hat, im Hinblick auf Schellings Auseinandersetzung mit Niethammers pädagogischem Hauptwerk *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit*⁶ dargestellt werden. Zunächst wird dieses Werk, welches in der bisherigen Forschung des deutschen Idealismus keine angemessene Würdigung gefunden hat, vorgestellt (*Abschnitt I*). Der erwähnte Neuansatz, welcher in Schellings im Frühjahr 1809 verfasster Rezension sehr deutlich antizipiert ist (*Abschnitt II*), tritt in der *Freiheitsschrift* in vollem Umfang hervor (*Abschnitt III*). Zum Schluss ist noch ein Blick auf die ein Jahr später gehaltenen *Stuttgarter Privatvorlesungen* zu werfen,

⁴ Fichte wendet sich in der Abhandlung *Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung* 1798 gegen diejenigen, die „ein besonderes Wesen“ „als die Ursache jener moralischen Weltordnung“ annehmen (GA I, Bd. 5, S. 355). Ein solches Wesen solle nach diesen „Persönlichkeit“ und „Bewusstseyn“ haben, was in Wahrheit jedoch nur einem endlichen Wesen möglich sei. „Ihr macht sonach dieses Wesen durch die Beilegung jenes Prädicats zu einem Endlichen, zu einem Wesen eures gleichen, und ihr habt nicht, wie ihr wolltet, Gott gedacht, sondern nur euch selbst im Denken vervielfältigt“ (ebd.). Aus Fichtes Texten wird nach der folgenden Ausgabe zitiert: Johann Gottlieb Fichte: Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reihe I. Werke, Reihe II, Nachgelassene Schriften, hg. v. Reinhard Lauth/ Hans Jacob. Stuttgart-Bad Cannstatt 1964 ff. (= GA I, GA II).

⁵ So z. B. die Stelle in dem *Würzburger System* 1804: Diejenigen, die „nicht nach der Unsterblichkeit des Unsterblichen, sondern nach der Unsterblichkeit des Sterblichen“ verlangen, wollen „das Persönliche mit allen Relationen retten, als ob in der Anschauung des Göttlichen zu leben nicht herrlicher“ sei (VI, S. 567). Siehe auch die Stellen aus dem Jahr 1805 (VII, S. 133) und aus dem Jahr 1806 (VII, S. 21).

⁶ Friedrich Philipp Immanuel Niethammer: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit*. Jena 1808. Zur pädagogischen Analyse dieses Werks vgl. Ernst Hojer: *Die Bildungslehre F. I. Niethammers*. Ein Beitrag zur Geschichte des Neuhumanismus. Frankfurt/ Berlin/ Bonn 1965.

in denen Schelling den Begriff der Persönlichkeit durch den Gedanken der Selbstbildung erweitert (*Abschnitt IV*).

I. Niethammers Ideen des Menschen und der Menschenbildung

Friedrich Philipp Immanuel Niethammer (1766-1848), der Begründer des *Philosophische[n] Journals* (1795-1800), und Schelling standen seit der Berufung des Letzteren nach Jena 1798 in enger Verbindung⁷ und waren besonders in München eng befreundet, bis es nach 1810 – u. a. wohl wegen Niethammers „enger Verbundenheit mit Hegel“ – zu einer Entfremdung kam.⁸ Schelling beurteilt 1809 durch-

⁷ Niethammer wirkte in Jena von 1790 bis 1804, in Würzburg von 1804 bis 1807 und in München ab 1807. Schelling war von 1798 bis 1803 in Jena, von 1803 bis 1806 in Würzburg und seit 1806 (bis zu seiner Berufung nach Berlin 1840) in München. Es lässt sich vermuten, dass es in München, wo Niethammer als „bayerischer Schulreformer“ an der Reform des katholisch geprägten Schulsystems mitzuwirken und sich gegen seine Widersacher wie Joseph Wismayr und Cajetan Weiller zu behaupten hatte, Anlass genug gab, dass die beiden protestantischen Schwaben in näheren Kontakt kamen. Zu Niethammers pädagogischen und zugleich theologischen Tätigkeiten in Bayern vgl. Michael Schwarzmaier: Friedrich Immanuel Niethammer, ein bayerischer Schulreformer. München 1937; Günter Henke: Die Anfänge der evangelischen Kirche in Bayern. Friedrich Immanuel Niethammer und die Entstehung der Protestantischen Gesamtgemeinde. München 1974. Zu Niethammers Leben vgl. Manfred Frank: ‚Unendliche Annäherung‘. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt a. M. 1997, S. 428 ff. Niethammers Bedeutung besonders in Jena ist in der sogenannten Konstellationsforschung ans Licht getreten. Siehe Dieter Henrich: Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795). Stuttgart 1992; Friedrich Immanuel Niethammer: Korrespondenz mit dem Klagenfurter Herbert-Kreis, hg. v. Wilhelm Baum unter Mitarbeit von Ursula Wiegele und Christoph Prainsack. Wien 1995. Vgl. auch Manfred Frank: „Philosophische Grundlagen der Frühromantik“. In: Athenäum 4, 1994, S. 37-130, vor allem S. 46 ff.

⁸ Vgl. BuD, Bd. I, S. 53, Anm. 56. Kurz nach dem Erscheinen der Rezension begannen sie sich wohl voneinander zu distanzieren. Fuhrmans führt als Gründe der Distanzierung vonseiten Schellings Niethammers Anhängerschaft der „Paulus“-Partei sowie seine enge Verbundenheit mit Hegel an (BuD, Bd. I, S. 451, Anm. 194). Hojer belegt Niethammers Beziehungen zu Hegel, die „weit persönlicher und tiefer als zu Schelling“ gewesen seien, vor allem durch die Briefe (Hojer [Anm. 5], S. 29 ff.). Schaefer berichtet allerdings, dass sich die Freundschaft zwischen Schelling und Niethammer, die in Würzburg eine leichte Verstimmung erlebt hat, in München erholt habe (Wilhelm Ludwig Schaefer: Schellings Bildungsideal und dessen Einfluß auf die zeitgenössische Pädagogik in Bayern [Diss.]. Bonn 1922, S. 113 f.). Durch die Briefe von Niethammer sowie von Friedrich Thiersch belegt er, dass Niethammer 1827 unter den Zuhörern der ersten Münchner Vorlesungen Schellings war (Schaefer, S. 115 f.). Siehe auch Thiersch' Brief an Lange im Spätherbst 1827 sowie an Jacobs am 6. Feb. 1828 (Friedrich Thiersch's Leben, 2 Bde., hg. v. Heinrich W. J. Thiersch. Leipzig und Heidelberg 1866, Bd. 1, S. 346 sowie S. 348 f.). Niethammer selber berichtet über Schellings Vorlesung im Brief an Hegel im Januar

wegs positiv⁹ Niethammers Schrift *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit*. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung, nämlich Mitte Januar 1809¹⁰, weist allein schon auf die Bedeutung der Rezension hin: Da man dem sogenannten Jahreskalender¹¹ zufolge annehmen darf, dass Schelling anfang Februar mit der Niederschrift der *Freiheitsschrift* angefangen und sie am 12. April 1809 abgeschlossen hat, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, dass die genannte Rezension unmittelbar vor der Verfassung der *Freiheitsschrift* vorgenommen worden ist.¹²

1828 (Briefe von und an Hegel, hg. v. Johannes Hoffmeister. Hamburg 1954, Bd. 3, S. 215 f.).

⁹ Fuhrmans spricht bezüglich jener Rezension von einer „überaus günstigen“ Besprechung (BuD, Bd. I, S. 450, Anm. 194). Ganz anders urteilte Schelling in seiner früheren *Ueber Offenbarung und Volksunterricht* betitelten Rezension 1798, in der Niethammers Gedanke der Versöhnung von Vernunft und Religion kritisiert wird. Siehe hierzu Manfred Frank: Der kommende Gott. Frankfurt a. M. 1982, S. 204. Rezensiert wird die theologische Dissertation Niethammers: *De persuasione pro revelatione, eiusque stabiliendae modo rationis praeceptis consentaneo*. Jena 1797, deren Bestreben es sei, „den Glauben an Offenbarung aus pädagogischen Gründen als unentbehrlich zu erweisen, ohne dabei den Standpunkt der Kritischen Philosophie aufzugeben“ (Hojer [Anm.] 5), S. 20).

¹⁰ Die Rezension erschien in der *Jenaischen Allgemeine[n] Literaturzeitung* 1809, Nr. 13-15, vom 16. bis 18. Januar.

¹¹ F. W. J. Schelling: Philosophische Entwürfe und Tagebücher 1809-1813. Philosophie der Freiheit und der Weltalter, hg. v. Lothar Knatz/ Hans Jörg Sandkühler/ Martin Schraven. Hamburg 1994, S. 9, Anm. 48 A, sowie S. 16. Der Jahreskalender 1809 enthält keine Erwähnung über die Niederschrift der Rezension, wonach anzunehmen ist, dass Schelling sie schon im vorigen Jahr beendet hat.

¹² In der bisherigen Forschung wurde weder Niethammers Abhandlung noch Schellings Rezension viel berücksichtigt. Eine Analyse dieser Rezension im Hinblick auf die Kritik der Moderne hat Knatz in einem japanischen Aufsatz geliefert, ohne jedoch Niethammers Text selbst miteinzubeziehen (Lothar Knatz: „Schelling to Kindai [Schelling und die Moderne]“. In: Jiro Watanabe und Kazuko Yamaguchi (Hg.), *Moderne no Kageri. Schelling-Jiyuron no genzai* [Schatten der Moderne. Die Gegenwart der *Freiheitsschrift* Schellings, im Japanischen], Kyoto 1999, S. 1-30, S. 11 ff.). Hollerbach hat den Staatsgedanken in dieser Rezension mit dem in den *Stuttgarter Privatvorlesungen* in einer Anmerkung analysiert (Alexander Hollerbach: *Der Rechtsgedanke bei Schelling. Quellenstudien zu seiner Rechts- und Staatsphilosophie*. Frankfurt a. M. 1957, S. 194, Anm. 429). Eine kurze Erwähnung findet man ferner in Jean-François Marquet: *Liberté et existence. Étude sur la formation de la philosophie de Schelling*. Paris 1973, S. 356. Eine ältere philosophische Dissertation von Schaefer (Anm. 7) thematisiert die Frage, wie Schelling in Bayern die damalige Pädagogik beeinflusst habe und sucht herauszustellen, dass es Schelling gelungen sei, durch seine Bekanntschaft mit den wichtigen Pädagogen, vor allem Niethammer und Friedrich Thiersch, auf die Reform des Schulwesens in Bayern zu wirken. Was Schellings Rezension 1809 betrifft, scheint Schaefer keinen eingehen-

Niethammer untersucht in seiner Schrift die damals diskutierte pädagogische Frage, ob die Bildung von der künftigen Berufsbestimmung abhängig gemacht werden soll. Der sogenannte *Philanthropismus*¹³ bejaht die Frage und ist bestrebt, in den Schulen als „Vorschulen für den künftigen Beruf der Lehrlinge“¹⁴ bereits praktische Kenntnisse zum Lehrgegenstand zu machen, während der *Humanismus* einen Gegenpol dazu bildet und sich gegen diese Position wehrt. Niethammer führt diesen Unterschied auf den zugrunde liegenden Gegensatz zurück, nach dem das Wesen des Menschen entweder auf die animale Natur, also auf die „Thierheit“, oder auf die rationale Natur, also auf die „Vernunft“, einseitig beschränkt wird. Im Gegensatz zur Vernunft wird die Natur deswegen animalisch genannt, weil sie „in irdischem Treiben und Thun“ versunken sei.¹⁵ Niethammer versucht, zwischen den beiden Extremen zu vermitteln, da die beiden Seiten der doppelten Natur im Wesen des Menschen zwar nicht in eins zu bringen, aber doch voneinander untrennbar sind:

der Mensch [ist] nicht nur weder Vernunft allein noch Thier allein, sondern auch nicht beides nebeneinander, sondern durchaus beides als Eines, und insofern überhaupt weder Vernunft, noch Thier, sondern ein Drittes aus beiden, durch Vernunft modificirte Thierheit und durch Thierheit modificirte Vernunft [...].¹⁶

Bei diesem Vermittlungsversuch Niethammers erhält der Humanismus den Vorzug. Niethammer erkennt zwar die Gefahr des Humanismus, der zufolge die ältere Pädagogik zum Verkennen der „Bestimmung des Menschen auf Erden“ führte: Sie habe „die Erde nur als ein

den Vergleich mit dem rezensierten Werk unternommen zu haben. So übersieht er die m. E. wichtige Weiterentwicklung der Niethammerschen Idee durch Schelling: die Umwandlung der Humanität zur Persönlichkeit (siehe Schaefer, S. 43; vgl. auch S. 29 f.). Anders als Schaefer, der Niethammer die Selbständigkeit als Denker gegenüber Schelling eher abspricht (Schaefer, S. 109 ff.), stellt Hojer dar, dass Niethammer in seinem Plan der Schulreform – dem nicht gedruckten, sondern nur lithographierten *Allgemeinen Normativ der öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem Königreiche Bayern* von 1808 – zwar gemeinsam mit Schelling die Stellung gegen den Wismayrschen Lehrplan von 1804 einnimmt, Schellings Naturphilosophie jedoch „zumindest kritisch gegenüberstand“. Siehe Hojer (Anm. 5), S. 28 f.

¹³ Diese Richtung der Pädagogik geht auf Johann Bernhard Basedow (1723-1790) zurück, der 1774 in Dessau das „Philanthropinum, eine Schule der Menschenfreundschaft für Lernende und junge Lehrer“, gegründet hat (Max Müller: „Basedow, Johann Bernhard B“. In: ADB, Bd. 2, Leipzig 1875, S. 113-124, S. 120). Anders als Niethammer, der den Begriff des „Philanthropinismus“ verwendet, benutzt Schelling den des „Philanthropismus“. Siehe z. B. VII, S. 389.

¹⁴ Niethammer (Anm. 5), S. 27.

¹⁵ Vgl. Niethammer (Anm. 5), S. 101.

¹⁶ Niethammer (Anm. 5), S. 67.

Jammerthal“ betrachtet, „das der Mensch nur zu durchwandern habe, um sich von allem Irdischen zu reinigen und sich zum Himmel, in welchem seine eigentliche Heimath sey, nach der sich seine Seele sehne, würdig zu bereiten“. ¹⁷ Der Humanismus beschäftigte sich indessen mit dem wichtigeren Teil des Wesens des Menschen, während der Philanthropinismus diesen vernachlässigte:

Der Theil der zweifachen Natur des Menschen, den der Humanismus vorzugsweise bildet und gegen die Unterdrückung des Philanthropinismus beschützt, ist eben so in jeder Hinsicht der wichtigere, wie der andere Theil der menschlichen Natur, den er vernachlässiget, in jeder Hinsicht der minder wichtige ist. ¹⁸

Eine weitere Gefahr des Humanismus sieht Niethammer darin, dass er, indem er sich primär nicht mit den materiellen Gegenständen, mit den Sachen, sondern mit den geistigen Gegenständen, mit den Ideen, beschäftigt, seine Lehrgegenstände in einen geistlosen Mechanismus setzt und statt der lebendigen Bildung des Menschen eine unlebendige Bildung eines Gelehrten bewirken könnte, der mit der Wirklichkeit nichts anzufangen weiß. Doch auch dieses sei kein Argument für den Philanthropinismus:

In dem Gebiete der Sachen, wie in dem Gebiete der Ideen, kann derselbe geistlose Mechanismus einreißen, daß man sich und Andere gewöhnt, Begriffe in ihrer gänzlichen Abstraction von der Sache zu denken, [...] die lebendige Anschauung über der todten Formel ganz zu vergessen. Aber diesen Fehler dadurch verbessern wollen, daß man, anstatt in beiden Arten von Gegenständen die Anschauung / selbst mit dem Begriffe zu verbinden, neben todte Formeln [...] von Gegenständen der innern Anschauung todte Beschauung von Gegenständen der äußeren Anschauung stellt, heißt aus übel nur ärger machen. ¹⁹

Um dieser Gefahr zu entgehen, schlägt Niethammer vor, statt der Gelehrtenbildung der Humanitätsbildung nachzustreben, und führt in dieser Absicht einen zweiten Gegensatz ein, den er noch über den ersten von Tierheit und Vernunft setzt. Indem er an früherer Stelle des

¹⁷ Niethammer (Anm. 5), S. 86.

¹⁸ Niethammer (Anm. 5), S. 73. Niethammer beruft sich hierbei auf die Stelle im *Neue[n] Testament*, in der Jesus zu Martha sagte: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe; Eins aber ist noth: Maria hat das gute Theil erwählet!“ (Lukas, 10, 41 f.; Niethammer [Anm. 5], S. 74). Offenbar war Niethammer wie vielen seiner Zeitgenossen die berühmte Predigt von Meister Eckhart (Predigt 86. In: Die deutschen Werke, hg. v. Josef Quint. Stuttgart 1976, Bd. 3, S. 481-492) noch unbekannt. Zu dieser Predigt vgl. Yoshiyasu Matsui: „Die Freiheit bei Meister Eckhart“. In: *Philosophisches Jahrbuch* 104, 1997, S. 241-262.

¹⁹ Niethammer (Anm. 5), S. 178 f.

Textes diese beiden Seiten als doppelte Natur des Menschen und diese insofern als voneinander untrennbar darstellte, wurde der Gegensatz gleichsam aufgehoben. So bestimmte er die Erziehung als „Erweckung und Bildung der Vernunft in dem Kinde“²⁰ und bezeichnete die „Bildung der Vernunft“ auch als „die eigentliche Humanitätsbildung“.²¹ Nun nimmt er „eine schärfere Unterscheidung des Begriffs von Menschenbildung“ vor, die auf dem Unterschied der Vernunft und der Humanität beruht.²² Menschenbildung ist insofern *Vernunftbildung*, als sie nur auf das „Grundmerkmal“ der Menschheit, d. h. auf die Vernunft aus ist; sie ist aber auch *Humanitätsbildung*, die eine „höhere Menschenbildung“ darstellt, insofern hiermit das „Ideal der Menschheit in dem Individuum“ im Blick steht²³:

Sofern der Unterricht bloß darauf gerichtet ist, Bewußtseyn und Erkenntniß der Vernunft in dem Lehrling zu erwecken, ist er zwar allerdings Menschenbildung, und verdient mit Recht diesen ehrwürdigen Namen, weil die Vernunft das Grundmerkmal der Menschheit ist. Aber, so wenig die Vernunft der ganze Mensch ist, so wenig kann jene Vernunftbildung für die ganze Menschenbildung gelten. Der ganze Mensch ist die mit den mannichfaltigsten Anlagen und Kräften zu Einem wunderbaren Ganzen vereinigte Vernunft: die vollendete allseitige und harmonische Ausbildung dieses Einen Ganzen ist das Ideal der Menschheit, dem wir den alten oft verkannten ehrwürdigen Namen der Humanität mit Recht erhalten.²⁴

II. Schellings Kritik an Niethammer

Schelling nimmt Niethammers Einteilung der Menschenbildung in Vernunftbildung als „nothwendige“ Menschenbildung und Humanitätsbildung als „freie Menschenbildung“ auf²⁵, modifiziert sie aber gleichzeitig zu einem „Grundgegensatz zwischen Bildung zur Vernunft und Bildung zur Persönlichkeit“.²⁶ Er hebt dabei das Einzigartige jedes Menschen in seinem Tun noch deutlicher hervor, als es Niethammer in seinem Konzept der Humanität tut:

Sollte der wahre hier allein zu suchende Gegensatz nicht folgender seyn? – Der Vernunft, die als das Vernehmende und Allgemeine in Ansehung des Menschen mehr den Charakter der Ruhe und Hingebung hat,

²⁰ Niethammer (Anm. 5), S. 62.

²¹ Niethammer (Anm. 5), S. 93.

²² Niethammer (Anm. 5), S. 189.

²³ Niethammer (Anm. 5), S. 190.

²⁴ Niethammer (Anm. 5), S. 190.

²⁵ Niethammer (Anm. 5), S. 190.

²⁶ VII, S. 525.

kann bloß das Thätige, Selbstwirkende, mit Einem Worte die Persönlichkeit entgegengesetzt werden. [...] diese, die Persönlichkeit, ist es, nach welcher wir die besondere Tüchtigkeit und Trefflichkeit des Menschen schätzen [...].²⁷

Die Persönlichkeit ist es, was den Menschen befähigt, selbständig zu sein, sie ist die „schaffende – das, was nicht ist, hervorbringende – Kraft“.²⁸ Die Frage der Umwandlung der Humanität zur Persönlichkeit bildet den Leitfaden der Rezension, der Schelling trotz seiner grundsätzlich positiven Beurteilung auch zu einigen kritischen Bemerkungen über Niethammers Abhandlung herausfordert.²⁹ Positiv wird von ihm beurteilt, dass Niethammer den Gegensatz von Tierheit und Vernunft überwunden hat:

Ist im Menschen die Thierheit bereits von der Geistigkeit durchdrungen, der Leib, wie der Verfasser sagt, ein Tempel des heiligen Geistes, so ist der Gegensatz schon durch das Wesen des Menschen als solchen aufgelöst; ein höherer und anderer muß hervortreten.³⁰

Dieses stimmt auch mit der Feststellung im Rahmen der *Freiheitschrift* – in der Vorrede des ersten Bandes von *F. W. J. Schelling's philosophische[n] Schriften*, in dem sie zum ersten Mal erschien – überein, nach der bekanntlich der „Gegensatz von Natur und Geist“ durch einen höheren ersetzt werden soll: „Jene Wurzel des Gegensatzes [von Natur und Geist] ist nun ausgerissen, und die Befestigung richtigerer Einsicht kann ruhig dem allgemeinen Fortgang zu besserer Erkenntnis überlassen werden.“³¹ Auch Niethammers Auflösung des Gegensatzes der Tierheit und der Vernunft hat nach Schelling zur „Befestigung richtigerer Einsicht“ beigetragen. Sie ist überdies im

²⁷ VII, S. 516.

²⁸ VII, S. 518.

²⁹ Schelling beurteilt positiv, dass es Niethammer gelungen sei, das Problem dialektisch darzustellen: „die Gründlichkeit der Ausführung und die dialektische Natur der Untersuchung selbst reizen, statt sich auf die bloße Anzeige zu beschränken, ein wissenschaftliches Wort darüber zu sprechen [...]“ (VII, S. 511). Schelling hebt das „Princip der Unterordnung“ bei Niethammer hervor: „Jeder Gegensatz, in dem sich findet, daß das eine (richtig verstanden) das andere begreift, dieses also das Begriffene von jenem ist, muß nach dem Princip der Unterordnung entschieden werden. Eben dieses ist das durchgängig vom Verfasser Angenommene“ (VII, S. 521). Zum „Princip der Unterordnung“ bei Niethammer vgl. Niethammer (Anm. 5), S. 130. Siehe auch S. 135.

³⁰ VII, S. 515. Vgl. den entsprechenden Satz Niethammers: „man dürfte wohl den Pädagogen, welche die animale Natur des Menschen mit Füßen treten zu müssen meinen, mit dem Apostel zurufen: ‚wisset, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist!‘“ (Niethammer [Anm. 5], S. 40).

³¹ VII, S. 333.

Hinblick auf das Problem des Bösen wichtig, wie er bereits in der Rezension behauptet, weil durch sie die falsche Gleichsetzung des Bösen mit dem Animalischen zugleich überwunden wird, welche sowohl zur Herabsetzung der Natur gegenüber dem Geist als auch zur Verharmlosung des Bösen im Menschen führen musste:

wenn er [= der Humanismus] [...] das Animalische, als das vermeintlich böse Princip, herabzusetzen und zu schwächen, das andere [= das Rationale] dagegen zu erhöhen suchte, so lag der Fehler [...] in der Annahme, daß im Menschen, wo offenbar ein höherer Kampf beginnt, die Geistigkeit ihren Gegensatz in der Thierheit habe.³²

Darüber hinaus ist Schelling mit Niethammer darin einig, dass die Gelehrtenbildung keine freie Bildung sein kann, weil sie die Entfaltung der Individualität hemmt, statt sie zu fördern.³³ Schelling unterstreicht Niethammers Parteinahme gegen die „Unterdrückung aller Eigenthümlichkeit durch die Uniformirung des Unterrichtes, [...] durch welche die Auflösung ins Allgemeine bei uns endlich bis zur substanzlosesten Durchsichtigkeit gelangt ist“.³⁴ Niethammer kritisiert nicht nur die „Uniformirung des Unterrichtes“³⁵, sondern plädiert ausdrücklich für die Förderung der Entwicklung der eigentümlichen Anlagen in jedem Individuum, d. i. für die Entfaltung der Individualität statt ihrer Vernichtung:

Man hat sich ein Ideal des vollendeten Menschen eronnen, das jeder einzelne Mensch als möglichst vollendetes Exemplar darstellen soll; und jenes Ideal hat man zusammengesetzt aus allen erdenklichen Eigenschaften, Vorzügen und Vollkommenheiten, die sich in den einzelnen Individuen zerstreut und – weil sie, als vorherrschend im Einzelnen, andre Eigenschaften, Vorzüge und Vollkommenheiten in demselben Individuum zurückdrängen, – vereinzelt finden. Man hat ferner angenommen, daß diese Vereinzelnung nur aus der Erziehung komme, die nicht Sorge genug getragen habe, alle Kräfte in jedem Individuum auszubilden, und daraus hat man geschlossen, daß man nur diese Einseitigkeit der Bildung vermeiden dürfe, um alle menschliche Vollkommenheiten bis zu einem Grade in jedem Individuum zu vereinigen. [...] / [...] Das nennt man Bildung und noch dazu freie Bildung des Menschen, daß man seine Individualität vernichtet, und ihn zu ei-

³² VII, S. 519.

³³ Siehe VII, S. 529 sowie Niethammer (Anm. 5), S. 194.

³⁴ VII, S. 517. Vgl. auch VII, S. 528. Schelling bezieht sich auf treffliche „Bemerkungen über diese Unterdrückung individueller Eigenthümlichkeit“ (ebd.), gegen die „der Verfasser (S. 198 ff.) so treffende Worte redet“ (VII, S. 517). Siehe die entsprechende Stelle, Niethammer (Anm. 5), S. 198-201.

³⁵ Vgl. Niethammer (Anm. 5), S. 198.

nem dürftigen Compendium aller menschlichen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten umgestaltet? So wenig achtet man das Wesen der Menschheit, die eben in dem mannichfaltigsten Reichthum von Individualität in ihrer herrlichsten Kraft erscheint, daß man die Vernichtung dieser Individualität als das Ideal der Bildung des Menschengeschlechts betrachtet? So wenig kennt man die Gränzen des Bildungsgeschäfts, daß man, anstatt die natürliche Entwicklung der Individualität bloß zu leiten und zu unterstützen, sie vielmehr aufzuheben und nach einem unbestimmten allgemeinen Schema umzubilden trachtet? – Zum Glück gelingt es der Kunst nicht leicht, die Natur zu unterdrücken, und so wird auch jener Mißgriff unsrer Erziehungsweise wenigstens die kräftigere Individualität nicht überwinden und vielleicht, wie es in der Welt der Freiheit so oft geschieht, der unnatürliche Zwang nur die Kraft um so mehr aufregen.³⁶

In Niethammers Plädoyer für die Individualität in der Erziehungsfrage weht nun das gleiche Pathos, wie Schelling diesem in seinem Fragment *Ueber das Wesen deutscher Wissenschaft* Ausdruck verliehen hat: „Aller Mechanismus vernichtet die Individualität, gerade das Lebendige geht nicht in ihn ein und ist ihm nichts. Alles Große und Göttliche aber geschieht immer durch Wunder, [...] nur durch das Gesetz und die Natur des Individuums.“³⁷ Er unterlässt jedoch nicht, seine weiterführenden Gedanken in der Rezension wie folgt zu formulieren: „Die Individualität ist zwar nicht die Persönlichkeit selbst, aber doch

³⁶ Niethammer (Anm. 5), S. 199 f. Zur Frage, was für eine Stellung dieses Plädoyer Niethammers für die Individualitätsförderung innerhalb des sogenannten Neuhumanismus als ganzen einnimmt, vor allem wie die Lehre Niethammers zu der des wichtigsten Vertreters des Neuhumanismus, Wilhelm von Humboldt, steht, vgl. Hojer (Anm. 5), S. 84 f. Zu dem Begriff der Individualität bei Wilhelm von Humboldt vgl. Takako Shikaya: W. v. Humboldt ni okeru „Seishinteki Kotaisei“ toshiteno Gengo [Sprache als „eine geistige Individualität“ bei W. v. Humboldt]. In: Dies., Kotaisei no Kaishakugaku. Leibniz kara Gendai made [Hermeneutik der Individualität. Von Leibniz bis zur Gegenwart], Kyoto 1994, S. 155-174.

³⁷ VIII, S. 12. Das von Manfred Frank auf das Jahr 1807 datierte, unveröffentlicht gebliebene Fragment kritisiert mit scharfem Ton den Staat und seine Vernichtung der Individualität: „Vertilgung der Individualität ist eben die Richtung eines unmetaphysischen, bloß mechanisch geformten Staates“ (ebd.). Die Rede vom „heiligen Krieg“ der „deutschen Nation“ (VIII, S. 13), vom deutschen Volk, das die Reformation und die darauf folgenden religiösen Kriege zu erleben hatte, spiegelt den konfessionsbedingten Zwiespalt in Bayern wider, vor der auch Niethammer als protestantischer Schulreformer zu bestehen hat. Vgl. Zeltner's Datierung dieses Fragmentes auf den Zeitpunkt nach der *Freiheitsschrift*: ihm zufolge ist es bestimmt für die 1813 von Schelling herausgegebene *Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche* (Hermann Zeltner: Schelling. Stuttgart 1954, S. 181). K. F. A. Schelling, der Sohn Schellings und Herausgeber von dessen *Werken*, datiert es auf die Jahre „1812 oder 1813, vielleicht aber auch schon früher“ (VIII, S. VI).

*ihre Basis und gleichsam ihr Organ.*³⁸ Die Frage der Umwandlung der Humanität in die Persönlichkeit, die den Leitfaden der Rezension darstellt, führt so zur Bestimmung des Verhältnisses von Individualität und Persönlichkeit, wonach das Besondere des Menschen, welches in jedem Individuum liegt, erst in der schöpferischen Persönlichkeit zu seiner vollendeten Entwicklung gelangt, d. i. über sich selbst hinausgehen vermag.³⁹ Dementsprechend kann Schelling Niethammers Ideal der Menschenbildung nicht problemlos übernehmen. Es kann nicht mehr wie bei Niethammer der ganze Mensch als die mit individuellen Anlagen und Kräften zu einem Ganzen vereinigte *Vernunft*⁴⁰ verstanden werden. In der folgenden Paraphrase Schellings ist die Verlagerung des Schwerpunkts auf das Individuum unübersehbar:

Das mögliche Ideal der Bildung in einem Individuum ist erreicht, wenn es mit einer herzhaften Weltansicht [...] und aufgehellter, sicherer Vernunft die entschiedene Ausbildung desjenigen besonderen Talents, derjenigen bestimmten geistigen oder materiellen Anlage verbindet, die in seiner Individualität liegt. Alles andere ist unnütz oder vom Argen.⁴¹

Schelling nimmt zwar den Gedanken Niethammers auf, demzufolge „der Mensch nicht bloß zur Vernunft geweckt, sondern auch diese in Werk und That äußerlich darzustellen / befähigt werden solle“.⁴² Was

³⁸ VII, S. 528; kursiv von der Verfasserin. Vgl. die entsprechende Formulierung in der *Freiheitsschrift*, nach der die Selbstheit des Menschen „zur Basis, zum Organ“ gemacht werden soll (VII, S. 389). Der Begriff der Selbstheit wird von Schelling unterschiedlich verwendet. Hier ist er es im Sinne der Individualität, andernorts aber kann er die Persönlichkeit selbst bedeuten.

³⁹ Vetö legt Schellings Begriff der Individualität in dieser Rezension, der die bestimmte Anlage geistiger und materieller Art bedeutet (vgl. VII, S. 528), als die „Verwicklung der Seele mit dem Leib“ (VI, 6S. 1) aus, wie es in der Schrift *Philosophie und Religion* 1804 der Fall ist (Miklos Vetö: *Le Fondement selon Schelling*. Paris 1977, S. 522). Das ist vor allem deswegen problematisch, weil zum einen dabei die Tatsache wenig berücksichtigt wird, dass sich Schelling im Jahre 1804 noch im Rahmen der Frage von Gegensatz und Versöhnung des Endlichen und Unendlichen bewegt, jener „abgezogenen Begriffe“ der „dogmatischen Philosophie“, die er gerade in der *Freiheitsschrift* 1809 durch den „Begriff der Persönlichkeit“ überwindet (VII, S. 370 f.). Zum anderen muss beachtet werden, dass die Schrift *Philosophie und Religion* auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung mit Fichte erschienen ist, so dass die These von der Nichtigkeit der Individualität an erster Stelle als Kritik an der Ichphilosophie Fichtes zu verstehen ist. Hierzu sei auf die noch unveröffentlichte Dissertation der Verfasserin: Individualität als Organ der Persönlichkeit. Schellings Philosophieren zwischen 1801 und 1810 (in Vorbereitung), verwiesen.

⁴⁰ Vgl. die bereits zitierte Stelle: Niethammer (Anm. 5), S. 190.

⁴¹ VII, S. 528.

⁴² VII, S. 524 f. Vgl. die entsprechende Stelle in Niethammers Schrift: „Der Unterricht, der den Menschen zur Vernunft zu bilden hat, muß ihn als diese Doppel-Na-

nach der Erweckung der Vernunft folgen soll, ist nun nach ihm die Bildung der Individualität zur Persönlichkeit, „da alle Befähigung nur persönlich seyn kann“. ⁴³ Niethammer, der sich vehement gegen die Vernichtung der Individualität einsetzt, meint mit dem „Ideal“ der Bildung keineswegs ein bloß logisch erdachtes Abstractum. ⁴⁴ Er urteilt sogar im Rahmen der Humanismuskritik ausdrücklich das „logische Abstractum“, welches fälschlich als das Wesen des Menschen vorgestellt wird ⁴⁵, ähnlich wie Schelling in der *Freiheitsschrift* es tun wird. ⁴⁶ Bereits in dieser Rezension jedoch stützt sich Schelling auf den Begriff der Persönlichkeit, um jeder Abstraktion entgegenzuwirken. ⁴⁷

III. Philanthropismuskritik innerhalb der Transzendentalphilosophie

Schellings Einwand, dass die erstarrte Gelehrtenbildung nicht, wie Niethammer meint, zur Humanitätsbildung, sondern zur „Bildung zur

tur [von Tierheit und Vernunft] betrachten und behandeln, als ein Wesen, welches nicht bloß zur Vernunft geweckt, sondern auch, die Vernunft in *Wort und Werk* außer sich darzustellen, befähigt werden soll.“ (Niethammer [Anm. 5], S. 70; kursiv von der Verfasserin). Schelling zitiert statt „Wort und Werk“ „Werk und That“.

⁴³ VII, S. 525.

⁴⁴ „Ueberhaupt aber, [...] ist das Bestreben an sich schon verkehrt, die Individualität nach einem Ideal, das nur ein *Abstractum* der verschiedenen Individualitäten ist, und das nirgend als in der ungesunden Phantasie des unbedachtsamen Abstrahenten existiert, bilden zu wollen“ (Niethammer [Anm. 5], S. 201, kursiv von der Verfasserin).

⁴⁵ „Indem die Humanitäts-Philosophen durch logische Abstraction die geistige Natur des Menschen isoliren, und dieses logische Abstractum allein als das eigentliche Wesen des Menschen vorstellen, begehen sie einen logischen Fehler, der sie zu schwärmerischen Ansichten in der That verleitet“ (Niethammer [Anm. 5], S. 41).

⁴⁶ Siehe VII, S. 394.

⁴⁷ So ist Niethammers Konzept der „Verwirklichung der Ideen“ nach Schelling eine Art Abstraktion, eine geistige Absonderung von der Realität, die den Gegensatz von Tierheit und Vernunft zu eliminieren vermeint, ohne ihn in Wahrheit zu überwinden, ein Argument, das auch im Hinblick auf die Hegelkritik in der Spätphilosophie Schellings nicht uninteressant sein dürfte. Im Gegensatz zum herkömmlichen Humanismus soll Niethammer zufolge der neue Humanismus „alles Bestreben des Geistes“ fördern, „seinen Ideen in der Außenwelt Wirklichkeit zu geben, worinn allein das wahre Handeln besteht“ (Niethammer [Anm. 5], S. 42). Niethammer spricht zugleich von der „positive[n] Kenntniß [...], die nöthig ist, um den Ideen Wirklichkeit in dieser Erdenwelt zu geben“ (ebd.). Schelling übt an diesen Gedanken der Verwirklichung der Ideen die schärfste Kritik in der Rezension: „Aber nur worin jene Mittel, oder [...], worin jenes – doch wohl ebenfalls positive – Princip bestehe, durch dessen Kraft der Mensch Ideen in der Außenwelt verwirklichtet – darüber hätten wir die bestimmte Erklärung vom Verfasser gewünscht. Denn wenn etwa darunter wieder nur Kenntnisse verstanden werden, z. B. die sogenannte Kenntniß

Persönlichkeit“ erhoben werden soll, basiert zugleich auf der zeitgenössischen Entwicklung der Philosophie, die sich bei Fichte deutlich nachzeichnen lässt und die in seinen Augen nicht im Humanismus, sondern im Philanthropismus ihren Ausdruck findet. Fichtes Ich habe sich nicht über das Individuum hinaus zur Persönlichkeit erheben können, weil das im Gegensatz zum Nicht-Ich gedachte Ich keine Basis für die Persönlichkeit werden kann. Nach Schelling ist Fichte durch seine religionsphilosophische Wende nicht zum Begriff der wahren Persönlichkeit gelangt, sondern vielmehr wandte sich seine Philosophie „ihrem Urheber unter der Hand“ zur Unterdrückung der persönlichen Entwicklung.⁴⁸ Diese Kritik an Fichte wird in der im Januar 1809 veröffentlichten Rezension ausgeführt, ohne seinen Namen zu nennen. In der *Freiheitsschrift* wird Fichte seine Nähe zum „Philanthropismus“ nunmehr ausdrücklich vorgeworfen: Während Kant zwar nicht theoretisch, wohl aber phänomenologisch zum Begriff der intelligiblen Tat und des radikal Bösen habe gelangen können⁴⁹, verhalte es sich bei Fichte geradezu umgekehrt,

der den / Begriff einer solchen Tat in der Spekulation erfaßt hatte, in der Sittenlehre wieder dem herrschenden Philanthropismus zufiel und jenes allem empirischen Handeln vorangehende Böse nur in der Trägheit der menschlichen Natur finden wollte [...].⁵⁰

der Welt, des Menschen, der positiven Einrichtungen u. s. . (S. 42), so geht uns der Gegensatz unversehens wieder verloren; wir bleiben auch damit nur in der Sphäre des Geistigen stehen“ (VII, S. 516).

⁴⁸ „Es ist, als hätte Ein Schicksal die äußeren Ereignisse und die inneren Geistesrichtungen bestimmt, als hätte alle Selbstheit und Ichheit [...] im Individuum mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollen. [...] Woher, ohne ein solches Schicksal anzunehmen, wäre begreiflich, daß eine Philosophie, die kräftiger als eine zuvor die Persönlichkeit erhoben, ja zum allgemeinen Mittelpunkt gemacht, ihrem Urheber unter der Hand zu einer völlig anderen geworden, die jede Selbstwirkung, jede eigne Tätigkeit des Menschen nicht kräftig genug zu verdammern weiß? [...]“ (VII, S. 517).

⁴⁹ Schelling ist hier bezüglich Kant etwas ungenau, wie Hennigfeld bemerkt: „Richtig ist, dass Kant in / der ‚Theorie‘ – KrV, A 538 ff. – zwar die intelligible Tat bzw. den intelligiblen Charakter thematisiert, eine intelligible Unterscheidung zum Bösen aber erst in der Religionsschrift erörtert.“ (Jochem Hennigfeld: Friedrich Wilhelm Joseph Schellings „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände“. Darmstadt 2001, S. 107 f.). Zu Schellings Rezeption von Kants intelligibler Tat vgl. Thomas Lein-kauf: Schelling als Interpret der philosophischen Tradition. Zur Rezeption und Transformation von Platon, Plotin, Aristoteles und Kant. Münster 1998, S. 158 ff.

⁵⁰ VII, S. 388 f. Vgl. Günter Zöller: Bestimmung zur Selbstbestimmung: Fichtes Theorie des Willens. In: Fichte-Studien 7, 1995, S. 101-118, insbesondere S. 107 ff. Nach Zöller ist Fichte einerseits in der *Wissenschaftslehre nova methodo* gelungen, „die von Reinhold vorgenommene Einschränkung des Willens auf die Willkür und die damit einhergehende Reduktion von praktischer Freiheit auf Wahl- oder Willkürfrei-

Fichte habe im praktischen Teil seiner Philosophie nicht seine im theoretischen Teil konzipierte Lehre der intelligiblen Tat vertieft. Das Ich als das einzige der Tat und der Freiheit Fähige, welches Fichte der Natur abspricht⁵¹, muss die Trägheit des Nicht-Ich zügeln, welches, ursprünglich unfrei, erst in Folge der Einwirkung des Ich tätig werden kann. In dieser Auffassung des Bösen als der unfreien Trägheit findet Schelling diejenige falsche Gleichsetzung des Bösen mit dem Animalischen im Menschen wieder, die Niethammer bereits überwunden hat.⁵² Das Böse wäre nach dieser Auffassung im Nicht-Ich, welches nicht das höchste Prinzip der Freiheit sein kann und nicht auf der höchsten Stufe der Entwicklung steht. Dafür würden sich aber keine Beweise finden lassen, denn das Böse bezeugt gerade die Vollkommenheit und nicht die Unvollkommenheit der Kreatur, wie Schelling an einer anderen Stelle der *Freiheitsschrift* sagt.⁵³

heit“ zu verlassen (S. 115). Andererseits bestrebe Fichte in dem *System der Sittenlehre* 1798 durch den Begriff des Urtriebes, der den Naturtrieb und den rein geistigen Trieb in sich umfasst, „die Leere und Formalität einer nur den rein-geistigen Trieb berücksichtigenden *Metaphysik der Sitten*“ zu überwinden und Sinnlichkeit und Vernünftigkeit „im Begriff des sittlichen Wollens als willentlicher Aneignung des Naturtriebes“ zu integrieren (S. 110). In Schellings Augen kann das letztere nicht erfolgen, weil Fichte die Natur nur durch „das ökonomisch-teleologische Prinzip“ auffassen kann (VII, S. 17). Statt eine Idealität in der Natur zu denken, die auch des Bösen fähig wäre, werde die Natur zu einem Gebrauchsgegenstand, welcher nur sinnliche Bedeutung hätte, wie er sie vor allem in der *Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre* 1806 polemisch darstellt.

⁵¹ Ein Ich könne man „aus der Natur nun nimmermehr herausbringen“, schreibt Fichte in den *Bemerkungen Bei der Lectüre von Schellings tr. Idealismus* (GA II, Bd. 5, S. 415). Siehe auch Fichte-Schelling: Briefwechsel. Einleitung von Walter Schulz. Frankfurt a. M. 1968, SS. 105, 114, 125.

⁵² Vgl. auch eine andere Stelle der *Freiheitsschrift*, wonach die falsche Gleichsetzung des Bösen mit der „Sinnlichkeit“ und „Animalität“ im „Philanthropismus“ „eine natürliche Folge der Lehre [ist], nach welcher die Freiheit in der bloßen Herrschaft des intelligenten Princips über die sinnlichen Begierden und Neigungen besteht, und das Gute aus reiner Vernunft kommt, wonach es begreiflicher Weise für das Böse keine Freiheit gibt [...]; richtiger zu reden aber das Böse völlig aufgehoben wird“ (VII, S. 371).

⁵³ Vgl. VII, S. 369. Bezüglich des Problems der Trägheit ist Schelling hier Fichte gegenüber etwas ungerecht. Im *System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftslehre* 1798 stellt dieser dar, dass die Trägheit in Folge der ursprünglichen Einwirkung des Ich zur Tätigkeit werden und insofern eine positive Kraft sein kann (vgl. GA I, Bd. 5, S. 182 f.). Schelling hatte 1804 auch die begrenzte Positivität der Trägheit im Einklang mit Leibniz' Privationslehre ganz und gar bestritten (VI, S. 244 f.), um sie dann in der *Freiheitsschrift* anzuerkennen (VII, S. 369 f.). Vgl. hierzu von der Verfasserin (Anm. 38).

Wenn Schelling in der *Freiheitsschrift* den Gedanken der intelligiblen Tat und des radikal Bösen im Gefolge Kants zu vertiefen sucht, so geschieht das noch in der Absicht, die transzendentalphilosophische Konsequenz auf richtige Weise durchzuführen, d. h. mit dem *eigentlichen* Kant die falschen Folgerungen aus der kritischen Philosophie, die nach Schelling vor allem bei Fichte vorzüglich zur Erscheinung kommen, zu berichtigen.⁵⁴ Wie unten noch zu sehen ist, verlässt er diese Position in den *Stuttgarter Privatvorlesungen*. Was die Fichtekritik der *Freiheitsschrift* betrifft, so zielt sie auf Fichtes bloß ideale Selbstbestimmung, die sich in Wahrheit nicht bestimme, sondern nur erfasse.⁵⁵ Fichtes Philosophie der Ichheit habe jenem „idealistische[n] Begriff“ der Freiheit als der „wahre[n] Weihe für die höhere Philosophie unsrer Zeit und besonders den höheren Realismus derselben“ Ausdruck verliehen.⁵⁶ So konnte der „Spinozische Grundbegriff“ „durch das Prinzip des Idealismus vergeistigt“ werden, damit schließlich in Schellings Naturphilosophie die „Wechseldurchdringung des Realismus und Idealismus“ ermöglicht werde.⁵⁷ Mit Fichte

⁵⁴ Hermanni stellt in seiner gründlichen Analyse der Theodizee in der *Freiheitsschrift* Schellings in Konzept der intelligiblen Tat zwei einander ausschließende Momente heraus: die intelligible Tat als die eigene Tat des Menschen nach Fichte und als die sittliche Entscheidung nach Kant. Diese Diskrepanz sieht er auch in Schellings Spätphilosophie: den Sündenfall als „Selbstsetzung des Geistes“ nach der *Philosophie der Mythologie* und als „Selbstverfehlung des Geistes“ nach der *Philosophie der Offenbarung* (Friedrich Hermanni: Die letzte Entlastung. Vollendung und Scheitern des abendländischen Theodizeeprojektes in Schellings Philosophie. Wien 1994, S. 260). Hermanni interpretiert die im folgenden zu erläuternde Problematik der Selbstbildung Gottes in den *Stuttgarter Privatvorlesungen* auch als die Selbstverfehlung des Geistes. Ausgehend von Augustinus und Kant kommt bei Hermannis Untersuchung das Problem vom Prozess der Bewusstwerdung offensichtlich zu kurz. Die Erhebung der Individualität zur Persönlichkeit kann nicht genügend gewürdigt werden, wenn man das der *Freiheitsschrift* vorausliegende Identitätssystem und sein Ringen um die Naturphilosophie beiseite lässt. Hermannis Behandlung der Identitätsphilosophie bleibt jedoch ausschließlich bei der Analyse ihres ‚ideellen Teils‘ (vgl. VII, S. 334), vor allem der Schrift *Philosophie und Religion* (S. 181 ff.).

⁵⁵ Fichte ringt bekanntlich um das Problem des Anstoßes: „keine Thätigkeit des Ich, kein Anstoß. [...] kein Anstoß, keine Selbstbestimmung“ (GA I, Bd. 2, 356). Der Begriff des Anstoßes ist jedoch Schelling zufolge unzureichend, ‚theoretisch unbegreiflich‘ (V, S. 111 f.), wie er bereits 1802 im *Kritische[n] Journal der Philosophie* kritisiert. Nach Hogrebe liegt den beiden Philosophen ein unterschiedliches Konzept der „Sehnsucht“ zugrunde: Während die Sehnsucht bei Fichte „Quelle der intentional zugänglichen Welt“ ist, bedeutet sie bei Schelling „die Energiequelle der Weltentstehung“ (Wolfram Hogrebe: „Sehnsucht und Erkenntnis“. In: Ders. [Hg.], *Fichtes Wissenschaftslehre* 1794. Philosophische Resonanzen, Frankfurt a. M. 1995, S. 50-67, S. 61).

⁵⁶ VII, S. 351.

⁵⁷ VII, S. 350.

ist Schelling so weit einig, als dieser statt der unendlichen Substanz, die in dem unlebendigen System Spinozas selber ein Ding bleibe⁵⁸, das tätige Ich als das Prinzip der Freiheit setzt: „Das Ich, sagt Fichte, ist seine eigne That; Bewußtseyn ist Selbstsetzen – aber das Ich ist nichts von diesem Verschiedenes, sondern eben das Selbstsetzen selber.“⁵⁹ Allein, ohne zu jener Wechseldurchdringung zu gelangen, schlägt Fichtes Schritt über den einseitigen Realismus Spinozas hinaus in den einseitigen Idealismus um:

Dieses Bewußtseyn aber, inwiefern es bloß als Selbst-Erfassen oder Erkennen des Ich gedacht wird, ist nicht einmal das Erste [= das Ich als seine eigene Tat], und setzt wie alles bloße Erkennen das eigentliche Seyn schon voraus. Dieses vor dem Erkennen vermuthete Seyn ist aber kein Seyn [...].⁶⁰

Auf seine These von dem Wollen als Ursein rekurrierend, versichert zwar Schelling in der *Freiheitsschrift*: „[...] es ist reales Selbstsetzen, es ist ein Ur- und Grundwollen, das sich selbst zu etwas macht und der Grund und die Basis aller Wesenheit ist.“⁶¹ Um wahrhaft organische Wechseldurchdringung des Realismus und des Idealismus zu erreichen, verlässt aber Schelling in den ein Jahr später gehaltenen *Stuttgarter Privatvorlesungen* das Konzept der intelligiblen Tat. Indem er statt dessen den Gedanken der Selbstbildung einführt, gibt er das transzendentalphilosophische Konzept der Tat und des Selbstsetzens auf, welches Schellings Theorie der Zeit und der Ewigkeit nicht gewachsen sein kann.

IV. Von der Selbstbestimmung zur Selbstbildung

Die intelligible Tat wird zwar in der *Freiheitsschrift* als eine ewige Tat dargestellt.⁶² Ihr Ewigkeitscharakter bleibt in dieser Schrift jedoch noch unbegründet. Der Zusammenhang der Ewigkeit mit der Zeit und der Geschichtlichkeit ist eine Frage, auf die Schelling erst später – vor allem von den *Weltalter[n]* an – eine systematische Antwort entfalten

⁵⁸ Siehe VII, S. 349.

⁵⁹ VII, S. 385.

⁶⁰ VII, S. 385. Schelling hingegen verbindet die intelligible Tat mit Spinozas realisiertem Begriff der Freiheit, der zugleich innere Notwendigkeit ist und von Spinoza nur dem göttlichen Handeln – der Selbstbestimmung der *causa sui* – zugeschrieben wurde. „Das intelligible Wesen kann [...], so gewiß es schlechthin frei und absolut handelt, so gewiß nur seiner eignen innern Natur gemäß handeln [...]; denn frei ist, was nur den Gesetzen seines eignen Wesens gemäß handelt und von nichts anderem weder in noch außer ihm bestimmt ist“ (VII, S. 384). Vgl. *Ethica* I, Prop. 17.

⁶¹ VII, S. 385.

⁶² Siehe VII, S. 385 f.

kann. In den *Stuttgarter Privatvorlesungen* findet man bereits keine Rede mehr von der intelligiblen Tat. Eine Ewigkeit jenseits aller geschichtlichen Zeiten – ein transzendentalphilosophisches Gedanken- ding – wird in einen Zusammenhang mit der Zeit hineingeholt.⁶³ Schelling steht vor der Frage: Wie kann die praktische Selbstbestimmung als ein ideeller Akt des Ich vor und außer der Zeit in Verbindung gesetzt werden mit dem, was als Geschichte zeitlich geschieht?⁶⁴ Nach Schelling bietet der Prozess der „Selbstbildung“ die Lösung.⁶⁵ Statt einer einseitigen Herrschaft des ewigen Intelligiblen jenseits alles Zeitlichen fragt Schelling nach einer Interaktion zwischen Realem und Idealem, aus der nicht mehr eine statische Ewigkeit, sondern ein lebendiges Werden in der Zeit verständlich wird. In den *Privatvorlesungen* wird der Prozess der Selbstbildung vor allem als die Interaktion zwischen Natur und Geist dargestellt. Nicht das Ich bestimmt sich selbst und das Nicht-Ich, welches nur sekundär tätig sein kann, sondern Natur und Geist agieren gleichzeitig, wodurch eine lebendige Einheit der beiden sich fortbildet.⁶⁶

⁶³ Hutter weist darauf hin, dass die „latente Räumlichkeit, die auch in der Rede vom ‚Grund‘ mitschwingt“, in der auf die *Freiheitsschrift* folgenden Zeit unmissverständlich „in zeitliche Bestimmungen“ transformiert worden sei. Siehe Axel Hutter: Geschichtliche Vernunft. Die Weiterführung der Kantischen Vernunftkritik in der Spätphilosophie Schellings. Frankfurt a. M. 1996, S. 286. Theunissen vertritt die These, Schelling beabsichtige durch seine *Freiheitsschrift* die Überwindung der Transzendentalphilosophie, die allerdings nicht gelungen sei, weil er die derivierte Absolutheit der menschlichen Freiheit zugunsten der Absolutheit des Schöpfergottes letztlich preisgebe (Michael Theunissen: „Schellings anthropologischer Ansatz“. In: Archiv für Geschichte der Philosophie 47, 1965, S. 174-189). Die Keime der Zeittheorie in der *Freiheitsschrift* sowie deren anthropologische Weiterentwicklung nach 1809 thematisiert Theunissen nicht.

⁶⁴ In dem Zeitraum nach der *Freiheitsschrift* und wohl unmittelbar vor den im Februar und Juli gehaltenen *Stuttgarter Privatvorlesungen* notiert sich Schelling in seinem Jahreskalender des öfteren Gedanken über die Geschichtlichkeit, das Bewusstsein und den Polytheismus. Siehe vor allem den Jahreskalender 1810 (Anm. 10), S. 42 f.

⁶⁵ VII, S. 433 f. Thomas Buchheim hat im Ausgang von der *physis* in der Antike auf die Bedeutung Schellings und seiner Idee der „Selbstbildung des Lebendigen“ auch für unser Naturverständnis hingewiesen. Thomas Buchheim: „Vergängliches Werden und sich bildende Form. Überlegungen zum frühgriechischen Naturbegriff“. In: Archiv für Begriffsgeschichte 41, 1999, S. 7-34.

⁶⁶ Van Bladel meint dagegen in seiner an Walter Schulz' These der Vollendung orientierten Abhandlung, dass es Schelling in den *Stuttgarter Privatvorlesungen* sowie in den *Weltaltern* nicht gelungen sei, die Theorie des Abfalls in *Philosophie und Religion* durch die in dem „Niederen“ angesetzte „Selbstverwirklichung“ Gottes zu überwinden, so dass er in den *Erlanger Vorträgen* 1821 von der „schwärmerischen Theosophie“ wieder zu der „transzendentalidealistischen Methode“ zurückkehren werde, um die reine, sich selbst als solche konstituierende Subjektivität nachzuho-

Der Prozess der Selbstbildung des Menschen und Gottes besteht darin, „das in uns bewußtlos Vorhandene zum Bewußtseyn zu erheben, das angeborene Dunkel in uns in das Licht zu erheben“.⁶⁷ Dieser Prozess besteht aus zwei Momenten, welche Schelling das „Niedere“ und das „Höhere“ nennt.⁶⁸ Ursprünglich sind sie in „Indifferenz oder Mischung“; sie gehen auseinander, indem das „Höhere [...] das Niedere von sich hinweg“ drängt und das Niedere sich seinerseits „durch seine Contraktion“ von dem Höheren absondert, was der Anfang des Bewusstseins, des „Persönlichwerdens“ ist.⁶⁹ Es soll aber nicht bei dieser Verdrängung des Niederen durch das Höhere bleiben, sondern das Niedere, das ausgeschlossene Dunkel, soll allmählich zur Klarheit erhoben werden. Diesen Prozess der „Selbstbildung“ nennt Schelling auch den der „Selbstbewußtwerdung“.⁷⁰ Denn das zunächst ausgeschlossene Niedere gehört auch zum Selbst. Es handelt sich jedoch um ein anderes Selbst, als das Höhere zunächst ist. Insofern ist die Erhebung des Niederen aus dem Unbewussten in das Bewusste die Schöpfung selbst und das Bewusstsein entfaltet sich nach seinem ersten Anfang immer weiter, indem es sich mit dem noch nicht Bewussten konfrontiert.⁷¹ Die Schöpfung besteht „in dem Hervorrufen des Höheren, eigentlich Göttlichen in dem Ausgeschlossenen“.⁷²

Durch die Darstellung des Prozesses mit dem Niederen und dem Höheren, welche jeweils als ein Selbst verstanden werden, wird die Zusammengehörigkeit der beiden Prinzipien einleuchtender. Auch der in der *Freiheitsschrift* etwas unvermittelt eingeführte Begriff der „Natur – in Gott“⁷³ kann hier explizit den Status des anderen Selbst Gottes gewinnen, welches Gott durch seine Selbstbildung immer mehr zum Geistigen erhebt. Jedes persönliche Wesen ist nach Schelling

len (Louis van Bladel: „Die Funktion der Abfallslehre in der Gesamtbewegung der Schellingschen Philosophie“. In: Anton Mirko Koktanek [Hg.], Schelling-Studien. Festgabe für Manfred Schröter zum 85. Geburtstag, München/ Wien 1965, S. 49–82).

⁶⁷ VII, S. 433.

⁶⁸ VII, S. 433 ff.

⁶⁹ VII, S. 434.

⁷⁰ VII, S. 434; kursiv von der Verfasserin.

⁷¹ Vgl. die Stelle in den *Weltaltern*: „Auch der Mensch, wenn seine erste Persönlichkeit anfängt, die Angst und jene tiefen inneren Schmerzen alles Lebens zu empfinden, muß, will er anders nicht im chaotischen Zustand bleiben oder einem innern verzehrenden Feuer anheimfallen, sich den Erretter, die andere höhere und bessere Persönlichkeit zeugen, welche die erste zur Entscheidung, zur Aufschließung, zur Besonnenheit bringt“ (WA I, S. 57).

⁷² VII, S. 434.

⁷³ VII, S. 358.

nicht denkbar ohne die Interaktion zwischen dem natürlichen und dem geistigen Selbst, durch welche der Prozess der Selbstbildung als der Selbstbewusstwerdung geschieht. Das niedere Selbst, das „Individuelle“, welches sich durch die Kontraktion in sich verschließt, ist die „Basis“ für die Persönlichkeit.⁷⁴

V. Schluß

Das Problem der Bildung, welches in der Auseinandersetzung mit Niethammer im Blick steht, entfaltet Schelling zum Gedanken der Selbstbildung. Das Ziel von Niethammers neuhumanistischem Erziehungsideal ist es, die Entgegensetzung von Tierheit und Vernunft zu überwinden und darüber hinaus die Vernunft zur Humanität zu bilden. Schelling erhebt trotz der weitgehend positiven Beurteilung der Theorie Niethammers Einspruch gegen diesen Ansatz und setzt, statt der Humanität, die Persönlichkeit über die Vernunft. Die Vernunft muss zur Persönlichkeit geleitet werden. Der Gefahr, in eine einseitige Rationalität zu verfallen und, von der realen Welt abgehoben, in seiner Gedankenwelt verschlossen zu leben, entgeht man nur, wenn man der Wurzel der Rationalität in der Natur, des Ursprungs des Bewusstseins im Un- und Vorbewussten, gewahr wird. Im Menschen findet zwar insofern ein Bruch mit der Natur statt, als er den höchsten Grad der Bewusstheit erreicht, der ihm erlaubt, auf der höheren Ebene des Geistigen schaffend zu sein. Das soll jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass es in der Natur durchaus Bewusstheit gibt, d. h. dass das menschliche Bewusstsein seine Vorstufen in der Natur hat.⁷⁵ Solche Vorstufen des noch nicht vollständig Bewussten befinden sich auch im Menschen selbst. Sie gehören nicht zum Idealen, sondern zum Realen im Menschen, oder in den Begriffen der *Stuttgarter Privatvorlesungen*: nicht zum höheren, sondern zum niederen Selbst. Wenn Schelling in der Rezension der Schrift Niethammers sagt, die Individualität sei Organ der Persönlichkeit, so kann man den Begriff der Individualität, dem Gedanken der Selbstbildung vorgreifend, als die Vorstufen des

⁷⁴ Vgl. VII, S. 438. Siehe auch die entsprechende Stelle in Georgiis Nachschrift (Friedrich W. J. Schelling: *Stuttgarter Privatvorlesungen*, hg. v. Miklos Vetö. Torino 1973, S. 137). Hier sagt Schelling, „das Individuelle in Gott [ist] [...] die Basis oder Unterlage des *Allgemeinen*“ (VII, S. 438, kursiv von der Verfasserin), weil es hier um die Vermittlung der zwei entgegengesetzten Ansichten über Gott – der „dogmatischen, für orthodox gehaltenen“ und der „gemein-pantheistische[n]“ – geht. Die Allgemeinheit bedeutet für Schelling nichts anderes als das Prinzip der „Liebe“. Vgl. VII, S. 438 f.

⁷⁵ Dies thematisierte Schelling ausführlich in der Identitätsphilosophie durch das Konzept der quantitativen Differenz.

eigentlichen Bewusstseins verstehen. Die lebendige Persönlichkeit ist insofern eine bewusste, als sie sich ihrer Vorstufen – oder wie Schelling in dem Jahreskalender 1810 mehrfach sagt, der „Momente des Werdens“⁷⁶ – bewusst ist. Ein Mensch ist ein Gebilde unzähliger Facetten, eine Aufeinanderfolge seiner individuellen Entwicklungsstufen. Eine lebendige Persönlichkeit ist nur dort, wo der Mensch von seinen vergangenen und überwundenen Stadien nicht entwurzelt ist. Durch die Selbstbildung, die das Unbewusste zum Bewusstsein erhebt, bildet sich ein Mensch immer fort zu seiner eigenen Persönlichkeit.

⁷⁶ Vgl. den Jahreskalender 1810 (Anm. 10), S. 42 f. sowie S. 47-49.

Alexandra Hildebrandt (Frankfurt)

Adelbert von Chamisso – Leben und Werk im Bild. Ein Kommentar zu Radierungen von Bernd Lehmann

Wie der Titel der signierten und limitierten Edition des Neuenkirchener Künstlers Bernd Lehmann (Jg. 1950) anzeigt, handelt es sich bei seinen Radierungen um Lebens-Bilder des Naturforschers und Dichters Adelbert von Chamisso. Weshalb lohnt es sich, die mittlerweile unzähligen Porträts um weitere zu vermehren? Der Grund liegt auf der Hand: Die Darstellungen des Dichters und die Illustrationen zu seinen Werken werden zu verschiedenen Zeiten anders gesehen und gedeutet. Mit den Originalvorlagen ist es nicht getan. Gab doch schon Goethe zu bedenken, daß, wer sich nur mit dem Vergangenen beschäftigt, zuletzt in Gefahr kommt, das Mumienhafte vertrocknet an sein Herz zu schließen. Von Chamissos Leben und Werk gehen Impulse aus, die damals wie heute von großer Tragweite und Aktualität sind. Lehmanns Radierungen, auf denen in wiedererkennbarer Weise die Gänsefeder als Symbol der schönen Handschrift und der Literatur zu finden ist, sind ein Kompaß zu Chamissos Dichtung und Wahrheit.

In der Reihenfolge des Entstehens von Lehmanns Radierungen ist *Chamisso* das erste Bild. Was im Erfahrungsraum seiner Chamisso-Edition – bestehend aus zwölf Radierungen – Bedeutung gewinnt, sammelt sich in diesem Porträt. Es zeigt den erhabenen, distanzierten Welt-Blick eines Anhängers der Einsamkeit, der an seinem Schatten festhält. Chamissos „Mangel an Talent für die Welt“ drückt am besten eine Briefpassage an Friedrich de la Motte Fouqué vom 17. November 1810 aus: „Abneigung gegen dieselbe (wechselseitige Ursache und Wirkung, die sich steigern)“, heißt es dort, „sind mein Einsiedler-Beruf; ich habe keine Lust am Spiele der Welt, ich habe auch keinen Ort in ihr, ich bin nicht Herrscher, nicht Diener, kein schaffender und schafflustiger Künstler – ein Gelehrter kann ich auch nicht sein. – Ich wollte nur wohlwollenden Gesinnungen leben, in die Stille und die Dunkelheit mich zurücke ziehen und mit leisem Sinn für Natur und Kunst mein Leben zieren. – Bei anderen religiösen Begriffen, nach schmerzlicher Verzichtleistung, zu der ein guter Anfang ge-



Bernd Lehmann: Chamisso
21 x 28,5 cm, 90 Exemplare



Bernd Lehmann: Jean-Jacques Rousseau und Chamisso
30 x 23,5 cm, 90 Exemplare

macht, würd' ich wohl im Gebirge eine Klause bauen und Eremit werden.“¹

Der junge Rousseau und der alte Chamisso – zwischen ihnen ein Gartenhaus, das zwischen sich und der bürgerlichen Welt eine weite Distanz legt. Die Auswahl der Motive auf dieser Radierung muten auf den ersten Blick sonderbar an, und doch gibt es eine Verwandtschaft zwischen ihnen, die das Bild im Innersten zusammenhält. Dass die Lektüre des französischen Philosophen und Schriftstellers Jean-Jacques Rousseau Chamisso nachhaltig beeinflussten, ist seit 1799 belegt. Spätestens seit Rousseaus *Rêveries du Promeneur Solitaire* ist der Garten Ort einer kontemplativ-elegischen Haltung. Die gesellschaftliche Kälte fliehend, finden Rousseau und Chamisso in ihren Gartenhäusern das Paradies wieder.

Während sich Chamisso in jungen Jahren in Coppet (Schweiz) aufhielt, entdeckte er – wie Rousseau – seine Liebe zur Naturwissen-

¹ Chamissos Werke in 5 Teilen. [Aufgrund der Hempelschen Ausgabe] neu herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen [und mit einem Lebensbild] versehen von Max Sydow. Berlin/ Leipzig/ Wien/ Stuttgart 1908/1909, Bd. 1., S. LXXIV.

schaft und wandte sich von philosophischen Spekulationen ab. Er forderte von sich selbst den Eintritt in ein tätiges Leben. Unter Anleitung von Auguste Louis Baron de Stael-Holstein machte er einige naturwissenschaftliche Studien. Im August 1810, vor seiner „Pilgerfahrt“² nach Frankreich, äußerte sich Chamisso über die ideale Lebensform³ des christlichen Visionärs, das Einsiedlertum:

Die See, die Schweiz und die Wüste ist der räumliche Bereich, in dem man am wenigsten an irgendwelche Dinge gefesselt wird. Die Rheinufer ziehen jetzt meinen Sinn gewaltiger an, denn alle Kunst und Wissenschaft und Menschenverkehr. [...] ich werde auch noch einmal ein Einsiedler.⁴

Weshalb ist Chamisso auf dieser Radierung als älterer Mann dargestellt? – Lehmanns Kunstgriff deutet auf eine Empfindung hin, die Rousseau und Chamisso gleichermaßen eigen war: das temporäre Abgestorbensein. Das Gefühl ungelebten Lebens beschreibt Rousseau in den *Confessions* von 1782. Über den Anlaß der *Nouvelle Héloïse* heißt es dort:

Die Erinnerungen an die verschiedenen Phasen meines Lebens führen mich dazu, darüber nachzudenken, wo ich nun angelangt war; und ich sah mich schon im Alter des Niedergangs, Beute schmerzhafter Krankheit, glaubte mich dem Ende meines Laufes nahe, ohne fast irgendeine der Freuden, nach denen mein Herz verlangte, in ihrer Fülle genossen zu haben [...]. Verzehrt vom Bedürfnis nach Liebe, ohne daß ich es je hätte stillen können, sah ich mich an der Schwelle des Alters angelangt und sterben, ohne gelebt zu haben.⁵

Mit Chamissos ergrautem Kopfhair auf Lehmanns Radierung hängt also sein biographisches Generalthema zusammen: die vorzeitige Vergreisung.⁶ Das Attribut der Vergänglichkeit erscheint in Gestalt der grauen Haare in etlichen seiner Gedichte. Genannt seien hier nur *Der neue Ahasverus*, *Hochzeitslieder*, *Vor dem Bilde von Karl Lessing*, *Berlin. Im Jahr 1831*, *Der Klapperstorch*, *Im Herbst* und *Auf den Tod von Otto von Pirch*. – „Mir ist schon grau ums Haupt und kühl ums Herz – noch wenige Pendelschwingungen und ich zähle vierzig“,

² Ebd., S. XXVIII.

³ Ernst Benz: *Die Vision. Erfahrungsformen und Bilderwelt*. Stuttgart 1969, S. 64.

⁴ Chamisso (Anm. 1), Bd. 1, S. LXXIV.

⁵ Jean-Jacques Rousseau: *Bekenntnisse*. Nach der Übersetzung von Levin Schücking neu bearbeitet und herausgegeben von Konrad Wolter und Hans Bretschneider. Leipzig/Wien o. J. [1786 ff.], Bd. 2., S. 214.

⁶ Vgl. dazu Alexandra Hildebrandt: *Lebwohl, du heiterer Schein! Blindheit im Kontext der Romantik*. Würzburg 2002, S. 151-180.



Bernd Lehmann: Nordsternbund (v. l. n. r.: E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Hitzig, Fouqué)
28,5 x 22 cm, 90 Exemplare

schreibt er im Jahre 1819 an Rosa Maria Varnhagen. Ihr hatte er sich schon 1811 anvertraut: „Freilich geht es mit den Jahren hinab, und jedes Ziel scheint mit ihnen zu weichen; aber auch deshalb will ich nicht murren“. Im Februar 1811 notierte sich der gerade dreißigjährige Chamisso die melancholisch-lebensmüden Verse, in der das einfache „alt“ wiederholt ohne verborgene Steigerungsmöglichkeiten erscheint:

Bin so alt geworden,
alt und schwach und blind
Ach! verweht mein Leben,
Wie im Nebelwind!⁷

Mit der vorgegebenen Bild-Richtung „Norden“ schließt Lehmann inhaltlich an die Rousseau-Chamisso-Radierung an, denn für den Dich-

⁷ Werner Feudel/ Christel Laufer (Hgg.): Adelbert von Chamisso. Sämtliche Werke in zwei Bänden, München 1982, Bd. 1, S. 62.

ter war der Norden⁸ nicht nur feierlich bedeutendes Symbol für Glück im allgemeinen und Ort der Wissenschaften im besonderen, sondern auch für notwendiges Werden und Vergehen. Unter dem 21. Juli 1815 findet sich in seinem „Tagebuch“ der Weltreise die Eintragung: „Stüden und Norden sind wie Jugend und Alter; zwischen beiden denkt sich jeder, so lang er kann; alt sein und dem Norden angehören will kein Mensch.“⁹ Am 24. Mai 1827 teilt Chamisso Rosa Maria Varnhagen mit, daß seine Haare zwar grau geworden sind, aber das Herz sei noch „frisch“, „und alt wird man in gewissem Sinne nicht, wenn man es selbst nicht zuläßt.“¹⁰

Vordergründig aber ist diese Radierung ein Bild freundschaftlicher Verbundenheit. Es zeigt die Porträts von E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Julius Eduard Hitzig und Friedrich de la Motte Fouqué eingebettet in ihren Dichterhimmel, über dem der Polarstern aufgegangen ist. Lehmann stellt den jüdischen Verleger, Juristen und Schriftsteller Julius Eduard Hitzig (geb. Itzig, 1780–1849) bewußt neben Chamisso. Er war zeitlebens sein väterlicher Freund und späterer Biograph. Stets blieb er ihm das „centrum gravitatis“ und der „Probierstein aller Gedanken“. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wandte sich Chamisso den Berliner literarischen Kreisen der Romantik zu. Durch seine Beziehungen zur Dichtergemeinschaft „Nordsternbund“, dem neben diesen Freunden u. a. auch Heinrich Julius Klaproth und David Ferdinand Koreff angehörten, festigte sich seine Vorliebe für deutsche Sprache und Literatur. Die Dichtergemeinschaft pflegte Nachdichtungen aus der von der Frühromantik wiederentdeckten Weltliteratur. Poesie, Philosophie, Moral und Religion sollten in der Reflexion erfaßt und durch potenzierendes Denken über sich hinausgeführt werden. Ziel dieses Romantikerbundes war das Streben nach höchstmöglicher Freiheit. Als Region der Freiheit, der Aufklärung und der Wissenschaften wurde der „Norden“ gewählt. Der Freundeskreis entlehnte seine Ansichten von August Wilhelm Schlegel, der in Berlin von Herbst 1801 bis Frühjahr 1804 mit großem Erfolg öffentliche Vorlesungen *Über schöne Kunst und Literatur* hielt.

⁸ Zur Bedeutung des Nordens im Werk Chamissos vgl. Alexandra Hildebrandt: Die Poesie des Fremden. Neue Einblicke in Adelbert von Chamissos „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“. Frankfurt a. M. 1998, S. 125.

⁹ Chamisso (Anm. 7), Bd. 2., S. 93.

¹⁰ Robert Fischer: Adelbert von Chamisso. Weltbürger, Naturforscher und Dichter. Vorwort von Rafik Schami. München ⁵1994, S. 177.



Bernd Lehmann: Du bist mein einziges Licht
29,5 x 23 cm, 90 Exemplare

Diese Radierung wirkt auf den Betrachter unaufdringlich, tief und leise. Das Bild wird zum Sprechen gebracht, wenn man es mit „fühlen-dem Herzen“ ansieht. Lehmanns Arbeiten würden missverstanden werden, wenn wiederkehrende Symbole wie Feder und Rose nur als Zierat und Dekoration wahrgenommen würden. Wer das tut, hat seine Arbeiten nicht verstanden. Nie würde er nur das malen, was er vor sich sieht – wichtig ist ihm vor allem die Wiedergabe dessen, was er in sich sieht. Die Rose, dieses alte abendländische Symbol der *unio mystica*, ist in den Radierungen Bernd Lehmanns auch ein Symbol der Andacht, der Liebe und der Schönheit. Sie bildet zusammen mit der Schreibfeder den Rahmen für Chamissos Hochzeitsbild. Im Gegensatz zum überlieferten Bild, das den Bräutigam seiner jungen Braut angleicht, zeigt Lehmanns Radierung den in die Jahre gekommenen Dichter neben seiner Ehefrau. Am 25. September 1819 heiratet Chamisso Antonie Piaste, eine Ziehtochter Hitzigs. Er kennt sie schon als Kind, doch wagt er kaum zu hoffen, von der damals gerade Achtzehnjährigen das Jawort zu erhalten. Bis zu seiner Eheschließung sind etliche seiner Gedichte durch einen melancholisch-lebensmüden

Ton gekennzeichnet. Im Sommer 1819 schreibt er das Gedicht *Adelbert an seine Braut*. Seine beschädigten Sinne (blind, taub) konnten wieder geheilt werden:

Ich schlich so blöd für mich allein,
 Ich wälzte so mich in den Staub,
 Ich war so blind, ich war so taub,
 Ich war so nackt, ich war so kalt.
 Ich war so arm, ich war so alt,
 Und bin nun aller Siechheit los.¹¹

In den Augen seiner Familie war die Verbindung mit einer mittellosen Bürgerlichen etwas Unerhörtes, doch ließ sich Chamisso davon nicht beeindrucken. Knapp ein Jahr vor Chamissos Tod, am 21. Mai 1837, stirbt seine Frau. Die folgenden Erinnerungsbilder, die Chamisso kurz vor seinem Tod „aufgingen“, zeigen, wie der Dichter die Anwesenheit der untergegangenen Vergangenheit erzwingt. Chamisso schreibt in der letzten Zeit vor seinem Tod im Rückblick auf sein Leben:

Ich werde alt, das Gedächtnis für die jüngste Zeit geht mir aus, und mich erschrecken Töne, Worte, Bilder aus meiner frühesten Kindheit, die mir unversehens aufgehen [...], und ich träume nur vom Schlosse Boncourt und dem Regiment Götze, kaum einmal von meiner Frau, kaum von meinen Kindern, denen ich doch lebe [...] ich fühle wohl, daß es Abend ist.¹²

Das Zitat bestätigt einmal mehr, daß sich das menschliche Leben nur in der Macht und Andacht erinnerter Bilder (griechisch „phantasmata“, lateinisch „imagines“) selbst erfassen kann. Von daher werden auch die *Sibyllinischen Verse* verständlich, die Emilie Piaste von ihrem Schwager Adelbert von Chamisso zu Weihnachten 1821 erhielt:

Wenn Lebensbilder [!] sich verwirrt bewegen,
 Und fast wie Rätsel unserm Aug gestalten,
 Kann Seherskunst nur ihre Deutung hegen.
 [...]
 Aus düstern Klosters Hallen, sondergleichen,
 Erschallen Stimmen, die dem Maulwurf rufen,
 Bemüht zu greifen in des Schicksals Speichen.¹³

¹¹ Chamisso (Anm. 7), Bd.1, S. 486.

¹² Adelbert von Chamissos Werke. Besorgt von Friedrich Palm. 6 Bde. 5. vermehrte [und berichtigte] Auflage Berlin 1864, Bd. VI, S. 244.

¹³ Chamisso (Anm. 1), Bd. 1, S. 707 f.

Jochen Hörisch (Mannheim)

Dialektik der Romantik

Im Berliner Salon der Frau von Carayon ist einer der Habitués enttäuscht. Hat er doch den letzten *jour fixe* und damit ein großes Ereignis versäumt: zu Gast war der romantische Dichter Zacharias Werner, dessen Luther-Drama *Die Weihe der Kraft* in wenigen Tagen seine Uraufführung erleben soll. Doch dem Freund der Familie von Carayon (ein klug gewählter Name: nur ein überflüssiger Buchstabe trennt ihn vom französischen Wort „crayon“) wird in Theodor Fontanes Erzählung *Schach von Wuthenow* Tröstung zuteil. So viel hat er nämlich wiederum nicht verpaßt. Haben doch selbst exaltierte romantische Dichter ihre durchaus profanen Seiten. „Sie sollten sich umgekehrt beglückwünschen, einer Enttäuschung entgangen zu sein“, nahm Bülow das Wort. „Es ist selten, daß die Dichter der Vorstellung entsprechen, die wir uns von ihnen machen. Wir erwarten einen Olympier, einen Nektar- und Ambrosiamann, und sehen statt dessen einen Gourmand einen Putenbraten verzehren; wir erwarten Mitteilungen aus seiner geheimsten Zwiesprach mit den Göttern und hören ihn von seinem letzten Orden erzählen oder wohl gar die allergnädigsten Worte zitieren, die Serenissimus über das jüngste Kind seiner Muse geäußert hat. Vielleicht auch Serenissima, was immer das denkbar Albernste bedeutet.“¹ Aus seiner antiromantischen Haltung und seiner spezifischen Abneigung gegen „diesen pfäffischen Zacharias Werner ...“, der mir in seinen mystisch-romantischen Tendenzen einfach zuwider ist“, macht Bülow kein Geheimnis. Der Verleger Sander springt ihm bei; Schach widerspricht. Und so kommt es zum kultivierten Salon-Streit, zum Wechsel von Bonmots wie „jeder Staat (gemeint ist: auch der preußische, J. H.) ist in gewissem Sinne zugleich auch ein Kirchenstaat“ und zum Vorschlag, die Kontroverse über „die Romantik“ dadurch voranzubringen, daß Victoire, die Tochter des Hauses, einige der dem Drama „eingelegten Lieder“ mit Klavierbegleitung Schachs zu Gehör bringt.

¹ Theodor Fontane: „Schach von Wuthenow – Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes“. In: Werke in vier Bänden, hg. v. H. Nürnberger. München/ Wien 1979, Bd. 2., S. 147.

„Ich habe sie kaum durchgespielt.“ / „Oh, dann bitt ich um so mehr“, bemerkte Schach. „Alle Salonvirtuosität ist mir verhaßt. Aber was ich in der Kunst liebe, das ist ein solches poetisches Suchen und Tappen.“ / Bülow lächelte vor sich hin und schien sagen zu wollen: „Ein jeder nach seinen Mitteln.“ / Schach aber führte Victoiren an das Klavier, und diese sang, während er begleitete:

Die Blüte, sie schläft so leis und lind
Wohl in der Wiege von Schnee;
Einlullt sie der Winter: „Schlaf ein geschwind,
Du blühendes Kind.“
Und das Kind, es weint und verschläft sein Weh,
Und hernieder steigen aus duftiger Höh
Die Schwestern und lieben und blühn ...

Eine kleine Pause trat ein, und Frau von Carayon fragte: „Nun, Herr Sander, wie besteht es vor Ihrer Kritik?“ – „Es muß sehr schön sein“, antwortete dieser. „Ich versteh es nicht. Aber hören wir weiter. Die Blüte, die vorläufig noch schläft, wird doch wohl mal erwachen.“

Und kommt der Mai dann wieder so lind,
Dann bricht er die Wiege von Schnee,
Er schüttelt die Blüte: „Wach auf geschwind,
Du welkendes Kind.“
Und es hebt die Äuglein, es tut ihm weh
Und steigt hinauf in die leuchtende Höh,
Wo strahlend die Brüderlein blühn.

Ein lebhafter Beifall blieb nicht aus. Aber er galt ausschließlich Victoiren und der Komposition, und als schließlich auch der Text an die Reihe kam, bekannte sich alles zu Sanders ketzerischen Ansichten. / Nur Bülow schwieg. Er hatte, wie die meisten mit Staatenuntergang beschäftigten Frondeurs, auch seine schwachen Seiten, und eine davon war durch das Lied getroffen worden. An dem halbumwölkten Himmel draußen funkelten ein paar Sterne, die Mondsichel stand dazwischen, und er wiederholte, während er durch die Scheiben der hohen Balkontür hinaufblickte: „Wo strahlend die Brüderlein blühn.“ / Wider Wissen und Willen war er ein Kind seiner Zeit und romantisierte.“²

Es gibt fraglos bedeutendere romantische Gedichtzeilen als die, die hier im Jahre 1805 in Berlin zu Gehör gebracht werden. Dennoch ist selbst der Romantik-Kritiker Bülow von ihnen gefangen. Der geradezu prototypisch realistische Erzähler Fontane erweist der Roman-

² Ebd., S. 151 ff.

tik nicht nur in dieser Passage seine Reverenz. Aufschlußreich ist diese Reverenz, weil sie ausdrücklich festhält, daß selbst die Romantik-Kritiker „wider Wissen und Willen“ Kinder ihrer Zeit sind. Soll heißen: man kann um 1800, wenn man ein gewisses Niveau an Einsichten nicht unterbieten will, nicht nicht Romantiker sein. Es ist also, unabhängig von der Binsenweisheit, daß einzelne Werke je einzelne Werke sind, die sich voneinander unterscheiden und die in ihrer unverwechselbaren Individualität rezipiert sein wollen, möglich, die Romantik als eine Epoche zu charakterisieren, die ihre Zeitgenossen zwar nicht darauf verpflichtet, dasselbe zu denken, aber eben doch darauf, über dieselbe Konstellation von Problemen nachzudenken. Um es neudeutsch zu formulieren: mit der Romantik verschreibt sich Alteuropa ein neues und abgründiges Reflexions-, Beobachtungs-, Theorie- und Kunst-Design.

Eigentümlich obligatorisch, ja notwendig ist dieser neue Stil angesichts einer um 1800 schon nicht mehr so ganz neuen, sondern eben generalüberholten und fortentwickelten Neuzeit, die Gründe hat, selbstreflexiv zu werden. Fast dreihundert Jahre nach der Reformation, die das Skandalstück von Zacharias Werner zum Thema hat, und ein gutes Jahrzehnt nach der französischen Revolution setzt die romantische Generation zu einer Generalrevision tradierter Denkmuster an. Mit einem der romantischen Grundmotive spielt Fontanes Text ganz offensichtlich. Die Romantik ist nämlich paradoxiesensibel. Paradoxien, also im Wortsinne miteinander unverträgliche Meinungen und Ansichten, hält sie nicht für ein vermeidbares, durch logisches Argumentieren austreibbares Problem, sondern für Manifestationen hartnäckiger logischer (und ontologischer, theologischer, psychologischer etc.) Widerspruchsstrukturen und – für das unwiderstehliche Ingredienz eines nicht langweiligen Lebens. Die in Fontanes Prosa offengelegten Paradoxien sind vergleichsweise harmlos, aber gewissermaßen vielversprechend: Der dezidierte Romantikkritiker romantisiert selber; der Mystiker hält weniger Zwiesprache mit dem Göttlichen, als mit weltlichen Autoritäten; der „Olympier“, der „Nektar- und Ambrosiamann“ ist dem Putenbraten verfallen; der Fromme sündigt lustvoll; der Atheist führt ein asketisches Leben und was dergleichen Fälle mehr sind. Die Biographie von Zacharias Werner eignet sich vorzüglich, um dergleichen Paradoxe reichhaltig und fast ein wenig zu plakativ zu illustrieren. Sein Lebensweg führt ihn bekanntlich von Königsberg nach Wien; vom Protestantismus zum Katholizismus; von der preußischen Beamtenlaufbahn in die Sphären des österreichischen Priesterdaseins; von den Wonnen des Libertins und dreifach Geschiedenen zu denen des fanatischen Zölibatfans.

Auf Paradoxien kann man verärgert reagieren, dann muß man alles daransetzen, sie auszutreiben. Oder aber man läßt sie romantisch gewähren, weil man einsieht, daß der Wille, Paradoxien auszutreiben, sie nur verstärkt. Um paradox zu formulieren: Paradoxe sind eben gerade nicht Probleme der *doxa*, des Meinens und Glaubens, sondern vielmehr vergleichsweise charmante Indizien, die auf ein gravierendes und schwer zu überwindendes Strukturfaktum verweisen, das – ein weiteres Paradox – der wohl geharnischteste unter den zeitgenössischen Romantikkritikern (also Hegel) am klarsten ausgesprochen hat: Widerspruchsstrukturen *sensu strictu* zeigen sich dem romantisch-wachen Geist in eben dem Maße, in dem man nach Gewißheit oder gar in cartesianischer Tradition nach einem *fundamentum inconcussum* fahndet. Die Romantik stellt über die Lust am Paradoxon hinaus auf Dialektik im schärfsten Sinne des Begriffs um: Widerspruchsstrukturen sind im Jenseits des Trivialen, also in anspruchsvollen Begründungszusammenhängen nicht skandalöse Ausnahmen, sondern der nicht minder skandalöse Normalfall.

Die frühen Jenaer Romantiker haben diese Erfahrung des Denkens an zumindest drei Paradigmata gemacht. Sie sind *erstens* Zeitgenossen der Kantischen Destruktion des altehrwürdigen Gottesbeweises, der die rasante Erosion der tradierten Universal-Gewißheit auf den argumentativen Punkt brachte: Sein ist kein reales Prädikat; wer von Prädikaten wie Allmacht auf die Existenz dessen schließt, der da „Allmächtiger“ heißt, macht sich eines schwerwiegenden Kategorienfehlers schuldig. Die Romantiker geben Kants Argument eine dramatische Wende, indem sie – ein prototypisch romantisches Verfahren – nicht mit neuen Argumenten alte Gewißheiten destruieren, sondern vielmehr die Logik der alten Gewißheiten immanent dekonstruieren. Gerade wenn man dem alten Glauben an die Kraft göttlicher Allmacht vertraut, läßt sich zeigen, daß diese Allmacht z. B. nicht so allmächtig sein kann, ihre Allmacht aufzugeben; daß der ewige und allmächtige Gott sich in den Widerspruch verwickelt, etwas nicht zu vermögen, was die sterblichen und ohnmächtigen Menschen mit eigentümlicher Sicherheit leisten: zu sterben. Wie aber sollte man einer Größe, die etwas so Essentielles wie nicht (mehr) zu sein nicht vermag, Allmacht zusprechen? Um es mit Hölderlins genuin romantischen *Mnemosyne*-Versen schöner, aber nicht etwa unpräziser auszudrücken:

Denn nicht vermögen

Die Himmlischen alles. Nämlich es reichen

Die Sterblichen eh an den Abgrund. Also wendet es sich, das Echo,

Mit diesen. Lang ist

Die Zeit, es ereignet sich aber
Das Wahre.

Um so unpoetisch und sachlich wie möglich zu sprechen: die Romantik sorgt an einer ersten essentiellen Scharnierstelle für einen abgründig neuen Denkstil. Sie transformiert den altherwürdigen Satz vom Grund in den Satz vom Abgrund. „Nihil est sine ratione“ kann eben (wie die Romantiker lange vor Heidegger wissen) nicht nur heißen, daß nichts ohne Grund ist, sondern auch, daß das Nichts ohne Grund ist. Bei aller gewaltigen Unterschiedlichkeit in Stil und Diktion umkreisen doch Texte wie Wackenroders *Herzensergießungen eines Klosterbruders*, der die abgründige Kunst liebt, Hardenbergs *Hymnen an die Nacht*, Hölderlins *Feier des R(h)einentsprungenen*, Schellings *Freiheitsschrift*, Friedrich Schlegels *Philosophische Lehrjahre* oder Schleiermachers *Reden über die Religion* (um nur diese Texte zu nennen) die Einsicht in die Abgründigkeit des Grundes. Sie erschließen „Schichten ..., in denen kein Wesen mehr wurzelt, sondern alle Wurzeln verwesen.“³

Wenn alle Wurzeln abgründig verwesen, tut eine neue Gewißheit not und gut. Das avancierteste Theorieprogramm, das die Romantiker vorfinden, hat eine Antwort auf die faustische Epochenfrage bereit, was die Welt im Innersten zusammenhält, wenn die alte Joker-Antwort „Gott“ irreversiblen Plausibilitätsverlust erlitten hat. Die Antwort ist bekannt: transzendente Subjektivität tritt an die Stelle der Transzendenz. Das heißt auch: Funktionstheorie tritt an die Stelle von Ontologie – die Romantiker schwenken, Aug' in Aug' mit der Kritik des „Alleszermalmers“ Kant am ontologischen Gottesbeweis, vom Fokus „Sein“ auf den Fokus „Prädizieren“ um. Alles mag, wenn es bedacht und begründet werden soll, bezweifelt werden und in den Mahlstrom von Destruktion bzw. Dekonstruktion geraten – nicht aber die zweifelnde, begründende, denkende, Urteile aussprechende Instanz selber. Fichte hat die cartesianische und kantische Tradition dieses Arguments so pointiert, daß sie den frühen Romantikern eine glänzende *zweite* Plattform für ihre dialektische Analyselust bot. Ihr Gegenargument ist schlagend. Gerade, wenn die Fichtesche Gleichung für unüberbietbare und unhintergehbare Gewissheit in Zeiten wachsender Ungewißheitsbeschleunigung, nämlich die „Ich=Ich“-Gleichung gilt, kann sie nicht als Fundament von Identität gelten. Denn völlig unabhängig davon, ob man das Selbstverhältnis von tran-

³ Wolfram Högbe: Prädikation und Genesis – Metaphysik als Fundamentalheuristik im Ausgang von Schellings *Die Weltalter*. Frankfurt a. M. 1989, S. 127.

szendentaler Subjektivität als reflexives oder präreflexives, als thetisches oder athetisches, als sich selbst konstituierendes oder gegebenes begreift – immer konturiert sich scharf ein dialektischer Widerspruch. Es ist kein anderer als der, der ca. hundert Jahre später auf den Namen „mengentheoretisches Dilemma“ getauft wird.

Wenn das Ich sich als Ich weiß (oder wie immer auch: erfährt, spürt, gegeben, präsent, mit sich vertraut etc. ist), so ist es wissendes und gewußtes Ich zugleich. Als sich wissendes Ich ist das Ich die Menge aller (Wissens-) Mengen, die sich selbst als Element enthält. Denn die Pointe der Identitäts-Gleichung ist ja gerade, daß beide Ich-Größen dies- und jenseits des Gleichheitszeichens ein und dasselbe sind. Wenn sie dasselbe sind, so sind sie doch auch nicht dasselbe. Denn zwischen dem Ich, das sich weiß, und dem Ich, das dem Selbstbewußtsein gegeben ist, tut sich ein Abgrund auf, der es ausschließt, beide Identitäten als mit sich identisch zu begreifen. Selbstbewußtsein, das unhintergebar Identität stiften und garantieren soll, entspricht dann aber gerade dem logischen Inbegriff des intern Inkonsistenten. Daher die eigentümliche romantische Fixierung auf Doppelgänger-, Spiegel- und Schizo-Motive (vor allem bei Tieck, Novalis, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Brentano und später bei Büchner): Wer sich romantisch-narzißtisch in seinem Spiegelbild selbst erkennen will, muß schon zuvor wissen, wie er aussieht, um sich mit sich identifizieren zu können. Wer sich als sich erkennen, erfassen, erfahren will, macht die abgründige Erfahrung, daß (um nochmals mit Hegel zu sprechen) Identität die Identität von Identität und Differenz ist, die sich in infiniten Re- oder Progressen so zu verlieren droht, daß man Gründe bzw. Abgründe hat, die Hegelsche Formel romantisch überbieten und von einer Differenz von Identität und Differenz, in der Identität ihren (Ab-)Grund findet. Wer dies weiß, muß geradezu systematisch erfahren, daß er ist, was er nicht ist: das seinem Wissen Gegebene, das das Wissen selbst sein soll.

Auch die romantische Obsession, Inzest-Motive auszugestalten, dürfte von diesem Reiz mit gespeist sein: Widerspruchsstrukturen durchzudeklinieren, von denen schwer auszumachen ist, ob sie solche im Reich des „Seins“ oder der „Prädikate“ sind. Wenn im Bildungsroman Goethes, der von den Romantikern besonders aufmerksam rezipiert wurde, der Harfner und seine Schwester Sperata ein gemeinsames Kind namens Mignon haben, so ist dieses Kind beider Tochter und Nichte zugleich: *tertium datur*. Und wenn (wie in E. T. A. Hoffmanns *Elixieren des Teufels* oder in Brentanos verwildertem Roman *Godwi*) Mütter mit ihren Söhnen und Väter mit ihren Töchtern Kinder haben, so sind sie eben zugleich Mütter und Großmütter bzw. Vä-

ter und Großväter dieser Kinder, die ihrerseits zugleich und in Hinsicht auf dieselbe Bezugsperson Kinder und Enkel sind. Inzestmotivik ist bekanntlich, wie ein kurzer Verweis auf die Ödipus-Mythe oder die Gregorius-Legende belegt, keine genuin romantische Erfindung. Spezifisch romantisch aber ist die dialektische Pointierung der dem Inzest immanenten Widerspruchsstrukturen – und die Aufstufung der Frage, ob diese Widersprüche „reale“ oder aber „nomenklatorische“ sind.

Die Antwort liegt nahe: es handelt sich um jeweils sphärenimmanente Widersprüche, darüber hinaus aber eben auch um unaustreibbare Widersprüche im Verhältnis von „Sein“ und „Sinn“ (bzw. dem Sinn-Medium Sprache). Die Logik des Seins (Ontologie) und die des Sinns (Semiotik) ist nicht mehr als eine Korrespondenz-Logik zu denken. Womit der *dritte* romantisch-dialektische Transformations-Schritt anvisiert ist: den Satz vom Grund schrieb die Romantik erstens in den vom Abgrund um, den Satz der Identität dekonstruierte sie zweitens als Satz vom Widerspruch⁴, und das Versprechen der Sprache, einigermaßen verlässlich angeben zu können, was der Fall ist, dechiffriert sie als Versprecher und Angeberei. Die viel gesprie-sene und viel gescholtene romantische Lust am Wortspiel ist kein Oberflächen-Phänomen. In ihm wird vielmehr die Sprach-Skepsis, die sich im *Don Quichotte* oder im *Hamlet* entfaltet, selbstreflexiv. Das geradezu militante Interesse der Romantiker an den Werken von Cervantes und Shakespeare findet hier seinen Abgrund. Die Welt ist aus den semantologischen bzw. ontosemiotischen Fugen, wenn Fragen nach dem, was einer liest, mit der Antwort „words, words, words“ versehen wird oder wenn der zur lachhaften Figur wird, der noch Büchern, also Wortanhäufungen vertraut.

Die romantische Entdeckung schlechthin ist die, daß der vermeintliche semantische Ausnahmefall die Regel ist: *word* und *world* können nicht zueinander kommen, zwischen dem Buch der Welt und den Büchern (ja selbst dem Buch der Bücher) gibt es keine verlässliche Korrespondenz. Die Wiener Neuromantik (bzw. Neuro-Mantik) um 1900 (u. a. Hofmannsthal, Mauthner und Wittgenstein – ja: auch Wittgensteins Werk läßt sich als ein neuromantisches lesen) kann mit ihrer schwelgerischen Sprachskepsis daran anknüpfen. Zur romantischen Lust an Paradoxien und an Dialektik gehört es, daß sie (wie später die neuromantische Dekonstruktion Derridas) eben in dem

⁴ Dazu ausführlicher Jochen Hörisch: Die fröhliche Wissenschaft der Poesie – Der Universalitätsanspruch von Dichtung in der frühromantischen Poetologie. Frankfurt a. M. 1976, SS. 54 ff.

Maß, in dem ihr Vertrauen in die Kraft von Worten und Büchern zerfällt, Worte und Bücher häuft. Denn eine Einsicht ist schwer zu umgehen: wie immer auch das Verhältnis von *world* und *word*, von Sein und Sinn, von *soma* und *sema* zu denken ist – aussagbar ist es selbstredend nur von der Seite der Aussagen her. Selbst dann, wenn man den antiken Topos *natura loquitur* romantisch rundum erneuert⁵ und das Lied, das in allen Dingen schläft, mit einem Zauberwort derart erweckt, daß die Welt zu singen anfängt, wird man das dann erklingende Lied eben doch „nur“ als Aussage, als grundstürzendes semantisches Ereignis verbuchen dürfen. Um es erneut romantisch-paradox zu formulieren: der Satz „*tertium datur*“⁶ gilt gerade deshalb, weil es im Verhältnis zwischen Sein und Sinn keine dritte, übergeordnete Instanz gibt, die über Struktur und Eigenart dieses Verhältnisses entschiede.

Wenn Integrale und Fundamente wie „Gott“ und „Selbstbewußtsein“ erodieren oder sich gar als argumentativ schlechthin nicht haltbar erweisen (und wohl keine zweite literarische Epoche dürfte der Kraft von Argumenten so viel Gewicht beigemessen haben wie die romantische), so ist zumindest ein Problem nur allzu manifest: es läßt sich (um noch einmal den Romantiker Goethe zu zitieren⁷) nicht mehr verbindlich angeben, was die Welt im Innersten zusammenhält. Welten, die kein Integral (mehr) haben, werden unstimmig. Sie erscheinen als eine bizarre Ansammlung von Dingen und Personen, Sachverhalten und Ereignissen, Meinungen und Meldungen, auf die man sich keinen plausiblen Reim mehr machen kann.

Im Nachlaß Arnims und Brentanos findet sich eine von fremder Hand geschriebene, aber offenbar von den beiden romantischen Freunden diktierte Liste, die Achim von Arnim mit einer Überschrift von eigener Hand versehen hat: *Zufälligkeiten im Zusammentreffen beyder gespaltenen Kolumnen einer Zeitung*. In ihr heißt es u. a.: „Neulich gab unser Fürst dem Dohm Kapitel ein prächtiges Soupée – drey Personen wurden gerettet, die übrigen ersoffen alle. [...] Am 13ten dieses schlug der Blitz in der hiesigen Domkirche – und setzte

⁵ Vgl. dazu die klassische Darstellung von Alexander von Bormann: *Natura loquitur* – Naturpoesie und emblematische Formen bei Josef von Eichendorff. Tübingen 1968.

⁶ Klaus Heinrich: *tertium datur* – Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik. Dahlemer Vorlesung 1. Basel 1981.

⁷ Die Üblichkeit der sog. Auslandsgermanistik, Klassik und Romantik als nicht nur zeitgleich, sondern auch als rhetorisch-thematisch wahlverwandt zu verstehen, ist einfach überzeugender als die deutsche Üblichkeit, à tout prix Wesensunterschiede zwischen den Topoi Jena und Weimar herauszustellen.

Tages drauf seine Reise weiter fort. [...] Ein junges Frauenzimmer, so alle nöthige Kenntniße besizet, dazu gut französisch spricht – ist in unserer Buchhandlung gratis zu haben.“⁸ Nicht nur die Welt, auch die Meldungen aus der und über die Welt sind buchstäblich aus den Fugen geraten. Zu den romantischen Grundeinsichten gehört es, daß man dieses – sei's drum: – seinsgeschichtliche Ereignis unterschiedlich verbuchen kann: z. B. nach dem Muster Hamlets als Grund für tiefe Melancholie oder nach dem Muster Don Quichottes als Anlaß zum Lachen. Melancholie und Lachen reagieren auf dieselbe Erfahrung der Nicht-Korrespondenz und der Disproportion (zwischen Ich und Welt, Selbstbewußtsein und Bewußtsein, Sein und Sinn). Sie ist die romantische Grunderfahrung schlechthin.

Kann man (und wenn ja: wie bzw. wie lange und welches „man“) – kann man mit der Erfahrung leben, daß Paradoxien, Widersprüche, Disproportionen das letzte Wort haben? Bzw. das vorletzte, weiß doch ein paradoxiesensibles Bewußtsein, daß es letzte Worte, die schlechthin alles klären und zurechtrücken, nicht gibt. Die Antworten auf diese romantische Grund- bzw. Abgrundfrage fallen unterschiedlich aus (wie sollte das anders sein, wie anders wären romantische Texte lesenswert, romantische Gemälde betrachtenswert, romantische Kompositionen hörenschriftlich?). Daß sie unterschiedlich ausfallen, ist die romantische Gemeinsamkeit, die Jenaer, Berliner, Heidelberger und Wiener Köpfe verbindet. Weil Paradoxien und Differenzen nicht eigentlich vermeidbar sind, ja weil es nicht einmal wünschenswert wäre, sie zu vermeiden, ist – wohl berühmtestes der romantischen Schlüsselwörter – auch Ironie unvermeidbar. Und zwar Ironie im definitiven und strikten Sinne: etwas anderes zu sagen als was man meint. Ironie wird dann ersichtlich zu einer sehr ernsthaften Angelegenheit. In seiner zu Recht berühmten Rezension von Goethes *Wilhelm Meister* hat Friedrich Schlegel dafür eine großartige Formulierung gefunden: „Das (= über die Grenzen des sichtbaren Werkes mit Vermutungen und Behauptungen hinausgehen, J. H.) muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sei, mehr weiß, als es sagt, und mehr will, als es weiß.“⁹

Die eigentümliche Pointe der romantischen Ironie-Theorie ist es demnach gerade nicht, das ironische Sprechen und Schreiben als

⁸ Zitiert bei Heinz Härtl: „Ein journalistischer Scherz-Artikel der Heidelberger Romantik“. In: Neue Zeitung für Einsiedler – Mitteilungen der Internationalen Armin-Gesellschaft 1 (2000/2001), Heft 2, S. 31-34.

⁹ Friedrich Schlegel: „Über Goethes Wilhelm Meister“. In: Ernst Behler u. a. (Hgg.), Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Paderborn/München/Wien/Zürich 1958 ff., Bd. 2, S. 140.

geistreiche Ausnahme zu lizensieren. Vielmehr ist Ironie so unvermeidbar, wie Paradoxien es sind. Denn Bewußtsein und Kommunikation sind schlechthin nicht verläßlich aneinander zu koppeln. Die postmoderne Kalauer-Frage „Wie soll ich wissen was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?“ hat einen seriöseren romantischen Vorläufer. Wissen und Sagen können so wenig übereinstimmen wie Bewußtsein und Wille. Die Romantiker (und voran die frühen Jenaer Romantiker Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher und Tieck) setzen bei ihren Versuchen, eine Antwort auf die Frage zu finden, was denn die Welt nach der Erosion aller Grund- und Identitäts-Integrale noch zusammenhält, auf ein komplexes, prototypisch modernes und bis hin zur witzigen späten Systemtheorie von Niklas Luhmann (die nicht ohne Grund auffallend häufig Frühromantiker zitiert) anschlufähiges Reflexions-Design. Sie verstehen das von Schlüsselworten wie Paradox und Integralverlust angezeigte Problem nämlich paradox als die Lösung. Daß es keine verbindlichen Integrale mehr gibt, ist kein Anlaß zur Trauer, sondern zur Freude: endlich kann man ungestraft und jenseits aller Tabus leben, lieben, sprechen, denken, schreiben und sich offensiv auf Neues einlassen.

Und man kann das guten, ja besten Gewissens tun. Denn man weiß ja, Paradoxie- und Dialektik-geschult: der Mangel an Integralen ist die Gemeinsamkeit, die man hat. Im Hinblick auf Kommunikationsprobleme heißt das (wie u. a. der phantastische *Monolog* des Novalis vorgeführt hat): man ist klüger als jeder Konsentheoretiker, weil man einsieht, daß Dissens und nicht Konsens die regulative Idee von Kommunikation ist. Wäre Kommunikation an Konsens interessiert, so würde sie ja in dem Augenblick, da ihr Ziel: die Übereinstimmung erreicht ist, zusammenbrechen. Wenn zwei und mehr übereinstimmen, haben sie sich nichts mehr zu sagen. Im Hinblick auf Verstehensprobleme heißt das (wie u. a. Schleiermachers antihermeneutische *Reden über Religion* oder Friedrich Schlegels Essay *Über die Unverständlichkeit* dargelegt haben): die frühromantische Hermeneutik stellt Programme der Übereinstimmung von Primär- und Sekundärtext auf solche des differenzbetonten Verstehens um. Ein interpretatorischer Text wird dann in dem Maße komisch, in dem er vergißt, daß er seinem Wortsinn alle Ehre macht: er fährt dazwischen, er interpretiert, er überschreibt den ersten Text, er diskurriert so, daß deutlich wird, wie zwei Texte dis-currieren, auseinanderlaufen. Die schöne Einsicht, daß zwei, die sich streiten, dasselbe tun: nämlich sich zu streiten, gilt dann gerade und besonders für Texte, die von sich behaupten, interpretatorisch herauszustellen, was ein anderer Text „eigentlich“ sagen will. Im Hinblick auf Liebesprobleme heißt das (wie Schlegels *Lucinde*

skandalträchtig vorgeführt hat): man stellt von Vereinigungs- auf Spannungsprogramme um und macht dem Begriff des *Heterons* alle Ehre: man liebt den oder die andere als anderen und nicht als Double seiner selbst. Und man weiß, man akzeptiert, man feiert unter Umständen auch, daß es andere Andere gibt. Die Liebe liebt das Wandern, Gott hat sie so gemacht. Im Hinblick auf Probleme gesellschaftlicher Integration heißt das: man stellt von Inklusion auf Exklusion um, die dann ihre verbindende Kraft paradox entfaltet. Daß keiner will, was der andere will; daß alle nur an sich denken; daß jeder egoistisch ist; daß das Geld des einen nicht das Geld des anderen ist: eben das haben all die gemeinsam, die keinen gemeinsamen Glauben, kein gemeinsames Wertesystem, keine gesellschaftlichen Hierarchien, keine höheren Werte mehr miteinander teilen. Im Hinblick auf das alte Integral-Angebot „Gott“ heißt das (wie alle kunstreligiösen Texte der Romantiker gezeigt haben): es wird offenbar, daß Gott nicht offenbar ist. Denn wenn er offenbar wäre, könnte es so viele unterschiedliche Ansichten seiner Beschaffenheit, seines Willens und noch seiner Existenz nicht geben. Man kann die später einsetzende romantische Konversionslust paradox auch als Bestätigung *contre coeur* dieser frühromantischen Einsicht begreifen.

Die Brillanz dieser *ersten* unter den romantischen Optionen, auf Paradoxie-Probleme und Widerspruchsstrukturen zu reagieren, ist unübersehbar: man erklärt das Problem zur Lösung; es gibt keine allumschließenden Integrale – und das ist auch gut so. Die Welt wird dadurch im Innersten zusammengehalten, daß ihre Elemente munter oder bedrohlich auseinanderdriften. Kleist hat dafür ein wunderbares Denkbild gefunden. In seinem Brief an Wilhelmine von Zenge vom 13. November 1800 heißt es:

Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tag meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank war es mir als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte wenn ich dachte, daß ich vielleicht von allem scheiden müßte, von allem. Was mir teuer ist. / Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Tor, sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen.

In seinem *Penthesilea*-Drama hat Kleist diesem Denkbild klassischen Ausdruck verliehen. Die Amazonenkönigin Penthesiela, erotische Inkarnation des *tertium datur*, steht buchstäblich vor einer Aporie und sucht den rechten Weg. Angesichts von Abgründen muß sie, der der Boden unter den Füßen entzogen wurde, zu einem Entschluß kommen.

Penthesilea. Wo geht der Weg? *Sie sammelt sich und steht auf.*

Merroe. So willst du dich entschließen?

Prothoe. So hebst du dich empor? – Nun, meine Fürstin,

So seis auch wie ein Riese! Sinke nicht,

Und wenn der ganze Orkus auf dich drückte!

Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,

weil seiner Blöcke jeder stürzen will!

Beut deine Scheitel, einem Schlußstein gleich,

Der Götter Blitzen dar, und rufe, trifft!

Und laß dich bis zum Fuß herab zerspalten,

Nicht aber wanke in dir selber mehr,

Solang ein Atem Mörtel und Gestein,

In dieser jungen Brust, zusammenhält.

Komm. Gib mir deine Hand.

Penthesilea.

Geht's hier, geht's dort?

Prothoe. Du kannst den Felsen dort, der sichrer ist,

Du kannst auch das bequemre Tal hier wählen. –

Wozu entschließen wirst du dich?

Penthesilea.

Den Felsen!

Da komm ich ihm um soviel näher.¹⁰

Der Felsen, den zu erklimmen Penthesilea sich anschickt, ist – spätestens seit der Einsetzung Petri als Nachfolger Jesu Christi – der Inbegriff des festen Fundaments in bewegter und unsicherer Zeit. Der Fels aber ist Lösung und Problem zugleich. Denn noch das festeste Fundament ist ja ein Supplement des abwesenden Gottessohnes – ein Stellvertreter eben. Nur weil die inkarnierte Offenbarung nicht mehr unter den Lebenden weilt, tut ein festes Fundament not. Penthesilea wird mit ihrer Gefolgschaft den Fels erklimmen, nur um einen umso tieferen Sturz zu tun. Eine prototypisch verdichtete romantische Szene in einer Caspar-David-Friedrich-Landschaft, die Meta-Paradoxien zur Beobachtung freigibt. „Küsse, Bisse, / Das reimt sich.“¹¹

Man wird einfach wacher und klüger, man denkt komplexer und macht subtilere Erfahrungen, man beobachtet, was andere nicht beobachten, wenn man sich auf das romantische Reflexions-Design einläßt und es bei der Suche nach einem alles übergreifenden Integral auch für möglich hält, daß dieses Integral so „Küsse-Bisse“-haft widersprüchlich ist wie das, was es integrieren soll. Man liebt dann die Liebe, betreibt Poesie der Poesie, fragt nach einer möglichen Wissenschaft der Wissenschaft, erforscht den Sinn des Sinns und versucht die Erzieher zu erziehen, die Aufklärung über sich selbst aufzuklären

¹⁰ Heinrich v. Kleist: Penthesilea, VV. 1346-1362.

¹¹ Ebd., V. 2981 f.

sowie das Verstehen zu verstehen. Die zu Recht berühmten romantischen Meta-Formeln lassen sich in all ihrem frivolen Pathos unschwer in die nüchterne Sprache der Systemtheorie übersetzen. Die Romantik läßt sich dann als *die* klügste intellektuelle Reaktion auf all die Prozesse funktionaler Ausdifferenzierung begreifen, in deren Zeichen die Moderne steht. Es gibt eben keine überzeugende Universalinstanz mehr (heiße sie Gott oder ewiges Gesetz, Kaiser oder Papst, transzendente Subjektivität oder Konsens), die für alles zuständig wäre. Es gibt nur die Probleme, ohne die es keine Systeme (wie Religion, Kunst, Wissenschaft, Politik, Ökonomie etc.) gäbe, die autopoietisch prozedieren und ihrerseits (schon wegen ihres Interesses an Bestandserhaltung) Probleme produzieren.

Dieser romantische Habitus ist glänzend – und er ist, wie viele Zeitgenossen und frühe Kritiker von Hegel bis Kierkegaard alsbald gesehen haben – frivol.¹² Denn er erlaubt sich sehr ernste Scherze und Scherze noch mit dem Ernstesten. Nicht alle reagieren darauf humorvoll. Ironieverweigerung wird deshalb so etwas wie das Markenzeichen all derer, die im Namen *e i n e r* Gewißheit, *e i n e r* Wahrheit, *e i n e r* Offenbarung oder *e i n e r* Letztinstanz gegen die romantische Option für *second-order-observation* polemisieren. Dabei machen sie, wenn sie das mit der frühen Romantik erreichte Reflexionsniveau nicht fahrlässig unterbieten wollen, eine eigentümliche Erfahrung. Nämlich diese: nur eines ist bei der Option für Analyse und Argumente schwerer als Romantiker zu sein – nämlich keiner zu sein. Wie hoch der Preis dafür sein kann, romantische Abgrund-Einsichten wütend zu verwerfen, hat jüngst in geradezu grotesker Überdeutlichkeit Peter Hacks mit seiner Polemik *Zur Romantik* herausgestellt.¹³

Lesenswert ist das Buch von Peter Hacks allein, weil es in bizarrer Drastik ein Problem deutlich macht, das die dialektischen romantischen Denkfiguren tatsächlich bereithalten: sie sind für alle, die es gerne einfach und sicher haben, zumutungsreich und insofern schwer auszuhalten. Die Romantik ist deshalb systematisch von Entlastungsangeboten, Unterbietungen und zumal von Selbstunterbietungen bedroht. Paradoxien und Aporien das vorletzte Wort zu lassen und zugleich zu wissen, daß es letzte Offenbarungsworte nicht gibt, ist nämlich nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine emotionale

¹² Vgl. Arthur Henkels klassischen, 1965 an amerikanischen Universitäten gehaltenen Vortrag *Was ist eigentlich romantisch?* In: Ders.: *Der Zeiten Bildersaal – Studien und Vorträge – Kleine Schriften* 2. Stuttgart 1983, S. 93-106.

¹³ Vgl. dazu Jochen Hörisch: „Urwaldartiges Gebrüll“ – Peter Hacks enttarnt die Romantiker“. In: *Athenäum* 12, 2002, S. 262-264.

Zumutung. Zu den wirklich großen Entdeckungen der Romantiker gehört denn auch die, daß es reine Vernunft nicht gibt, weil Intellektualität und Emotionalität nicht etwa unterschiedlichsten Sphären angehören, sondern einander zugehören. Vernunft ist durch und durch unrein: im Hinblick auf ihre Genese, auf ihre interne Verfassung, auf ihre Geltung.

Das romantische Projekt einer Kritik der unreinen Vernunft ist häufig mißverstanden worden. Die Romantiker spielen nicht etwa Gefühle, Stimmungen und Affekte gegen die Rationalität aus, sondern erkunden vielmehr, wieviel und welche Emotionen in Vernunft und Verstand stecken. Ihr in enger und argumentativer Auseinandersetzung mit der Kant- und Fichte-Tradition entwickeltes Grundargument ist schlagend. Selbstbewußtsein ist nicht nur eine in sich inkonsistente, sondern auch eine gestimmte Größe. Sich rein seiner selbst bewußt zu sein, ist unmöglich. Ein Ich ist sich seiner immer nur als eines bewußt, das so oder so gestimmt ist – das z. B. Heimweh hat, sich über einen wunderbaren Einfall freut, eitel oder verzweifelt, verliebt oder melancholisch ist. Gestimmtheit ist nichts, was zum Selbstbewußtsein noch hinzutritt. Selbstbewußtsein ist selbst immer schon gestimmtes Selbstbewußtsein. Gute Gründe sprechen übrigens dafür, in dieser Konstellation die eigentliche Differenz zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz zu sehen. Ein Computer freut sich nicht und bekommt keinen ihn euphorisierenden Endorphin-Ausstoß, wenn er den Schachweltmeister besiegt hat. Er wird auch nicht depressiv, wenn er verliert. Der Schachspieler aber erfährt den intellektuell-psychologischen Doppelsinn des Wortes „Selbstbewußtsein“. Denn sein Selbstbewußtsein ist nunmehr angeschlagen. Kurzum: ausnahmsweise gilt einmal, daß ein banales Argument das Zentrum einer Diskussionslage trifft: Computer sind seelenlos – und mangels „Gestimmtheit“ nicht selbstbewußtseinsfähig. Was ja heißen muß, daß man gute Gründe hat, sie gering zu schätzen. Denn wer weiß schon definitiv, ob Selbstbewußtsein ein Vorzug ist – oder ein Handicap?

Die Romantiker entdecken, wieviel Affekte im Denken stecken, wieviel Irrationalität in der Ratio, wieviel Emotionen in der Intelligenz. Und sie entdecken, wie schwierig es nicht zuletzt aufgrund der emotionalen Tönung noch der brilliantesten Analysen ist, Paradoxien offen gewähren zu lassen und das Problem als Lösung zu verstehen. Und so müssen sie eine *zweite* Option zur Lösung von Dialektik- und Paradoxie-Problemen avisieren: den Dezisionismus. Wer – wie Pentheseilea – vor Aporien steht und nicht weiß, wie er, sie oder es weitergehen soll, kann sich weigern, weiterzugehen. Aber er kann nicht die Zeit still stellen. So muß man sich entscheiden, eben weil die dialek-

tische Erfahrung unvermeidbar ist, daß auch der Verzicht auf eine Entscheidung eine Entscheidung ist. Der berühmte „ekstatische Vortrag“ am Anfang von Kierkegaards so romantischer wie Romantik-kritischer Schrift *Entweder-Oder* hat dieses Problem mit der seinen Schriften eigentümlichen Verve formuliert:

Heirate, du wirst es bereuen; heirate nicht, du wirst es auch bereuen; heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen; entweder du heiratest oder du heiratest nicht, du bereust beides. Lache über die Torheiten der Welt, du wirst es bereuen; weine über sie, du wirst es auch bereuen; lache über die Torheiten der Welt oder weine über sie, du wirst beides bereuen; entweder du lachst über die Torheiten der Welt oder du weinst über sie, du bereust beides. Trau einem Mädchen, du wirst es bereuen; traue ihr nicht, du wirst es auch bereuen; traue einem Mädchen oder traue ihr nicht, du wirst beides bereuen; entweder du traust einem Mädchen oder du traust ihr nicht, du wirst beides bereuen. Erhänge dich, du wirst es bereuen; erhänge dich nicht, du wirst beides bereuen; erhänge dich oder erhänge dich nicht, du wirst beides bereuen; entweder du erhängst dich oder du erhängst dich nicht, du wirst beides bereuen. Dies, meine Herren, ist aller Lebensweisheit Inbegriff.¹⁴

Man kann diese berühmten Kierkegaard-Worte unschwer auf Fontanes Erzählung *Schach von Wuthenow* beziehen. In zumindest zwei Kapiteln umkreist sie, wovon schon die Titel dieser Kapitel künden, ausdrücklich Probleme des Dezisionismus. „Es muß etwas geschehen“ ist das zehnte, „Le choix du Schach“ ist das dreizehnte Kapitel überschrieben. Einmal geht es darum, wie das Regiment Gensdarmes angesichts der aufgeheizten Diskussionen über Werners Luther-Drama reagiert: „Zehntes Kapitel: ‚Es muß etwas geschehn‘ / Die ‚Weihe der Kraft‘ wurde nach wie vor gegeben, und Berlin hörte nicht auf, in zwei Lager geteilt zu sein. Alles, was mystisch-romantisch war, war für, alles, was freisinnig war, gegen das Stück. Selbst im Hause Carayon setzte sich diese Fehde fort, und während die Mama teils um des Hofes, teils um ihrer eignen „Gefühle“ willen überschwenglich mit-schwärmte, fühlte sich Victoire von diesen Sentimentalitäten abgestoßen. Sie fand alles unwahr und unecht und versicherte, daß Schach in jedem seiner Worte recht gehabt habe.“¹⁵ Schach macht denn auch bei der öffentlichen Verulung des Dramas nicht mit. Doch auch Schach kann sich – noch dazu bei einer wichtigeren Frage – nicht nicht entscheiden: „Le choix du Schach“ besteht darin, daß er sich nicht entscheiden kann, der Entscheidung, zu der andere ihn drängen, zu

¹⁴ Sören Kierkegaard: *Entweder – Oder*. Übers. von H. Fauteck. München 1975, S. 49 f.

¹⁵ Ebd., S. 207 f.

widerstehen. Er heiratet die blatternarbige Victoire und setzt sich damit dem Spott der Öffentlichkeit aus, die ihn in den Selbstmord treibt.

Die dritte und vierte Option, auf romantisch aufgewiesene Paradoxien und Dialektiken romantisch zu reagieren, sind in Wien besonders wirkungsmächtig ausgebildet worden: nämlich der Funktionalismus bzw. die Re-Fundamentalisierung. Wenn man feststellt, in welchen dezisionistischen Paradoxien sich noch die paradoxie-lässige und -tolerante romantische Subjektivität verstrickt, so kann man sich von den Vorzügen transsubjektiver und funktionaler Medien wie Geld oder von der Notwendigkeit funktionierender Institutionen überzeugen lassen. Adam Müller hat diese Option wohl am überzeugendsten und wirkungsmächtigsten vertreten und damit eine noch wenig erforschte Brücke zwischen später Romantik und Systemtheorie geschlagen. Oder man startet (etwa mit Zacharias Werner, mit dem späten Friedrich Schlegel oder auch tausend Kilometer nördlich von Wien in Kopenhagen mit Kierkegaard) durch und entscheidet sich zu einer auf- und abgeklärten Re-Fundamentalisierung romantischer Programme. Die letztgenannte Option hat zumindest für sog. Geistes- und Ideengeschichtler einen unübersehbaren Vorteil: der romantische paradoxieverliebte Habitus findet ein neuromantisches Betätigungsfeld. Die Kraft der Paradoxien bewährt sich auch in dieser Hinsicht: die späte Wiener Romantik ist die Möglichkeitsbedingung all der neuromantischen Dekonstruktions-Ansätze des 20. Jahrhunderts.

Mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit und Ausdrücklichkeit greifen nämlich die theoretischen und ästhetischen Avantgarde-Bewegungen auf Impulse der frühen Romantik zurück. Der Surrealismus erklärte Achim von Arnim zu einem seiner Vorväter; Walter Benjamin promovierte über den *Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik*; Georg Lukács frühe Schriften *Die Seele und die Formen* sowie die *Theorie des Romans* knüpfen an die Jenaer Frühromantik an; Herbert Marcuses Dissertation über den deutschen Künstlerroman stellt den *Heinrich von Ofterdingen* in ihren Mittelpunkt; Ernst Blochs *Geist der Utopie* beschäftigt sich ausführlich mit der Romantik von Novalis bis Wagner und insbesondere mit dem Bild zu Sais.¹⁶ Aufschlußreicherweise aber finden sich nicht nur untergründige, sondern explizit benannte Anknüpfungen an romantisch-dialektische Überle-

¹⁶ Vgl. Jochen Hörisch: „Herrscherwort, Geld und geltende Sätze – Adornos Aktualisierung der Frühromantik und ihre Affinität zur poststrukturalistischen Kritik des Subjekts“. In: B. Lindner/ W. M. Lüdke (Hgg.): *Materialien zur ästhetischen Theorie Th. W. Adornos – Konstruktion der Moderne*. Frankfurt a. M. 1979, S. 397-414.

gungen nicht nur im Umkreis des ästhetischen Neomarxismus, sondern auch bei der Systemtheorie Niklas Luhmanns und der Dekonstruktion Derridas. Immer erneut bewährt sich die Einsicht, daß ab einem gewissen Komplexitätsniveau nur eines schwieriger ist als Romantiker zu sein – kein Romantiker zu sein.

Nicht irgend ein Romantiker, sondern Romantiker aus Wien zu sein, bewährt sich, wenn es um allerletzte Dinge geht – wie Heinrich Heine in seinem späten *Lazarus*-Gedicht eindringlich dargelegt hat. Lazarus hat, nachdem er alle somatischen und semantischen Paradoxien des Lebens romantisch durchgemacht hat, seine Erdentage hinter sich und verlangt im Himmel Einlaß. Bei Petrus beißt er erst einmal auf Granit. Kein Wunder – hat der romantische Lazarus doch Überlegungen wie diesen nachgehungen:

Laß die heiligen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen –
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler –
Aber ist das eine Antwort?

Wer solche Fragen stellt, hat schlechte Aussichten, am festen Fels Petrus vorbeizukommen.

So brummt der Alte, doch kann er nicht
Im Polterton verharren, er spricht
Gutmütig am Ende die tröstenden Worte:
„Du arme Seele, zu jener Sorte
Halunken scheinst du nicht zu gehören –
Nu! Nu! Ich will deinen Wunsch gewähren,
Weil heute mein Geburtstag just
Und mich erweicht barmherzige Lust –
Nenn mir daher die Stadt und das Reich,
Woher du bist; sag mir zugleich,

Ob du vermählt warst? Eh'liches Dulden
 Sühnt oft des Menschen ärgste Schulden;
 Ein Eh'mann braucht nicht in der Hölle zu schmoren,
 Ihn läßt man nicht warten vor Himmelstoren.“

Die Seele antwortet: „Ich bin aus Preußen,
 Die Vaterstadt ist Berlin geheißten.
 Dort rieselt die Spree, und in ihr Bette
 Pflegen zu wässern die jungen Kadette;
 Sie fließt gemütlich über, wenn's regent –
 Berlin ist auch eine schöne Gegend!
 Dort bin ich Privatdozent gewesen,
 Und hab über Philosophie gelesen –
 Mit einem Stiftsfräulein war ich vermählt,
 Doch hat sie oft entsetzlich krakeelt,
 Besonders wenn im Haus kein Brot –
 Drauf bin ich gestorben und bin jetzt tot.“

Sankt Peter rief: „O weh! o weh!
 Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
 Wahrhaftig, ich begreife nie,
 Warum man treibt Philosophie.
 Sie ist langweilig und bringt nichts ein,
 Und gottlos ist sie obendrein;
 Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
 Und endlich wird man geholt vom Teufel.

Die Karten sind also schlecht gemischt für den armen Lazarus, der im Himmel Einlaß begehrt. Doch Petrus ist großzügig gestimmt. Denn er hat just an dem Tag Geburtstag, an dem der arme Lazarus an seine Türe klopft. Und so nimmt er ihn gut dezisionistisch doch noch in seinem Reiche auf – nicht ohne einen letzten goldwerten Hinweis für den romantischen Sünder:

Vergiß mich nicht. Wenn dir die Pracht
 Des Himmels einmal Langweile macht,
 So komm zu mir; dann spielen wir Karten.
 Ich kenne Spiele von allen Arten,
 Vom Landsknecht bis zum König Pharaon.
 Wir trinken auch – Doch apropos!
 Begegnet dir von ungefähr
 Der liebe Gott, und fragt dich: woher
 Du seiest? so sage nicht: aus Berlin,
 Sag lieber: aus München, oder aus Wien.“

Adrian Hummel (München)

Lebenszwänge, Schreibräume, unirdisch. Eine kulturanthropologisch orientierte Deutung des „Mythos Günderröde“.

1. Eine „erwünschte Legende“ ...

Die jüngste Günderröde-Ausgabe – ein beängstigend schmales *Reclam*-Bändchen aus etwa 10 Prosastücken, 15 Briefauszügen und 20 Gedichten – eröffnet das reihentypische *Nachwort* mit dem bezeichnenden Satz: „Nicht ihre Dichtung, sondern ihr Selbstmord hat Karoline von Günderröde berühmt gemacht.“¹ Dem bleibt wenig hinzuzufügen: Tatsächlich hat lediglich die Wirkungsgeschichte ihres Freitodes der Autorin ein nahezu mythisches Andenken gesichert.² Das Werk Karolines von Günderröde dagegen beeindruckte bis heute – sofern für sich und ohne Bezug auf das finale Ereignis ihrer Biographie betrachtet – kaum einen Leser nachhaltig. Dem üblichen Kontext weiblicher wie männlicher Schreibbemühungen beinahe völlig enthoben, dazu nur in Bruchteilen und zeitgenössischer Vorurteile wegen pseudonym veröffentlicht, lässt einen das disparate Konvolut aus lyrischen Stücken, Dramenfragmenten, Kurzprosaskizzen, Studienbuchnotizen und Briefwechselauszügen seit jeher einigermaßen ratlos zurück. Johann Wolfgang Goethe – angegangen von Heinrich Eichstädt, dem verantwortlichen Redakteur der *Jenaische[n] Allgemeine[n] Literatur-Zeitung*, um sein briefliches Urteil über die wohlwollende Rezension eines Gönners der Karoline von Günderröde und ihrer pseudonym erschienenen Sammlung *Gedichte und Phantasien, von Tian*. 1804 – bringt das Irritationspotential besagter Texte auf den

¹ Hannelore Schlaffer (Hg.), Karoline von Günderröde. Gedichte, Prosa, Briefe, Stuttgart 1998, S. 131.

² Der vorliegende Beitrag verdankt sich einem Vortrag, den der Verfasser am 21. Januar 2002 vor der Goethe-Gesellschaft München halten durfte. Er trug den Titel *„Erde du meine Mutter / Und du mein Ernährer / Der Lufthauch“*. *Leben und Werk Karolines von Günderröde* und war Bestandteil einer Veranstaltungsreihe unter dem Motto *„Frauen der Goethezeit“*.

Punkt: „Diese Gedichte sind wirklich eine seltsame Erscheinung und die Recension brauchbar.“³ Demgegenüber schlägt Karolines von Günderode zweiter Text-Sammlung mit dem Titel *Poetische Fragmente von Tian*. 1805 – angezeigt am 24. Juni 1807 in der nämlichen *Literatur-Zeitung* und vom nämlichen Rezensenten, freilich knapp ein Jahr nach ihrem Selbstmord – bare Ablehnung entgegen; literarisches und biographisches Scheitern, verfehltes Wollen und falsches Geschlecht erscheinen plötzlich in eins gesetzt:

Caroline von Günderode aus Frankfurt a. Mayn, (der Tod hat den Schleyer der Anonymität zerrissen,) wollte dichten als Weib im männlichen Geiste. Ihr Streben ging nach dem Idealen in der romantischen Kunst. Aber die weibliche Natur in ihr ließ sie *jenes* – das Bewußte ihrer Absicht, *dieses* Ziels (sic!) verfehlen. In einer kraftlosen Mitte erlahmte ihr Flug.⁴

So legitimierte das gewaltsame Ende der Autorin quasi einschlußweise die Disqualifizierung ihres Werks; gleichzeitig entsprach dessen Marginalisierung jedoch ein gesteigertes Interesse am bühnenreifen Ende der vermeintlich ‚romantischen Ideal-Biographie‘. Nach einem Spaziergang mit Bettina Brentano im Park von Teplitz notiert wiederum Goethe unter dem Datum vom 11. August 1810 in sein Tagebuch: „Mit Bettinen im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältniß zu Fräulein Günderode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod.“⁵ Später wird Goethe – eben auf Be-

³ Johann Wolfgang Goethe: An Heinrich C. A. Eichstädt, 28. April 1804 [Addenda Goethes zu einem Brief Eichstädts vom 22. April 1804]. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. Weimar 1895, Abt. IV, Bd. 17, Nr. 4897, S. 129–132 (hier: S. 131 f.). Die Rezension stammte von Christian G. D. Nees von Esenbeck (1776–1858); sie erschien in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* Nr. 163, 1804 (vom 9. Juli 1804), Sp. 49–52.

⁴ [Christian G. D. Nees von Esenbeck:] Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Poetische Fragmente von Tian* [...] 1805. 221 S. 8. (20 Gr.) In: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* Nr. 138, 1807 (vom 13. Juni 1807), Sp. 489–491 (hier: Sp. 490).

⁵ Johann Wolfgang Goethe: *Tagebücher*. August 11 [1810]. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. Weimar 1891, Abt. III, Bd. 4, S. 146. Zur Kenntnis genommen hatte Goethe die zweite Publikation und den Freitod der Autorin bereits 1806: „Doch muß ich noch eines traurigen Falles gedenken, wie nelmlich die idealen Ansichten, wahrscheinlich in Gesellschaft irdischer Leidenschaften, ein gar hübsches Gefäß zerstört haben. Die unter dem Nahmen Tian Ihnen gewiß bekannte Fräulein von Günterode, die uns noch vor kurzem ein paar merkwürdige kleine Gedichte in dramatischer Form gegeben, hat ihre eigene Form zerbrochen; eine That die, wie Sie denken können, viel zu reden giebt.“ (Johann Wolfgang Goethe: An Wilhelm von Humboldt, 22. August 1806. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. München 1990, Abt. IV, Bd. 51, S. 201).

such bei Franz Brentano (1765–1844) in Winkel und durchaus touristisch gestimmt – sogar die Stätte ihres Selbstmords aufsuchen (6. September 1814)⁶; zum Werk Karolines von Günderrode äußert er sich nicht mehr. Kaum anders verhält sich Achim von Arnim, alsbald Ehemann jener Bettina Brentano und damals heimlicher Verehrer Karolines⁷, zu deren Lebzeiten allerdings peinlich darauf bedacht, seinem akademischen Lehrer Friedrich Creuzer nicht ins Liebesgehege zu geraten: Auch Achim von Arnim setzt dem Freitod der Autorin, nicht ihrem Werk ein literarisches Denkmal in seiner 1812 erschienenen Novellensammlung.

Wir stiegen ans Land und sahen einander stillschweigend an und wiesen auf die Landzunge, die im Strom versunken. Ein edles, musenheiliges Leben sank da in schuldlosem Wahn, und der Strom hat den geweihten Ort ausgetilgt und an sich gerissen, daß er nicht entheiligt werde. Arme Sängerin, können die Deutschen unsrer Zeit nichts, als das Schöne verschweigen, das Ausgezeichnete vergessen, und den Ernst entheiligen? Wo sind Deine Freunde? Keiner hat der Nachwelt die Spuren Deines Lebens und Deiner Begeisterung gesammelt, die Furcht vor dem Tadel der Heillosen, hat sie alle gelähmt. Nun erst verstehe ich die Schrift auf Deinem Grabe, die von den Tränen des Himmels jetzt fast ausgelöscht ist, nun weiß ich, warum Du die Deinen alle nennst, nur die Menschen nicht! – Und wir gedachten mit Rührung dieser Inschrift, und einer sagte sie dem andern, der sie vergessen hatte. „Erde, Du meine Mutter, und Du mein Ernährer der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und Du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend; lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl!“⁸

Der Nachwelt die Spuren ihres Lebens und ihrer Begeisterung zu sammeln, – dieser Aufgabe stellten sich seither vor allen anderen Bet-

⁶ Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Im Rheingau Herbstage. Supplement des Rochus-Festes, 1814. Den 6. Septbr. In: Karl Richter (Hg.), Johann Wolfgang von Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens (Münchner Ausgabe), München 1994, Bd. 11/2, S. 116–129 (hier: S. 128).

⁷ „(U)nd doch war ich ihr gar zu nichts, aber ihr doch recht gut, [...]“. (Achim von Arnim: An Bettina Brentano, 27. August 1806. In: Birgit Weissenborn (Hg.), ‚Ich sende Dir ein zärtliches Pfand‘. Die Briefe der Karoline von Günderrode, Frankfurt a. M. 1992, S. 357–359).

⁸ Achim von Arnim: Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien (1812). In: Renate von Moering (Hg.), Achim von Arnim. Sämtliche Erzählungen 1802–1817 (Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden), Frankfurt a. M. 1990, Bd. 3, S. 776 f.

tina von Arnim (1840)⁹ und Christa Wolf (1979).¹⁰ Freilich: Beide Autorinnen folgten in ihren Suchbewegungen dem „weiblichen Schreibmuster der Doppelbiographie“ (Helga G. Braunbeck).¹¹ Mit einfachen Worten: Beide Autorinnen schrieben – wenigstens vermeintlich – im Namen ihrer gemeinsamen Vorgängerin an deren „erwünschter Legende“. ¹² Bettina von Arnim legitimiert diese Vorgehensweise in ihrer teilfiktiven Briefbiographie *Die Günderode* mit dem Recht der seherisch begabten Visionärin: „(A)m Tag fühl ich mich so nah mit allem Vergangnen, daß ich durch und durch von der steten Gegenwart alles wirklich Erlebten überzeugt bin.“¹³ Und Christa Wolf verweist zur Rechtfertigung ihrer Auswahlgabe und des begleitenden Essays *Der Schatten eines Traumes* auf die emanzipatorische Wirkung ‚poetischer Authentizität‘:

Dieses Buch hatte das Unglück, in die Hände staubtrockener Textkritik zu fallen, deren Instrumenten es ein leichtes ist, es als ›Fälschung‹ zu entlarven. Daß die Bettine mit ihrem Material frei umgegangen ist, Briefe zusammengezogen, Stücke aus anderen Briefwechseln hineingenommen, manches erfunden hat, ist ihr angekreidet worden. Authentisch ist dies Buch dennoch, in einem poetischen Sinn: als Zeugnis für eine Freundschaft zwischen zwei Frauen, ein Beleg aber auch für Lebensformen und Sitten einer Zeit und für eine Kritik an deren Sitten, die sich nicht scheut, an die Wurzeln zu gehn.¹⁴

Wirklich lassen sich offensichtliche Vorteile dieses projektiven Verfahrens nicht leugnen: Bettinas von Arnim ständiges Insistieren auf autodidaktische Bildungs- und philosophische Denkanstrengungen, auf zwischenmenschliche Geh- und schriftstellerische Tastversuche Karolines von Günderode hebt sich vom anhaltenden Geraune vieler Forschungsbeiträge über Liebesverrat und Todessehnsucht¹⁵, über an-

⁹ Vgl. [Bettina von Arnim:] *Die Günderode*. 2 Tle (1840). In: Walter Schmitz (Hg.), Bettine von Arnim. Clemens Brentano's Frühlingskranz. *Die Günderode* (Bettine von Arnim. Werke und Briefe in drei Bänden), Frankfurt a. M. 1986, Bd. 1, S. 295–746.

¹⁰ Vgl. Christa Wolf (Hg.), Karoline von Günderode. *Der Schatten eines Traumes*. Gedichte, Prosa, Briefe, Zeugnisse von Zeitgenossen, Berlin-DDR/Darmstadt u. a. 1979.

¹¹ Vgl. Helga G. Braunbeck: „Das weibliche Schreibmuster der Doppelbiographie. Bettine von Arnims und Christa Wolfs Günderode-Biographik“. In: *Frauen, Literatur, Revolution* (Thetis 3), hg. v. Helga Grubitsch u. a. Pfaffenweiler 1992, S. 231–244.

¹² Christa Wolf: *Kein Ort. Nirgends*. Berlin-DDR / Darmstadt u. a. 1979, S. 6.

¹³ von Arnim (Anm. 9), S. 1097 [Brief an Julius Döring, 20. Januar 1840].

¹⁴ Wolf (Anm. 10), S. 36.

¹⁵ Vgl. zu diesem Deutungsansatz der Forschungsliteratur zuletzt etwa Margarete Lazarowicz: *Karoline von Günderode. Portrait einer Fremden* (Europäische Hoch-

tikes Menschentum und erhabene Naturpoesie, über klassizistischen Formwillen und romantische Grenzgänge geradezu erfrischend ab.¹⁶ Und Christa Wolfs Hinweise auf unvermeidliche Deformationen eines – wie auch immer gearteten – weiblichen Wesens und dessen innere Schwierigkeiten mit eventuell ‚männlich‘ interpretierbaren Neigungen erfüllen denselben Zweck. Sie rütteln auf und sensibilisieren; um mit Christa Wolf zu sprechen: „Blut im Schuh!“¹⁷ Allerdings sind besagte Interpretationsvorteile teuer erkaufte: Bettinas teilfiktive Briefbiographie kommt Friedrich Sengles ‚Fälschungs‘-Verdikt¹⁸ gelegentlich bedrohlich nahe; und Christa Wolf erwirbt die Eindringlichkeit ihres *Günderrode*-Essays um den Preis des Ausschlusses widerständiger Dramenfragmente und einer Beugung der chronologischen Wahrheit.¹⁹ Zudem wollte nicht Jedem (oder Jeder) gefallen, wie arg sich Christa Wolfs Weiblichkeitskonzept zur bloßen Metapher für das Scheitern universalutopischer Ansätze schlechthin verdünnte.²⁰ Auf Umwegen hatten Person und Freitod Karolines von Günderrode neuerlich über Werk und Interpretation entschieden.

Die neuere Forschung, besonders die des letzten Jahrzehnts, scheut deshalb gewissermaßen das Feuer einer notwendig unvollkommenen

schulschriften. Reihe 1, Bd. 923). Frankfurt a. M. u. a. 1986; Jürgen Eichenauer: „Karoline von Günderrode (1780–1806). Ein Lebensentwurf der deutschen Romantik“. In: Mein ungestümes Herz. Frauen der Goethezeit (Verzeichnisse und Schriften der Hessischen Landesbibliothek Wiesbaden). Wiesbaden 1999, Bd. 16, S. 39–64.

¹⁶ Helene M. Kastinger-Riley hatte deshalb noch 1986 geurteilt: „Die derzeitige Forschungslage ist immer noch derart primitiv, daß jede Interpretation von Günderrodes Schaffen [...] bis zum Erscheinen einer vollständigen Werkausgabe den Charakter eines Versuchs behalten muß.“ (Helene M. Kastinger-Riley: „Zwischen den Welten. Ambivalenz und Existentialproblematik im Werk Caroline von Günderrodes“. In: Dies.: Die weibliche Muse. Sechs Essays über künstlerisch schaffende Frauen der Goethezeit, Columbia 1986, S. 91–119 [hier: S. 119]).

¹⁷ Wolf (Anm. 12), S. 5. Siehe hierzu auch Hans-Georg Werner: „Christa Wolfs Bild der Günderrode. Medium der Selbstbesinnung“. In: Christa Wolf in feministischer Sicht (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Bd. 1301), hg. v. Michel Vanhel-leputte. Frankfurt a. M. u. a. 1992, S. 43–53.

¹⁸ Friedrich Sengle spricht schlicht von „Bettinas Fälschung“; vgl. Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Stuttgart 1972, Bd. 2, S. 210 [„Historische Interpretation von Bettinas Fälschung“].

¹⁹ Diese Kritik systematisiert Walter Morgenthaler im Kommentarband seiner historisch-kritischen Ausgabe; vgl. Günderrode (Anm. 23), Bd. 3, S. 15 f.

²⁰ So urteilte schon 1980 Werner Kohlschmidt: „Ästhetische Existenz und Leidenschaft. Mythos und Wirklichkeit der Karoline von Günderode“. In: Selbständigkeit und Hingabe. Frauen der Romantik, hg. v. Wolfgang Böhme. Karlsruhe 1980, S. 9–20. Aber auch Werner (Anm. 17), S. 46 kommt nicht umhin, zuzugeben: „Es wird deutlich, daß Christa Wolfs Eingehen auf die Frauenproblematik mit der Tendenz erfolgte, Weiblichkeit als Metapher für Menschlichkeit-Utopisches zu konstituieren.“

Gesamtdeutung. Politisch orientierte Interpretationen ausgesuchter Einzeltexte oder Werkgruppen kommen deshalb neben philosophischen, ästhetische neben intertextuellen, sozialgeschichtliche neben feministischen zu stehen²¹: Ein Konsens ist nicht absehbar, die Widerständigkeit des überlieferten Textkonvoluts immens. Dabei vermag selbst die editorische Sachlage nicht zu befriedigen: Trotz erheblicher Anstrengungen in den zwanziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fehlt eine verlässliche Briefausgabe.²² Die historisch-kritische Werkausgabe von Walter Morgenthaler (1990/91) wiederum ist bei allen textphilologischen Verdiensten nicht frei von Fehlern und Versäumnissen²³; Christa Wolf würde sie mit Sicherheit

²¹ Vgl. hierzu besonders Helga Dormann: „Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995. Ein Bericht“ In: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 6, 1996, S. 227–248. Zu ergänzen wären seither bes. Lucia Maria Licher: *Mein Leben in einer bleibenden Form aussprechen. Umrisse einer Ästhetik im Werk Karolines von Günderrode (1780–1806)*. Heidelberg 1996 [ästhetisch orientierte Deutung]; Birgit Wägenbaur: „habe getaumelt in den Räumen des Aethers“. *Karoline von Günderrodes ästhetische Identität*“. In: *Frauen. Mit Sprechen, Mit Schreiben* (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 49), hg. v. Marianne Henn u. a. Stuttgart 1997, S. 201–221 [ästhetisch orientierte Deutung]; Wiebke Amthor: „Der Tod als Zitat. Eine motivische Betrachtung zum Selbstmord Karoline von Günderrode“. In: *Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft* 10, 1998, S. 49–72 [intertextuell orientierte Deutung]; Lucia Maria Licher: „Liebe! Glaube! Thue!“ Die poetische Konfession der Karoline von Günderrode 1780–1806 (Bibliotheksgesellschaft Oldenburg Nr. 23). Oldenburg 1998 [religiös-politische Deutung]; Lucia Maria Licher: „Man kann nicht zweien Herren zugleich dienen“. *Poesie und bürgerliche Existenz um 1800. Am Beispiel Karoline von Günderrodes und ihrer Umwelt*“. In: *Aurora* 59, 1999, S. 71–91 [sozialgeschichtliche Deutung]; Annette Simonis: „Das verschleierte Bild“. *Mythopoetik und Geschlechterrollen bei Karoline von Günderrode*“. In: *DVJs* 74, 2000, S. 254–278 [feministische Deutung].

²² Am umfangreichsten präsentiert sich die Briefausgabe von Weißenborn (Anm. 7). Freilich kann sie höheren textphilologischen Ansprüchen nicht genügen. In dieser Hinsicht sind Editionen von Karl Preisendanz, Leopold Hirschberg und Max Preitz eindeutig vorzuziehen; Vgl. Karl Preisendanz (Hg.), *Die Liebe der Günderrode. Friedrich Creuzers Briefe an Caroline von Günderrode*, München 1912 [Neudr.: Franz Josef Götz (Hg.), *Die Liebe der Günderrode. Ein Roman in Briefen*, München u. a. 1991]; Leopold Hirschberg (Hg.), *Gesammelte Werke der Karoline von Günderrode*, Berlin 1922, Bd. 2; Max Preitz (Hg.), *Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt I/II*. In: *JbFDtHochst.* 1962, S. 208–306 und 1964, S. 158–235. Deren Dislozierung behindert jedoch eine sinnvolle Benutzung erheblich. Soweit möglich wird hier daher nach der bislang umfänglichsten Ausgabe von Birgit Weißenborn zitiert. Zur Gesamtproblematik vgl. auch die Rezension von Dieter Burdorf: „Diese Sehnsucht ist ein Gedanke, der ins Unendliche starrt“. *Über Karoline von Günderrode – aus Anlaß neuer Ausgaben ihrer Werke und Briefe*. In: *Wirkendes Wort* 43, 1993, S. 49–67.

²³ Vgl. Walter Morgenthaler (Hg.), *Karoline von Günderrode. Sämtliche Werke und ausgewählte Studien. Historisch-kritische Ausgabe*, Basel u. a. 1990/91, 3 Bde. Wal-

ein ‚Klassikergrab‘ nennen. Außerdem erntet die neueste Biographie – womöglich zu Unrecht – wenig Lob.²⁴ Und schließlich bestreiten einige namhafte LiteraturwissenschaftlerInnen den Wert der Poesie Karolines von Günderrode überhaupt: Zu ihnen rechnet – als Herausgeberin jener eingangs zitierten *Reclam*-Edition – Hannelore Schlaffer. Sie resümiert: „Der Poesie [Karolines von Günderrode, Anm. des Verf.] wiederum, dieser Sinnlichkeit aus schwarzen Zeichen, treibt die Philosophie alles Leben aus.“ Und: „Bettina Brentano, von der jeder Satz mehr Poesie enthält als alle Werke der Günderrode zusammen, wurde von Kindesbeinen an [...] in ihren dichterischen Fähigkeiten befördert. Statt sich ein Gedächtnistraining aufzuerlegen, streunt sie durch die Welt und sammelt Metaphern für das, was sie sieht.“²⁵ Die Wirkungsgeschichte scheint wieder an ihrem mythisierenden Ausgangspunkt angelangt; Leben und Werk Karolines von Günderrode bilden ein – wenn auch widerständiges, weil unablässig thematisiertes und ediertes – Opfer.

2. ... und eine kulturanthropologische Deutung

Der – jedenfalls in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht – recht misslichen Ausgangslage zum Trotz scheinen die Möglichkeiten für eine – wenigstens tendenziell stimmige – Gesamtdeutung noch nicht völlig verbraucht. Immerhin prägt ein gemeinsames Kennzeichen nahezu alle Stationen und Deutungsansätze der Wirkungsgeschichte: das ungebrochene, beinahe mythisch anmutende Faszinations- und Irritationspotential der Gestalt Karolines von Günderrode. Entsprechende Phänomene aus Geistes- und Mentalitätsgeschichte aber lassen sich mit Hilfe moderner Kulturanthropologie durchaus passabel beschreiben: Der französische Kulturanthropologe René Girard (geb. 1923)

ter Morgenthalers Ausgabe weist Verzeichnisfehler auf (vgl. Licher [Anm. 21], SS. 71, 74); außerdem fehlen einschlägige Rezeptionsdokumente (wie Achim von Arnims literarischer Nachruf, vgl. Anm. 8) und das wichtige ‚Studienbuch‘ Karolines von Günderrode war bereits, wenngleich ebenfalls fragmentarisch, ediert worden; vgl. Max Preitz, Doris Hopp (Hgg.), *Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt III. Karoline von Günderrodes Studienbuch*. In: JbFDtHochst. 1975, S. 223–323.

²⁴ Vgl. Markus Hille: *Karoline von Günderrode* (rm 50441). Reinbek 1999; Thomas Schröder (Referatedienst zur Literaturwissenschaft 31 [1999], S. 763 f.) hält die Biographie mangelnder ‚Erschöpfung‘ des Themas und einer ‚Verfehltheit‘ des Ansatzes wegen für gescheitert; allerdings erkaufte er diese Erkenntnis um den Preis einer beinahe axiomatisch vertretenen Einordnung Karolines von Günderrode in den Kontext der ‚Jenaer Frühromantik‘.

²⁵ Hannelore Schlaffer: Nachwort. In: *Günderrode* (Anm. 1), S. 139. Ablehnend äußerte sich zu den Texten Karolines von Günderrode mehrmals auch Werner Kohlschmidt; vgl. Dormann (Anm. 21), SS. 227, 235 sowie Kohlschmidt (Anm. 20).

etwa begreift in seinen Hauptwerken *Das Heilige und die Gewalt* (1972) sowie *Ausstoßung und Verfolgung* (1982) Personen mit (persönlichem) Profil und (sozialem) Stigma der Karoline von Günderrode als ‚widerständige Opfer‘.²⁶ Um ein mögliches Missverständnis von vornherein zu vermeiden: Der kulturanthropologische ‚Opfer‘-Terminus hat mit den üblichen Konnotationen dieses Begriffs (etwa spezifisch theologischer oder allgemein religiöser Natur) wenig gemein; auch bezeichnet er weder dessen aktive („sich zum Opfer bringen“) noch seine passive Bedeutungskomponente („jemandem zum Opfer fallen“). Tatsächlich ist Karoline von Günderrode – zumindest ihrem eigenen Selbstverständnis zufolge – weder als stille Dulderin einer ‚kalten Welt‘ zum Opfer gefallen, noch hat sie sich als überschwängliche Adeptin welcher Idee auch immer – sei es die der Liebestreue, die der Todessehnsucht oder die der philosophischen Einheitsspekulation – zum (Selbst-) Opfer dargebracht.²⁷ Und noch weniger betrachtete sie den Freitod als mehr oder weniger unausweichliche Konsequenz ihres dichterischen Prophetentums; Christa Wolf spricht gerade nicht im Namen Karolines von Günderrode, wenn sie schreibt: „Dichter sind, das ist keine Klage, zu Opfern und Selbstopfern prädestiniert.“²⁸ Der Forschung sind solche Mythisierungsversuche zurecht obsolet geworden; die kulturanthropologische Rede vom ‚widerständigen Opfer‘ kann sie gezielt vermeiden helfen.²⁹ Ihr zufolge entstehen Profil und Stigma des ‚widerständigen

²⁶ Vgl. aus den einschlägigen Publikationen des Autors besonders René Girard: *Das Heilige und die Gewalt* (1972). Frankfurt a. M. 1992; Ders.: *Things hidden since the foundation of the world* (1978). Stanford 1987 [gekürzte dt. Übersetzung: *Das Ende der Gewalt. Analyse des Menschheitsverhängnisses*. Freiburg 1983]; Ders.: *Ausstoßung und Verfolgung. Eine historische Theorie des Sündenbocks* (1982). Frankfurt a. M. 1992; siehe außerdem Michael Jacob: „Gespräch mit René Girard“. In: Ders.: *Aussichten des Denkens*. München 1994, S. 155–176.

²⁷ „Karoline von Günderrode, die sich 1806 erdolchte, galt zunächst weniger als Frühvollendete, denn als das Opfer einer kalten Zeit; vor der Bosheit und der Mißachtung der Menschen begab sie sich, wie es die von den ‚Tränen des Himmels‘ fast gelöschte Schrift auf ihrem Grab verkündete, in den Schutz der Elemente zurück, deren Stimme sie in der Welt gewesen war“ (Wolfgang Frühwald: „Romantische Lyrik im Spannungsfeld von Esoterik und Öffentlichkeit“. In: *Europäische Romantik I* [Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 14], hg. v. Robert Mandelkow u. a. Wiesbaden 1982, S. 355–392 [hier: S. 368]).

²⁸ Wolf (Anm. 10), S. 65.

²⁹ Die Forschungsliteratur zum Thema des kulturanthropologischen ‚Opfer‘-Begriffs und seiner literaturwissenschaftlichen Applikation ist recht umfangreich; vgl. bes. Eberhard T. Haas: „Gewalt, Opfer, Sündenbock. Einführung in die Kulturanthropologie René Girards“. In: *Wege zum Menschen* 49, 1997, S. 485–500; Julika Funk: „Forschungsrichtungen in der Anthropologie. Philosophische Anthropologie, Historische Anthropologie, Interkulturalität und Kulturanthropologie. Überblick und Aus-

Opfers', sobald ein sozialer Ausgrenzungsprozess vom betroffenen Individuum nicht mit Resignation, nicht mit Anpassung, nicht mit Rebellion beantwortet wird, sondern im nämlichen Individuum statt dessen und quasi parallel dazu ein persönlicher Selbstfindungsprozess einsetzt, welcher sich seinerseits speist aus Reflexivität (wider die Resignationsgefahr), aus ‚Traumprotokollen‘³⁰ (wider die Anpassungsgefahr) und aus Produktivität (wider die Rebellionsgefahr). Oder verständlicher formuliert: Der Typus des ‚widerständigen Opfers‘ zeichnet sich durch eine sehr seltene, weil absolut symmetrische Entwicklung von ‚Wirklichkeitssinn‘ und ‚Möglichkeitssinn‘ aus.³¹ So oft ‚widerständige Opfer‘ dieses (persönlichen) Profils und (sozialen) Stigmas nun am Ende des sozialen Ausgrenzungsprozesses auf die eine oder andere Weise zu Tode kommen, so oft wiederholt sich das Ritual der posthumen Mythisierung als Wiedergutmachungsreaktion der zugeordneten Zeit- und Erinnerungsgemeinschaft; beinahe unnötig zu sagen, dass ‚widerständigen Opfern‘ gerne die Funktionen eines Kulturbringers oder Befreiungsträgers zugeschrieben werden. Auch historische Prototypen des ‚widerständigen Opfers‘ weiß die Kulturanthropologie zu benennen: Sokrates und Jean d'Arc; doch bevölkern ‚widerständige Opfer‘ selbstverständlich auch fiktive Welten (etwa des Mythos oder der Literatur).³²

Stigma und Profil eines ‚widerständigen Opfers‘ entsprechen biographischer Rolle und literarischem Wunschbild der Autorin recht ge-

wahlbibliographie“. In: Historische Sozialforschung 25, 2000, H. 2, S. 54–138 [Forschungsbericht aus germanistischer Perspektive]; Das Opfer – aktuelle Kontroversen (Beiträge zur mimetischen Theorie, Bd. 12), hg. v. Bernhard Dieckmann. Münster 2001.

³⁰ Diesen Begriff gebraucht hinsichtlich Karolines von Günderrode – allerdings in einem tiefenpsychologischen Kontext – auch Erika Brummund: Zwischen Leben und Tod. Traum, Mythos, Religion bei Karoline von Günderrode. Ein Beitrag zu einer ganzheitlichen Anthropologie, erarbeitet im Grenzbereich von Literaturwissenschaft, Theologie und Psychologie. Diss. Wien 1994, S. 30. Dabei gerät E. Brummund das Werk Karolines von Günderrode unversehens zum bloßen Beleg tiefenpsychologischer Theorie (über den traumatisch erlebten Vaterverlust der Autorin).

³¹ Diese Denkkategorien entstammen dem Werk Robert Musils; vgl. Adolf von Frisé (Hg.), Robert Musil. Der Mann ohne Eigenschaften (1930–1943), Reinbek 1978, S. 16–18 (Buch 1, Kapitel 4: „Wenn es Möglichkeitssinn gibt, muß es auch Wirklichkeitssinn geben“).

³² Die Anwendung des kulturanthropologischen ‚Opfer‘-Begriffes auf Gestalt und Deutung Jesus von Nazareths konstituiert eine eigene Rezeptionsweise genuin theologischer Natur; sie biegt, gewollt oder ungewollt, ein Deutungsproblem in die Wahrheitsfrage zurück. Diese Rezeptionsweise bleibt infolge dessen hier ausdrücklich außer Acht; vgl. aber etwa Ralf Miggelbrink: „Der Mensch als Wesen der Gewalt. Die Thesen René Girards und ihre theologische Rezeption“. In: Ökumenische Rundschau 49, 2000, S. 431–443.

nau. In Karolines von Günderrode (und der zeitgenössischen) Sprache ausgedrückt: eine ‚Heroide‘ ihrer Lektüre (aus Ovid oder Ossian) wollte sie sein. Oder in Johannes Bobrowskis kongenialer Übersetzung gesagt: die „männliche Göttin“.³³ Und schließlich mit ihren literarischen Figuren besetzt: *Mora* und *Hildgund*, *Brutus* und *Othello*, endlich *Hippolyt*. Um einem weiteren Missverständnis vorzubeugen: Hier soll keinem literaturwissenschaftlichen Biographismus das Wort geredet werden.³⁴ Vielmehr weist die These in exakt entgegengesetzte Richtung: Leben und Schreiben der Autorin verschränken sich unter kulturanthropologischem Gesichtspunkt ähnlich unauflöslich wie ihr Wirklichkeits- und ihr Möglichkeitssinn. Beides bildet – in des Wortes ursprünglicher Bedeutung – *ein* Gewebe, *einen* Text. Dieser aber handelt vom ‚widerständigen Opfer‘ der (familiären) Umstände, der (Männer-) Welt, des (literarischen) Zeitgeschmacks, des (eigenen) Todes, – dieses ihr letzter Text und die selbst gewählte Grabinschrift ihr Vermächtnis:

Erde, Du meine Mutter, und Du mein Ernährer der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und Du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend; lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl.³⁵

Das literarisch (Spät-) Moderne daran: die Dezentrierung des ‚Humanums‘ und seine Rückgewinnung im ‚Unum‘ von Mensch und Kosmos, von Kultur und Natur, von Leben und Werk.³⁶ Vorhaben derartiger Sprengkraft forderten wohl schon immer ‚widerständige Opfer‘.

3. ... der familiären Umstände

Karoline von Günderrode jedenfalls sah sich schon frühzeitig in die Rolle des ‚widerständigen Opfers‘ familiärer Umstände gedrängt; sozialer Ausgrenzungs- und persönlicher Selbstfindungsprozess beding-

³³ „Aber / wir sehn dich / hell, die Gestalt der männlichen / Göttin, unter dem Eichbaum, / Herrische, im Gezweig / das Haupt. Deine Hände greifen / träumrisch den Schlaf.“ (Johannes Bobrowski: „Die Günderrode [1960]“. In: Eberhard Haufe [Hg.], Johannes Bobrowski. Gesammelte Werke, Stuttgart 1987, Bd. 1, S. 39).

³⁴ So urteilt etwa noch 1980 Roswitha Burwick: „Liebe und Tod in Leben und Werk der Günderrode“. In: German Studies Review 3, 1980, S. 207–233.

³⁵ Vgl. Anm. 8.

³⁶ Siehe hierzu etwa Anthony Giddens: Kritische Theorie der Spätmoderne. Wien 1992; Peter V. Zima (Hg.), Literarisches Subjekt. Zwischen Spätmoderne und Postmoderne, Tübingen u. a. 2001.

ten sich dabei – ganz im Sinne der kulturalanthropologischen Theoriebildung – von Anfang an gegenseitig: Wider alle Erwartungen eröffneten Karolines Probleme mit beiden Elternteilen, drängende Finanzierungslücken, drückende Fürsorgepflichten, heiratspolitische Versorgungsnöte und der weitgehende Verlust bergender Familienbande nämlich erhebliche Bildungs- und Bewusstwerdungschancen.

Karoline von Günderrode³⁷ war am 11. Februar 1780 in die Höchster Linie des Günderrodeschen Adelshauses und eine sorglose Kindheit am Rande des Karlsruher Markgrafenhofes hinein geboren worden.³⁸ Ihrem Vater Hektor von Günderrode (1755–1786) – badischer Kammerherr und seit 1781 verantwortlicher Schulamtsleiter der markgräflichen Lande – stand eine glänzende Karriere bevor, als ihn 1786 eine schwere Tuberkuloseerkrankung ins Grab brachte. Karoline, das älteste von mittlerweile fünf Geschwistern (vier Töchter und ein Sohn), vermochte den Tod des geliebten Vaters ihren eigenen Andeutungen nach nie zu verwinden.³⁹ Die Mutter, Louise von Günderrode (1759–1819), verlegte den Wohnsitz der Familie gezwungenermaßen ins weniger exklusive Hanau, selbst nur mit geringer Pension und schmalen Einkünften versehen, zudem qua Ehevertrag (von 1776) vom Erbteil der Geschwister abgeschnitten. Ihren adelig-gesel-

³⁷ Die innerhalb der wissenschaftlichen Forschung arg divergierende Orthographie des Namens ist nicht wirklich umstritten. Als historisch korrekt und von Wolf (Anm. 10) lediglich neu erinnert muss die Schreibweise mit Doppel-R gelten („Günderrode“). Die vereinfachte Namensform („Günderode“) resultiert dagegen aus dem wirkungsgeschichtlichen Einfluss der teilfiktiven Briefbiographie von Arnims (Anm. 9). Ähnlich verhält es sich mit der Genitivbildung; historisch korrekt erscheint die Anbindung des Genitiv-S an den Vornamen adeliger Personen („Karolines von Günderrode“).

³⁸ Vgl. zum biographischen und familiären Rahmen besonders Karl Schwartz: Art. Günderrode (Karoline Friederike Louise Maximiliane von), die Dichterin. In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste [...], hg. v. J. S. Ersch/J. G. Gruber. Leipzig 1878, Abt. I, Bd. 97, S. 16 – 231; Rudolf Jung: „Zur Geschichte der Familie von Günderode I/II“. In: Alt-Frankfurt. Vierteljahresschrift für seine Geschichte und Kunst 5, 1914, H. 3/4; Richard Wilhelm: Die Günderode. Dichtung und Schicksal. Frankfurt a. M. 1938 [Nachdr. Bern 1975]; Lazarowicz (Anm. 15); Hille (Anm. 24).

³⁹ Neben brieflichen Randbemerkungen wird innerhalb der Forschung gern (und wahrscheinlich nicht völlig zu Unrecht) auf eine entsprechende Passage in Karolines von Günderrode *Geschichte eines Braminen* (entst. wohl 1803; publ. 1805) verwiesen: „Ich blieb in Lasida's Haus, lebte wie ein Bramin, und erzog das Mädchen sehr wenig, ich überließ es vielmehr seiner eignen schönen Natur. Zehn Jahre sind seit dem Tode ihres Vaters verflossen, und er lebt noch unter uns; ja Lasida verläßt ungern dies Haus, um ihrem Geliebten zu folgen, weil sie fürchtet von der nähern Gemeinschaft mit ihrem Vater durch eine kleine Entfernung ausgeschlossen zu werden.“ (Günderrode [Anm. 23], Bd. 1, S. 313 f.).

ligen Lebensstil freilich behielt sie bei. Infolge dessen vernachlässigte sie nicht nur die fünf Geschwister; ihre Lebenshaltungskosten überstiegen auch den finanziellen Rahmen der vaterlosen Familie bei weitem. Daran änderte selbst eine Anstellung als Hanauer Hofdame des hessischen Erbprinzen Wilhelm wenig; im Gegenteil: Die Mutter griff nun auch das Erbteil der Geschwister an. Über beidem – der Vernachlässigung ihrer kleineren Geschwister und den widerrechtlichen Eingriffen ins gemeinsame Erbteil – kam es, angestachelt von verwandten Vermögensberatern, spätestens seit 1797 zu erheblichen Auseinandersetzungen zwischen Mutter und ältester Tochter.⁴⁰ Zudem brachten besagte Finanz-Turbulenzen die Gesellschaftsdebütantin Karoline noch im selben Jahr um einen wohlstuierten Heiratsbewerber. Die Mutter wusste sich zu wehren: Vor die Alternative gestellt, eine rasch vermittelte Versorgungsehe einzugehen oder aber in das Von Cronstetten-Hynspersgische Adelige Damenstift am Frankfurter Rossmarkt einzutreten, entschied sich Karoline schließlich – bei zwar beschränkter Lebensweise, aber angesehener Stellung – für den Bezug zweier Zimmer im dortigen Erdgeschoss. Ihren familiären Fürsorgepflichten vermochte sie damit freilich nicht zu entinnen: Schon 1794 hatte sie das Sterben ihrer Schwester Louise verantwortlich begleitet; nun – Ende 1799 – oblag Karoline nach dem plötzlichen Ableben von Großmutter und Großtante die Pflege ihres Butzbacher Großvaters. Die Jahre 1801 und 1802 wiederum verbrachte sie als Sterbepflegerin ihrer Schwestern Charlotte und Amalie, mittlerweile selbst an einem wohl tuberkulös bedingten Augenleiden und heftigen Kopfschmerzen erkrankt.

Wie ich lebe? Oft unzufrieden mit mir selbst, von denen, die mich hier [in Butzbach/ Hessen, Anm. des Verf.] näher umgeben (zürnen Sie mir nicht deswegen) kann ich keinen eigentlich lieben. [...] Ich sage mir tausendmal: es ist egoistisch, nur Menschen von gleicher Empfindung zu lieben, und doch bleibt es wie vorher. Ich resigniere auf Mitgefühl, nur lieben kann ich diese fremdartigen Geschöpfe nicht.⁴¹

Und, mit dem Tod nun auf Du und Du, ihrer Umwelt aber zunehmend entfremdet:

Ich muß fast den ganzen Tag am Krankenbette sitzen und bei einer Kranken, deren Geisteskräfte so abgespannt sind, daß man keine einzige er-

⁴⁰ Vgl. etwa den Reflex auf das gespannte Verhältnis in Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 20. Dezember 1799 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 15, S. 57).

⁴¹ Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 14. Februar 1800 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 19, S. 63).

freuliche Äußerung derselben gewahr wird. [...] Rate, hilf mir, und sage nicht Dein kaltes Es-Muß-So-Sein, oder laß uns wenigstens dies fatale Thema mit träumen umspinnen.

Nie habe ich jemand gesehen, der dem Tode so reif ist als sie; ihre Laufbahn ist auch ihren intellektuellen Kräften nach geendet. [...] Jetzt kann in ihr nichts mehr wachsen als der Tod und die Vernichtung; glücklich, daß der physische Tod ihr zu Hilfe kommt.⁴²

Und schließlich, als ein Gerichtsprozess gegen die eigene Mutter un-
ausweichlich geworden ist und wenig später die Klage der überleben-
den Geschwister gegen eine gesetzliche Verbindung Karolines mit
dem Bürgerlichen Friedrich Kreuzer droht:

Wenn Sie [F. Kreuzer, Anm. des Verf.] hierher [nach Frankfurt, Anm. des Verf.] kommen, richten Sie es ein, daß es in H.[eidelberg] niemand erfährt; es wäre nicht gut, wenn man es wüßte. Faber [Karolines Vermögensberater, Anm. des Verf.] hat mir auch wieder geschrieben. Er empfiehlt mir noch dringender das Geheimnis, weil die Erhaltung meines Vermögens davon abhängt.⁴³

Die familiäre Isolation ist augenfällig; und das entfernt klosterähnliche Stift hatte den Charakter einer Heimstätte nie anzunehmen vermocht: Halb Exil, halb Zufluchtsort bannte es Karoline von Günderode in ihrer wachsenden Bezugslosigkeit fest.

Da sitze ich wieder in meiner einsamen Zelle, und die vergangenen schönen Tage scheinen mir ein Traum, der ein dumpfes schmerzliches Gefühl des verflossenen Angenehmen und des augenblicklich schmerzlichen Entbehrens zurückläßt.⁴⁴

Andererseits bot gerade das Stiftsleben willkommene Gelegenheit zu ausdauernden Studien und tastenden Schreibversuchen. Beidem hatte auch die familiäre Situation nicht im Wege gestanden; das Gegenteil war der Fall: Reflexion, Traumleben und Produktivität hatten im Hause Günderode – ganz im Sinne der kulturanthropologischen Theoriebildung – eine lange Tradition. Nicht nur der geliebte Vater oder Karolines Onkel hatten sich bei Gelegenheit im literarischen Metier versucht⁴⁵; auch Karolines angefeindete Mutter bekannte sich zum li-

⁴² Karoline von Günderode: An Gunda Brentano, 21. Oktober 1801/11. August 1801 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 33, S. 76/ Nr. 37, S. 81 f.).

⁴³ Karoline von Günderode: An Friedrich Kreuzer, 6. Oktober 1805 (Görtz [Anm. 22], S. 240).

⁴⁴ Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 18. Juni 1799 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 5, S. 46).

⁴⁵ Der Vater Karolines von Günderode etwa veröffentlichte folgende Werke: Hector Wilhelm von Günderode: Versuch in Idyllen. Karlsruhe 1771; Ernst L. Posselt (Hg.), Hector Wilhelm von Günderode. Sämtliche Werke, Leipzig 1787/1788, 2

terarischen Dilettantismus höfischer Provenienz und schreckte selbst vor der Lektüre philosophischer Texte (etwa Johann Gottlieb Fichtes) nicht zurück.⁴⁶ Karoline von Günderode selbst bemühte sich – den Auskünften ihrer Briefe und einem erhaltenen *Studienbuch* zufolge, das sie bezeichnenderweise anstelle des üblichen Tagebuches führte – äußerst gezielt um die autodidaktische Aneignung moderner Literatur und Philosophie. Noch ihren Pflegeaufenthalt beim Butzbacher Großvater wusste sie – unter Anleitung des dortigen Pfarrers Johann Georg Diefenbach (1757–1831) – für die systematische Einarbeitung in idealistische Philosophie zu nutzen.⁴⁷ Studien nunmehr freilich literarischer Art prägten auch ihre freie Zeit während des Krankenpflegedienstes an den sterbenden Schwestern; erste Schreibversuche traten vor allem bei ihren Stiftsaufenthalten hinzu. Die Richtung scheint rasch vorgegeben: Um weibliche Selbstbestimmung geht es, um Trauerarbeit am allgegenwärtig scheinenden Tod, um träumerische Selbstentgrenzung, um heroische Selbstverwirklichung. Aus Friedrich Schlegels *Athenäum[s]*-Abhandlung *Über die Philosophie. An Dorothea*⁴⁸ notiert sie ins Studienbuch:

Die Poesie schmückt die Erde, sie ist ihr gewogner – die Philosophie aber ist heiliger, gottverwunder, u darum den Frauen unentbehrlicher. [...] Die Männlichkeit u die Weiblichkeit wie sie gewöhnlich genommen werden sind Hindernisse der Menschlichkeit, die man zu mildern suchen muß damit die Eigenheit weitere Gränzen finde um sich darin zu bewegen.⁴⁹

Schillers Idealismus fühlt sie sich verpflichtet, Jean Paul findet sie liebenswürdig, von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* lässt sie sich in mythische Weiten entführen, Hölderlins

Bde. Dessen Bruder und Onkel Karolines von Günderode, Friedrich Justinian von Günderode (1747– 1785), schrieb v. a. Reisebeschreibungen und Schauspiele; vgl. etwa Ders.: *Die weibliche Beständigkeit. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen*. Frankfurt a. M. 1781; Ders.: *Beschreibung einer Reise aus Teutschland durch einen Theil von Frankreich, England und Holland*. Breslau 1783, 2 Bde.

⁴⁶ „Deinen Bruder Fritz grüße von mir. Seinen Rat, Fichtes Abhandlung über den Glauben zu lesen, hätte ich befolgt, aber die schlimmen Augen. Ich konnte das Werk nicht unternehmen. Der ganze Fichte kommt hier mit Dank zurück; die Mutter hat ihn durchgelesen.“ (Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 18. April 1800. In: Weißenborn [Anm. 7], Nr. 21, S. 65).

⁴⁷ Vgl. Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 18. April 1800 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 18, S. 60 f.).

⁴⁸ Vgl. Friedrich Schlegel: „Über die Philosophie. An Dorothea“. In: *Athenäum. Eine Zeitschrift*, hg. v. August Wilhelm Schlegel/ Friedrich Schlegel. Bd. 2, 1799, St. 1, S. 1–38.

⁴⁹ Karoline von Günderode: „Ausgewählte Studien 2. An Dorothea“. In: Günderode (Anm. 23), Bd. 2, S. 278–281 (hier: S. 279 f.).

Hyperion liest sie voller Enthusiasmus: „Hier kommt Hyperion!“⁵⁰ Und, glaubt man Bettina von Arnim, so entdeckt Karoline im berühmten Sophokles-Motto des zweiten Bandes („Nie geboren zu sein, das übertrifft alles; doch wenn es so weit gekommen ist, dann ist es das bei weitem Zweitbeste, so schnell wie möglich dorthin zurückzu-kehren, woher man gekommen ist“⁵¹) den Schlüssel für ihren künftigen Umgang mit dem zeitlebens allgegenwärtigen Tod; sie resümiert: „Recht viel wissen, recht viel lernen, und nur die Jugend nicht überleben. – Recht früh sterben!“⁵² Der Weg zur heroischen Selbstverwirklichung über träumerische Selbstentgrenzung war gebahnt; hatten schon Karolines Kenntnisse antiker Mythologie (etwa aus Ovid und Properz) in besagte Richtung gedeutet, so berichtet sie vom Krankenbett ihrer Schwester Charlotte aus an Gunda Brentano:

Vor einiger Zeit gelang es mir, mich in eine schöne erhabne Phantasiewelt zu schwingen, in Ossians halbdunkle Zauberwelt; aber die seligen Träume zerfließen [...] Ein pygmäisches Zeitalter, ein pygmäisches Geschlecht spielt jetzt, recht gut nach seiner Art.

Gestern las ich Ossians *Darthula*, und es wirkte so angenehm auf mich; der alte Wunsch, einen Heldentod zu sterben, ergriff mich mit großer Heftigkeit; unendlich war es mir, noch zu leben, unendlich, ruhig und gemein zu sterben. [...] Warum ward ich kein Mann! Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit. Nur das Wilde, Große, Glänzende gefällt mir. Es ist ein unseliges, aber unverbesserliches Mißverhältnis in meiner Seele; und es wird und muß so bleiben, denn ich bin ein Weib und habe Begierden wie ein Mann, ohne Männerkraft.⁵³

Es sollte und musste nicht so bleiben: Karolines von Günderrode literarische Produktivität – tastend noch auf eine zunehmend ästhetisierte Briefkorrespondenz, einfache Nachdichtungen oder experimentierende Dramenfragmente abgestellt⁵⁴ – machte die familiäre Aus-

⁵⁰ Karoline von Günderrode: An Karoline von Barkhaus, 1. April 1800 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 20, S. 64). Zu den vorhergehenden Ausführungen vgl. v. a. Karolines von Günderrode ‚Lektüreliste‘ (Günderrode [Anm. 23], Bd. 3, S. 378–381) sowie folgende Briefstellen: Weissenborn (Anm. 7), Nr. 20 (An Karoline von Barkhaus, 1. April 1800), S. 64 [Schiller]; Nr. 12 f. (An Karoline von Barkhaus, 16.–18. Juli; 26. Juli 1799), S. 53–55 [Johann Gottfried Herder/ Jean Paul].

⁵¹ Friedrich Hölderlin: „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ (Bd. 2, 1799). In: Jochen Schmidt (Hg.), Friedrich Hölderlin. *Hyperion u. a.* (Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe), Frankfurt a. M. 1994, Bd. 2, S. 104, 1043 [Übs. des Mottos].

⁵² von Arnim (Anm. 9), S. 649.

⁵³ Karoline von Günderrode: An Gunda Brentano, 21. Oktober 1801/29. August 1801 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 37, S. 82; Nr. 35, S. 78 f.).

⁵⁴ Vgl. zu dieser frühen Phase literarischer Produktivität etwa die Ossian-Nachdichtung *Darthula* (entst. wohl 1801, publ. 1804; siehe Günderrode [Anm. 23], Bd. 3,

grenzungserfahrung wenigstens für erfüllte Augenblicke wett. Gerade weil sie den alltäglichen Lebensdruck immer öfter als bloße Außenseite unbundenen Literaturgenusses erlebte, hoffte Karoline von Günderrode bis zuletzt auf eine Überwindung des Zwiespalts von persönlichem Wollen und gesellschaftlichem Sollen, auch und gerade in sich selbst. Christa Wolf hat vollkommen recht, wenn sie schreibt: „Sie war lebens-, nicht todessüchtig.“⁵⁵

4. ... der (Männer-) Welt

Freilich: Das einmal erworbene Stigma der ‚sozialen Ausgrenzung‘ war so einfach nicht zu tilgen. Reflexion, Traum und Produktion – im Sinne der kulturanthropologischen Theoriebildung – trugen je öfter, je mühsamer über sich häufende Ausgrenzungserfahrungen hinweg; und diese wiederum forderten einen immer höheren Preis. Karoline von Günderrode, ihre eigene Situation nicht wenig beschönigend:

Ich male mir die Zukunft ganz genau aus und flüchte mich schon jetzt zu ihr, wenn es mir in der Welt nicht wohl ist. Ich trage meistens ein stilles Kämmerlein in meinem Gemüte herum, in diesem lebe ich ein eigenes, abgesondertes, glückliches Leben in dem Interesse und der Liebe zu irgend einem Menschen, einer Idee, einer Wissenschaft, oder einer Kunst, und weil ich mich dann gar zu viel in diesem traulichen Winkelchen aufhalte, bin ich blöd und fremd mit der Welt und den Menschen, und bleibe immer zu ungeschickt, sie zu behandeln, wie man sollte.⁵⁶

Tatsächlich verhielt es sich folgendermaßen: Karoline von Günderrode war die Rolle des ‚widerständigen Opfers‘ nicht nur innerhalb der eigenen Familie, sondern auch im durchaus engen Kreis ihrer Hanner, Frankfurter und Heidelberger (Brief-) Freunde zugefallen. Zwischen 1799 und 1806 schenkten und entzogen ihr mit Friedrich Karl von Savigny, Clemens Brentano und Friedrich Creuzer nicht weniger als drei – einander entweder verpflichteter oder befreundeter

S. 68–73) oder das ‚ossianisierende‘ Dramenfragment *Mora* (entst. 1801/02, publ. 1804; siehe auch ebd., S. 90). Zur ihrer Interpretation vgl. etwa Amthor (Anm. 21), S. 56–62. Die Briefkorrespondenz Karolines von Günderrode wiederum verrät zunehmend stilisierende Züge; vgl. zur Diskussion v. a. Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. München 1987, SS. 75–84, 115–129, 179–209; Karin Zimmermann: Die polyfunktionale Bedeutung dialogischer Sprechformen um 1800. Exemplarische Analysen: Rahel Varnhagen, Karoline von Günderrode, Bettine von Arnim (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Bd. 1302). Frankfurt a. M. 1992.

⁵⁵ Wolf (Anm. 10), S. 64.

⁵⁶ Karoline von Günderrode: An Friedrich Karl von Savigny, 3. Januar 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 66, S. 114 f.).

oder verwandter – Mitglieder dieses Zirkels ihre Liebe; und mit Karoline von Barkhaus (1776–1849), Gunda Brentano-von Savigny (1780–1863), Lisette von Mettingh-Nees von Esenbeck (1783–1857), Susanne von Heyden (1775–1845), Bettina Brentano (1785–1859), Sophie Daub und Sophie Brentano-Mereau (1770–1806) begleiteten nicht weniger als sieben Freundinnen Karolines zwischenmenschliche Gehversuche, – intrigierend die einen, verbündet die anderen, bei entsprechendem Anlass gelegentlich auch die Fronten wechselnd. Mehr oder weniger affiziert beobachtend verhielten sich Leonhard Creuzer (1768–1844), Friedrich Schwarz (1766–1837), Achim von Arnim (1781–1831) und Christian Nees von Esenbeck (1776–1858).⁵⁷ Geborgenheit spendete dieser äußerlich homogene Kreis seinen Mitgliedern nicht; im Gegenteil: Ein engmaschiges Netzwerk aus verborgenen Eifersüchteleien, feinen Nadelstichen, maliziösen Unverschämtheiten und perfiden Kränkungen machte seinen Mitgliedern das Entkommen unmöglich. Nichts galt als Diskretion: Treuhänderisch anvertraute Briefe wurden erbrochen, erstellte Abschriften gleich ‚Corpora delicti‘ verwahrt. Mangelnde Vertraulichkeit zerstörte denn auch Karolines von Günderode erste Liebe zu Friedrich Karl von Savigny. Voller Begeisterung über ihre frische – angeblich einer unverwechselbaren charakterlichen Ähnlichkeit Savignys mit Karolines geliebtem Vater geschuldeten – Neigung unterrichtete diese ihre langjährige Brieffreundin Karoline von Barkhaus.⁵⁸ Savigny wiederum – von Karolines autodidaktisch erworbener Bildung und ihrer „republikanischen“ Auffassung des Geschlechterverhältnisses⁵⁹ wenigstens ebenso angetan wie verunsichert, außerdem durch seinen Studienfreund Friedrich von Leonhardi (1778–1839), eines Bruders der Karoline von Barkhaus, längst ins Bild gesetzt – beauftragte umgehend Leonhard und Friedrich Creuzer mit der Überprüfung Günderodescher Vermögensverhältnisse.⁶⁰ Schließlich heiratet er – nach einem gefühlsintensiven Briefwechsel mit Karoline und mehreren

⁵⁷ Zu den im Folgenden geschilderten Zusammenhängen vgl. außer den in Anm. 38 genannten Arbeiten bes. Licher (Anm. 21).

⁵⁸ Karoline von Günderode: An Karoline von Barkhaus, 4. Juli 1799 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 9, S. 49 f.). Zu (angeblichen) charakterlichen Ähnlichkeiten zwischen dem Vater Karolines von Günderode und Friedrich Karl von Savigny vgl. Hille (Anm. 24), S. 36.

⁵⁹ Friedrich Karl von Savigny: An Karoline von Günderode, 8. Januar 1804 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 67, S. 115).

⁶⁰ „(N)och eine kleine Bitte: In Hanau wohnt eine Witwe von Günderode, über deren häusliche Verhältnisse, Kindererziehung pp. ich unterrichtet zu sein wünschte.“ (Friedrich Karl von Savigny: An Leonhard und Friedrich Creuzer, 1. Juli 1799. In: Weissenborn [Anm. 7], Nr. 8, S. 48 f.).

verpassten Gelegenheiten, sich zu erklären⁶¹ – deren vermögende Freundin Gunda Brentano (17. April 1804). Karoline aber bat er nicht nur um ihre Vermittlung; er trug der Liebenden – unter Hinweis auf diverse Goethe-Texte – sogar recht unverblümt eine zukünftige Dreierbeziehung an.⁶² Der unglücklich verheiratete Heidelberger Altphilologe Friedrich Creuzer (1771–1858) sollte später, nun seinerseits beraten von Savigny, ein ähnliches Angebot unterbreiten, jetzt unter Hinweis auf das antike Hetärenwesen.⁶³

Karoline von Günderode aber saß in einer weiteren Dreieckskonstellation gefangen: Bis zuletzt verschrieben ihrer neuen Liebe zu Friedrich Creuzer, in der sie sich und eigene Selbstfindungsbemühungen wenigstens ernst genommen fühlte, dabei mit sich selber uneins und von missgünstigen FreundInnen belauert, überdies von ihrem wankelmütigen und lebensuntüchtigen Geliebten zwischen abenteuerlichen Fluchtplänen, depressiven Lamentos, gegenstandslosen Scheidungsabsichten und vorübergehenden Beziehungsaufkündigungen hin und her gezerrt, sollten sie die gesellschaftlichen Ausgrenzungsprozesse ein letztes Mal betreffen. Richtig erkannte ihre verbliebene Vertraute Susanne von Heyden: „Ich will dir Creuzers Brief schicken, [...] mir scheint nicht, als sehe er die Möglichkeit einer Vereinigung, nur ein Wunder kann euch zusammenführen, Tod oder Geld.“⁶⁴ Das taten

⁶¹ Vgl. bes. Friedrich Karl von Savigny: An Karoline von Günderode, 14. Dezember 1803/ Karoline von Günderode: An Friedrich Karl von Savigny, 10. Januar 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 62, S. 108/ Nr. 68, S. 117 f.).

⁶² „Wenn sich also so was findet, was von Natur Ihnen und mir gemein ist und nicht zugleich dem Gundelchen, so wird es wohl bleiben lassen, darüber zu herrschen, es wird von selbst vor der Türe stehen bleiben, nur daß es dann meine Sorge sein würde, es hereinzuführen zu uns [...]. Jetzt fehlt nur noch, daß auch Sie zwischen mir und dem Gundelchen ein Mittler zu sein unternehmen, der Entschluß wäre etwas heroisch, aber einen Republikaner wie Sie muß das gerade am meisten ansprechen.“ (Friedrich Karl von Savigny: An Karoline von Günderode, 8. Januar 1804. In: Weißborn [Anm. 7], Nr. 67, S. 116; die genannten Goethe-Verweise [auf *Werther*, *Clavigo*, *Hermann und Dorothea*] finden sich ebd. Nr. 62, S. 108). Karoline von Günderode reagierte einigermaßen ungehalten: „Wie boshaft! Wie ironisch! Wie abscheulich.“ (Karoline von Günderode: An Friedrich Karl von Savigny, 10. Januar 1804. In: ebd. Nr. 68, S. 118).

⁶³ „Ich muß Ihnen alles sagen. In Ihrem Besitz kannte ich keine Gränze. Sie sollten, so hoffte ich, noch mein *Weib* werden. Meine Frau sollte bei uns zu bleiben *wünschen* – als Mutter, als Führerin unseres Hauswesens – Frei und poetisch sollte *Ihr* Leben sein.“ (Friedrich Creuzer: An Karoline von Günderode, 4. Oktober 1804. In: Görtz [Anm. 22], S. 13). Dieses Modell idealer („Hetären“-) Liebe hatte Friedrich Schlegel entworfen; vgl. Friedrich Schlegel: *Über die Diotima* (1795). In: Ernst Behler (Hg.), Friedrich von Schlegel. Studien des Klassischen Altertums (Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, Bd. 1), Paderborn u. a. 1979, S. 70–115.

⁶⁴ Susanne von Heyden: An Karoline von Günderode, 11. Oktober 1805 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 157, S. 254).

sie natürlich nicht; dennoch ergab sich Karoline von Günderrode so wenig der Resignation, der Anpassung, der Rebellion – im Sinne kulturanthropologischer Theoriebildung –, wie Jahre zuvor Clemens Brentanos (1778–1842) dreisten Annäherungsbemühungen rein sexuellen Inhalts.⁶⁵ Von der folgenden Zurückweisung empfindlich getroffen, begann er im Freundeskreis perfide Kränkungen auszustreuen:

Große Handlungen eines Weibes sind mir immer durchaus fatal gewesen, wenn sie nicht von dem Geschlechtstrieb oder der Mütterlichkeit ausgehen, das Weib kann nie menschlich groß sein, ohne mir das ekelhafte Geheimnis der Unfruchtbarkeit zu verraten.⁶⁶

Und nach dem Scheitern einer neuerlichen Annäherung weiß Friedrich Creuzer aus Heidelberg Folgendes zu berichten:

Clemens Urteil [über *Gedichte und Phantasien*, von Tian sowie die zugehörige Rezension; Anm. des Verf.] lief darauf hinaus: „Du habest gar keine Poesie.“ Und die Mereau meinte: „Du seist zwar nicht fähig, Originales hervorzubringen, wohl aber, die großen Ideen unserer Zeit, die Dich begeistert, gebildet auszusprechen“.⁶⁷

Wenige Monate zuvor hatte Clemens Brentano die *Gedichte und Phantasien* noch enthusiastisch gelobt: „(K)ein Weib hat noch so geschrieben, denn empfunden.“⁶⁸ Karoline von Günderrode kommentiert:

Alles war gut, was geschaffen war, sagt die Heilige Schrift, warum war es dann der Mensch nicht? [...] Dies erfüllt mich mit Trauer. Seine Empfindungen und Wünsche am Altare der Notwendigkeit oder der Sitte schlachten, das nennt man Tugend. Sich stückweise selbst morden ist also Tugend.⁶⁹

Sie hatte die Mechanismen sozialer Ausgrenzung offenkundig nicht zu durchschauen vermocht. Gerade weil die zeitgenössische (Männer-) Welt mit Johann Wolfgang Goethe (und seiner *Leonore*-Figur) von

⁶⁵ „Öffne Deine Adern nicht, Günderrödchen, ich will sie Dir aufbeißen.“ (Clemens Brentano: An Karoline von Günderrode, April 1802. In: Weißenborn [Anm. 7], Nr. 41, S. 87 f.).

⁶⁶ Vgl. Clemens Brentano: An Gunda Brentano, Mitte Januar 1803 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 45, S. 92).

⁶⁷ Friedrich Creuzer: An Karoline von Günderrode, 17. Oktober 1804 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 99, S. 169).

⁶⁸ Diese Äußerung Clemens Brentanos erwähnt Bettina Brentano; vgl. Bettina Brentano: An Karoline von Günderrode, April 1804 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 75, S. 129).

⁶⁹ Karoline von Günderrode: An Claudine Piautaz, April 1804 (Weißenborn [Anm. 7], Nr. 74, S. 126 f.).

der geschlechtsspezifischen Trennung zwischen ‚freiheitlicher‘ Männer- und ‚sittlicher‘ Frauensphäre überzeugt war⁷⁰, konnten Karolines von Günderrode heroisch inspiriertem ‚Freiheits-Streben‘ – im selbstverständlich illegitimen Umkehrschluss – unmoralische Angebote dieser Anzahl entwachsen. Freilich sah sich die Autorin gegen dergleichen Angriffe mittlerweile durch ihr literarisches Wissen um eine aufklärerisch begriffene ‚Republik des Geistes‘ gewappnet. Und dort duldete sie – anders als im ‚gemeinen Leben‘ und ganz im Sinne des zitierten Schlegel-Exzerptes – weder Geschlechterdifferenz noch verklausulierte Erotik noch unverstelltes Begehren. Schließlich zählte in dessen auch der von Goethe so arg gescholtene *Woldemar*-Roman Friedrich Heinrich Jacobis (1743–1819) zur mehrfach wiederholten Lieblingslektüre.⁷¹ So wie dort imaginiert, nämlich heroisch sublimativ und mustergültig egalitär, wünschte sie in ihrer ‚Republik des Geistes‘ zu leben. Clemens Brentano antwortet sie vielsagend:

Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, meine Gedichte drucken zu lassen, wollen Sie wissen? Ich habe stets eine dunkle Neigung dazu gehabt [...] und noch habe ich es nicht bereut, denn immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden.⁷²

Goethes Werke, obschon nicht selten um die ebenso geschätzte wie verhängnisvoll erfahrene Dreierkonstellation herum verfasst, scheitern daher an ihrem heroischen Anspruch: *Tasso* (aus dem gleichnamigen Stück) ein zerquälter Tunichtgut und Fernando (aus *Stella*) eine rückgratlose Konsensfigur. Dagegen setzt sie auf Friedrich Schillers lyrische und dramatische Werke: Nicht ohne gestische Symbolkraft verbringt sie einen der verschwindend wenigen Abende unge-

⁷⁰ „Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer / Das zarte leicht verletzliche Geschlecht. / Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie, / Und wo Frechheit herrscht, da sind sie nichts. / Und wirst du die Geschlechter beide fragen: / Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ (Johann Wolfgang Goethe: *Torquato Tasso*. 2. Akt, 1. Szene [1790]. In: Karl Richter (Hg.), Johann Wolfgang von Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens (Münchner Ausgabe), München 1990, Bd. 3/1, S. 454).

⁷¹ Vgl. Karoline von Günderrode: An Karoline von Barkhaus, 30. Dezember 1799 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 16, S. 58). F. H. Jacobis Roman war 1779 erstmals und 1794/1796 doppelt überarbeitet erneut erschienen; vgl. Friedrich Heinrich Jacobi: *Woldemar*. Königsberg 1794/ 1796, 2 Bde.

⁷² Karoline von Günderrode: An Clemens Brentano, 10. Juni 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 85, S. 151).

störten Zusammenseins mit Friedrich Creuzer im Mannheimer Schauspielhaus, um die dortige Aufführung der Schillerschen *Jungfrau von Orleans* (1802) zu besuchen (Ende September 1804). Heroen (in männlicher und weiblicher Gestalt) gelten mit Vorliebe ihre lyrischen und dramatischen Experimente, Heroinnen zeigen ihre eigenhändigen Textillustrationen.⁷³ Der langjährige Freund Friedrich Karl von Savigny widerrät der heroischen Manier vehement:

Ich wiederhole es, Dein Geschmack an Schriftstellern, zum Beispiel an Schiller hängt damit zusammen. Denn was ist das charakteristischste an diesem als der Effekt durch eine deklamatorische Sprache, welcher keine korrespondierende Tiefe der Empfindung zugrunde liegt?⁷⁴

Die neue Liebe ist grundsätzlich Savignys Meinung; dennoch druckt Friedrich Creuzer Karolines Dramenfragmente in seiner eigentlich philologisch orientierten Zeitschrift *Studien*.⁷⁵ Auf keinen fruchtbaren Boden fallen Karolines von Günderode – wiederum von Friedrich Schlegel inspirierte – Philosophiestudien (namentlich der Identitätsphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schellings).⁷⁶ Clemens Brentano wird nicht müde, im Freundeskreis dagegen zu wettern; Friedrich Creuzers Promovent Karl Philipp Kayser (1773–1827) etwa überliefert folgende Szene und – nebenbei bemerkt: einzig glaubwürdige, weil unangelegentliche – Beschreibung Karolines von Günderode:

Fräulein Günderode ist durch Anspruchslosigkeit und Einfachheit liebenswert. Nach Brentanos Versicherung ist sie eine tiefe Denkerin und liest viel. Aber aus ihrem Umgange war dieses nicht abzunehmen, so wenig legte sie ihren Kram aus und zierte sich doch auch nicht. Was ihre Gestalt anlangt, so ist sie groß, wohlgewachsen, nicht gerade schön, aber auch nicht häßlich. Als Brentano ihr das Lesen des Schelling verwies, sagte sie, sie müsse Ideen haben.⁷⁷

⁷³ Vgl. entsprechende Abbildungen in: Günderode (Anm. 23), Bd. 3, S. 252 f.

⁷⁴ Friedrich von Savigny: An Karoline von Günderode, 29. November 1805 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 171, S. 256).

⁷⁵ Vgl. [Karoline von Günderode:] Udhla, in zwei Acten. Von Tian – Magie und Schicksal, in drei Acten. Von Demselben [sic!]. In: Studien, hg. v. Carl Daub/ Friedrich Creuzer. 1805, Bd. 1, SS. 363–401, 403–461.

⁷⁶ „Zugleich dankte ich dem Schicksal, daß es mich so lange hatte leben lassen, um etwas von Schellings göttlicher Philosophie zu begreifen, und was ich noch nicht begriffen zu ahnen; und daß mir wenigstens vor dem Tode der Sinn für alle himmlischen Wahrheiten dieser Lehre aufgegangen sei [...]“ (Karoline von Günderode: An Friedrich Creuzer, 22. März 1805. In: Weißborn [Anm. 7], Nr. 121, S. 205 f.).

⁷⁷ Karl Philipp Kayser: Tagebucheintrag, 5. August 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 93, S. 160).

Karoline von Günderode widerstand dem genauso wie Angriffen auf ihre angeblichen ‚Träumereien‘ nach einem nervösen Fieber Bettina Brentanos⁷⁸, das die gesammelte Freundesrunde dem schädlichen Einfluss Karolinischen Unterrichts in Philosophie und Universalgeschichte zuschreibt: „Schwarz findet bedenklich, daß ich der neuen Philosophie anhänge, soll ich mich entschuldigen über das, was ich vortrefflich in mir finde? Ich verstehe nicht.“⁷⁹ Karoline versteht nicht, sie widersteht.

5. ... des (literarischen) Zeitgeschmacks

Nichtsdestoweniger hatte sie der tyrannische Zeitgeschmack in literarischen Fragen ein weiteres Mal zum ‚widerständigen Opfer‘ sozialer Ausgrenzungsprozesse gestempelt: Philosophische Reflexion, wirklichkeitsenthobenes Traumleben und sentimentalisch-idealistisch orientierte Produktivität sollte einem weiblichen Autor aus völlig durchsichtigen Gründen medizinischer, anthropologischer und intellektueller Natur nicht gestattet sein. ‚Naturpoesie‘ in Brief- und Gedichtform galt als einziges Betätigungsfeld einer schriftstellernden Frau. Unmissverständlich bringt der verdeckt feindselige Rezensent des spätaufklärerisch orientierten Magazins *Der Freimüthige oder Ernst und Scherz* die entsprechende Forderung auf den Punkt:

Die Anmuth und Reinheit der Sprache, manche sehr gelungene Stelle, manche schöne edle Gefühle und Ideen – (obgleich selten oder nie originelle; mancher hat Reminiszenzen und hält sie für Originalideen!) lockten freundlich zum Weiterlesen; [...] möge sie [die Verfasserin der *Gedichte und Phantasien*, Anm. des Verf.] sich nie gewaltsam heben, nie in die Tiefen einer finstern Mystik versinken und lieber in der ihr eignen Sphäre des innigen Gefühls, der schönen und zarten Darstellung bleiben: sie wird desto reizender dichten, je freier sie es tut.⁸⁰

Aus dem Munde des Rezensenten mochte das noch angehen; leider vertraten die Mitglieder ihres Freundeskreise aber die nämliche Auffassung: Nichts anderes als den unweiblichen Verzicht auf die Produktion von ‚Naturlyrik‘ wollte Brentano mit seinem zitierten Diktum geißeln, Karoline von Günderode habe keine Poesie; und nichts anderes ironisiert Sophie Brentano-Mereau – selbst eine durchaus be-

⁷⁸ Vgl. von Arnim (Anm. 9), S. 361 f.

⁷⁹ Karoline von Günderode: An Friedrich Creuzer, 15. September 1805 (Weissenborn [Anm. 7], Nr. 147, S. 241).

⁸⁰ [Anonymus:] „Literarischer Beitrag aus Frankfurt am Mayn.“ In: *Der Freimüthige oder Ernst und Scherz*, hg. v. August von Kotzebue/ Garlieb Merkel. Jg. 1804, Nr. 97 (vom 15. Mai 1804), S. 385.

achtete (Natur-) Dichterin jener Tage⁸¹ – wenn sie, wie gleichfalls zitiert, von Karolines (kunsthandwerklicher) Geschicklichkeit auf dem Gebiet der Ideen-Dichtung spricht. Selbst ihre langjährige Vertraute Lisette Nees von Esenbeck – wie Karoline selbst von Jugend an literarisch und philosophisch interessiert – schlägt in besagte Kerbe: „Von allen deutschen Dichtern dürftest Du in diesem Geiste, keinen lesen als Tieck, [...] Goethe und Novalis.“⁸²

Aus anderen Gründen, aber mit dem nämlichen Ergebnis halten selbst noch weite Teile der neueren Forschung an dem Verdikt gegen Karolines von Günderrode so genannte ‚Ideen‘-Dichtung fest. Ihre Briefe – obwohl eher ästhetische Konstrukte denn unverstellte Äußerungen weiblicher Subjektivität⁸³ – mochten ja noch angehen. Ähnliches gilt von gern zitierten Lyrik-Beispielen im romantischen Geiste bequem kommensurabler Natur: „Hochroth. – Du innig Roth / Bis an den Tod / Soll meine Lieb dir gleichen / Soll nimer bleichen, / Bis an den Tod / Du glühend Roth / Soll sie dir gleichen.“⁸⁴ Wirklich irritiert vor einem angenommenen Hintergrund romantizistischer Ästhetik aber nicht nur die blässliche Gedankenfülle ihrer Dramenexperimente; diese könnte – von gewechselter Warte aus betrachtet – immerhin noch auf das Drama der Jahrhundertwende voraus weisen, wie Gerhard Schulz völlig richtig betont.⁸⁵ Die heroisch-martialische Zurüstung so manchen Gedichts mit Stoffen aus beinahe allen Welt- und Kulturgegenden dagegen fällt völlig aus dem gesteckten Rahmen. Hannelore Schlaffer jedenfalls, einigermaßen unversöhnlich, vermutet

⁸¹ Vgl. hierzu etwa Bettina Bremer: „Sophie Mereau. Eine exemplarische Chronik des Umgangs mit Autorinnen des 18. Jahrhunderts.“ In: Athenäum 5, 1995, S. 389–423 [Forschungsbericht]. Noch gescheiterte Publikationsversuche nicht-‚naturpoetischer‘ Art kehrte Sophie Brentano-Mereau unter dem Einfluss ihres sozialen Umfeldes gegen sich selbst: Die Ablehnung eines Übersetzungsmanuskriptes kommentierte sie angeblich mit den Worten, „dies Werk könne von keinem Weibe übersetzt werden.“ (Friedrich Creuzer: An Karoline von Günderrode, 30. Januar 1806. In: Görtz [Anm. 22], S. 154).

⁸² Lisette Nees von Esenbeck: An Karoline von Günderrode, 17. April 1805 (Preitz [Anm. 22], Bd. I, S. 266 f.).

⁸³ Vgl. Anm. 54.

⁸⁴ Karoline von Günderrode: *Hochroth* (entst. 1803). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 381. Als herausragendes Beispiel Günderrodescher Lyrik zuletzt zitiert bei: Schröder (Anm. 24), S. 764.

⁸⁵ „Die lyrische Sprache der Günderrode erweist überhaupt große Affinität zum Ästhetizismus der neuromantischen Dichtung um 1900. In ihren Dramoletts und lyrischen Szenen scheinen Hofmannsthals kleine Dramen vorgebildet zu sein [...]“ (Gerhard Schulz: *Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration*. 1. Teil [Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 7/1]. München 1983, S. 642–646 [hier: S. 645].)

– wie viele andere Literaturwissenschaftler auch – eher modischen Putz denn dichterisches Experiment:

Den Mythen entsprechend wechselt die Szenerie ihrer Dichtungen fortwährend, der Geist der Autorin zieht von Weltteil zu Weltteil und von Volk zu Volk: von den Kelten (Darthula) nach Skandinavien (Mora), ins Osmanische Reich (Musa) und nach Persien (Die Erscheinung), dann wieder nach Arabien, nach Mekka und in die Wüste (Mahomed) und zurück nach Island, um schließlich in Smyrna, Persien und Indien (Geschichte eines Braminen) anzuhalten. Den Schauplätzen ist lediglich gemein, daß sie nicht von dieser Welt sind, von der nämlich, in der die Günderrode physisch und intellektuell lebt, der modernen europäischen Kultur. Die Apartheit des Sujets garantiert den Anschein des Poetischen, der Klang exotischer Namen [...] überzieht als lyrische Melodie den Text.⁸⁶

Für Karoline von Günderrode musste sich die Sachlage mit einiger Wahrscheinlichkeit anders darstellen. Hannelore Schlaffers doppelter Einwand wider mangelnde Originalität und exotische Stofffülle etwa erledigt sich mit Blick auf die Ästhetik der Autorin relativ rasch: Im Geiste der Schlegelschen Konzeptionen „progressiver Universalpoesie“ oder „Neuer Mythologie“ erblickte sie ihre schriftstellerische Aufgabe im originellen Um- und Weiterdichtungs-, nicht im original-genialen Schöpfungsprozess⁸⁷; und im Sinne der Schillerschen „Ideen-Dichtung“ (zumal ihrer persönlichen identitätsphilosophischen Lesart) hatte sie geradezu die Pflicht, der Gültigkeit ihrer Haupt-Idee – nämlich der Darstellung des entweder scheiternden oder gelingenden Selbstfindungsprozesses sozial ausgegrenzter Individuen – in möglichst vielen historischen, mythischen oder kulturellen Spielarten nachzuspüren. Schließlich wollte die „Idee produktiv bebildert sein, ihr zum Argument wider die familiären, (männer-)weltlichen und (literarisch) zeitgeschmäcklerischen Ausgrenzungsmechanismen, anderen zur poetischen Anregung.“

Schwieriger steht es allerdings, nicht zuletzt der komplizierten Werkchronologie wegen, um eine stimmige Beschreibung der eigen-

⁸⁶ Günderrode (Anm. 1), S. 134 f.

⁸⁷ Ihre Kenntnisse beider Konzepte verdankte Karoline von Günderrode der *Athenäums*-Lektüre; Vgl. Anm. 49 sowie [Friedrich Schlegel u. a.:] *Fragmente*. In: *Athenäum* 1, 1798, St. 1, S. 28–30; Ders.: *Gespräch über die Poesie. Rede über die Mythologie*. In: ebd. 3, 1800, St. 1, S. 94–105. Dem Dichter Friedrich Schlegel stand Karoline von Günderrode jedoch äußerst skeptisch gegenüber; vgl. Lisette Nees von Esenbeck: *An Karoline von Günderrode*, 17. April 1805 (Pretz [Anm. 22], Bd. I, S. 267).

tümlichen Poetologie Karolines von Günderrode.⁸⁸ Bei aller gebotenen Vorsicht mag es vielleicht aber trotzdem angehen, drei Phasen der siebenjährigen Autorinnen-Existenz Karolines zu unterscheiden: Eine erste Phase ihrer sentimentalisch-idealistischen Poesie ließe sich als ›heroische Dichtung‹ im engeren Sinne begreifen; gerne findet dort eine autonom selbstgewisse Hauptfigur (wie die *Darthula*- oder *Hildgund*-Gestalt ihrer Dramen respektive der *Brutus* eines frühen Gedichts⁸⁹) den unbefragten Tod oder sie sucht – wenigstens ebenso selbstgewiss – ein Leben in genügsamer Isolation. Dementsprechend heißt es gegen Ende der *Geschichte eines Braminen*, 1805 in Sophies von LaRoche Erbauungsbuch *Herbsttage* veröffentlicht und später bezeichnenderweise von Hermann Hesse (1877–1962) hoch geschätzt: „Und ich werde nimmer diese Hütte, diese Palmen, diesen Strom verlassen; ich bin hierher gebannt wie in Zauberkreisen, und der Friede weicht nicht von mir. Tiann“⁹⁰ Die mittlere Phase ihrer schriftstellerischen Produktion – von der ersten vor allem unterschieden durch die Einflüsse der Schellingschen Identitätsphilosophie (seit Anfang 1804) – könnte dagegen mit ‚spekulativer Dichtung‘ überschrieben werden: Alle aufgeklärt-autonome Selbstgewissheit der Figuren (und des fiktiven Ichs) in selbstgewählter Einsamkeit oder gezielt gesuchtem Tod hat sich verloren zugunsten grüblerisch-zerquälter, weil dialektisch angelegter Suche des vereinsamten Individuums nach dem erfüllten Augenblick höchster Bewusstheit: Daran scheitert ihr Dra-

⁸⁸ Die Poetologie Karolines von Günderrode ist noch immer nicht zureichend analysiert, vielfach eher ignoriert worden; vgl. aber immerhin Licher (Anm. 21), S. 397–458 (*Der Entwurf*); Wägenbaur (Anm. 21); Amthor (Anm. 21). Dagegen folgt K. F. Hilliard ‚erlebnispoetischen‘ Interpretationsbahnen, erklärt Johann Wolfgang Goethe zu einem ‚bevorzugten‘ Autor Karolines von Günderrode und gelangt unter solchen Maßgaben auf den jovialen Standpunkt: „Günderrode möchte die Goethesche Lyrik romantisieren und feminisieren, bildlich gesprochen also in den Orient zurückführen.“ (K. F. Hilliard: „Orient und Mythos. Karoline von Günderrode“. In: Frauen. MitSprechen, MitSchreiben [Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 49], hg. v. Marianne Henn u. a. Stuttgart 1997, S. 244–255).

⁸⁹ Vgl. Karoline von Günderrode: *Darthula* nach Ossian (entst. 1801/02; publ. 1804); *Hildgund* (entst. 1802/1803; publ. 1805); *Brutus* (entst. 1801). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, SS. 11–17, 87–102, 374. Hierher gehören auch die politisch deutbaren Gedichte Karolines von Günderrode (*Buonaparte in Egypten* u. a.); siehe dazu die – gelegentlich etwas überzogene Analyse – von Licher (Anm. 21).

⁹⁰ Karoline von Günderrode: *Geschichte eines Braminen* (entst. wohl 1803; publ. 1805). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 303–314 (hier: S. 314). Siehe auch Anm. 39, 82. Das Pseudonym *Tiann* könnte – laut Karolines von Günderrode ‚Studienbuch‘ (vgl. Günderrode [Anm. 23], Bd. 2, S. 414) – auf das „Ganze, oder das höchste Wesen“ chinesischer Religion verweisen; dies mutmaßte bereits Kastinger-Riley (Anm. 16), S. 200, Anm. 29.

menheld *Mahomed* aus der zweiten Textsammlung *Poetische Fragmente* (1805), das gelingt ihrer Figur *Piedro* der gleichnamigen Ballade.⁹¹ Noch das erzählerische Ich ihrer Traumvision *Ein apokaliptisches Fragment* macht diese glückende Erfahrung:

15. Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht tausende, es ist Eins und alles; es ist nicht Körper und Geist geschieden, daß das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist Eins, gehört sich selbst, und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, und sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.⁹²

Und eine derartige Stimmung artikuliert auch Christa Wolfs Lieblingsgedicht:

Liebe.
O reiche Armuth! Gebend, seliges Empfangen!
In Zagheit Muth! in Freiheit doch gefangen.
In Stummheit Sprache,
Schüchtern bei Tage,
Siegend mit zaghaftem Bangen.

Lebendiger Tod, im Einen sel'ges Leben
Schwelgend in Noth, im Widerstand ergeben,
Genießend schmachten,
Nie satt betrachten
Leben im Traum und doppelt Leben.⁹³

Eine letzte Phase nunmehr ‚symbolischer Dichtung‘ schließlich bezeichnet ihre ungedruckt gebliebene Sammlung *Melete, von Ion*⁹⁴; von Friedrich Creuzer vermittelte Heraklit- und Plotinkenntnisse überführten Karolines von Günderrode Poetologie des erfüllten Au-

⁹¹ Vgl. Karoline von Günderrode: *Mahomed, der Prophet von Mekka* (entst. 1804; publ. 1805); *Piedro* (entst. 1804; publ. 1805). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, SS. 110–200, 103–105. Siehe hierzu bes. Ingeborg H. Solbrig: „Die orientalische Muse Meletes. Zu den Mohammed-Dichtungen Karoline von Günderrodes“. In: SchillerJb. 33, 1989, S. 299–322.

⁹² Karoline von Günderrode: *Ein apokaliptisches Fragment* (entst. 1804; publ. 1805). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 52–54 (hier: S. 54). Deutlich verweist die Nummerierung der einzelnen Textabsätze dabei auf das zugrunde liegende Konzept einer Fragmentarisierung jedweder Erfahrung und der Augenblickshaftigkeit erfüllter Erfahrung.

⁹³ Karoline von Günderrode: *Liebe* (entst. 1804; publ. 1804). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 79. Vgl. Wolf (Anm. 10), S. 21.

⁹⁴ Siehe zum Schicksal der Druckbögen, zum Titel (gewidmet der „sinnenden Muse“) und zum Pseudonym (deutbar sowohl auf den Rhapsoden des gleichnamigen Platon-Dialoges als auch auf die Hauptfigur des umstrittenen *Ion*-Dramas August Wilhelm Schlegels aus dem Jahre 1803 oder auf Ionien, „der Poesie Vaterland“) die Dokumentation in Günderrode (Anm. 23), Bd. 3, S. 163–172 (Zitat ebd., S. 167).

genblicks höchster Bewusstheit endgültig in die träumerische Identität mit dem höchsten Unbewussten diesseits wie jenseits des Todes.

Ich kehre in mich selbst zurück und schaffe mir eine andre Welt; leichte Träume umschweben mich, mein Bewußtsein verliert sich in der Betrachtung. So mag es einem Sterbenden sein, das Bewußtsein wird immer schwächer und unterbrochner; Träume umhüllen es immer dichter und vermählen sich mit den Gestalten der Wirklichkeit, bis diese ganz schwinden und der Träumer zum Traum wird. [...] (I)n Träumen ist die Ewigkeit [...].⁹⁵

Sie war an ein dichterisches, denkerisches, neuerlich selbstgewisses Ende gelangt:

Ich habe alles erfahren was ich ihnen sage, ich hatte ihren Zustand, aber in höhern Grade. Ich habe mich durch den Aberglauben u den Zweifel durchgearbeitet, u bin zum Glaube zurückgekehrt, auch sie müssen glauben, denn alles ist ja glaube, auch die neueste u würdigste Philosophie kehrt zum Glaube.⁹⁶

Noch die ewig virulente Geschlechterproblematik hatte sich gelöst: Männliche Rollenspiele, geübt in Privataufführungen und Briefwechseln, hatten sie seit frühester Jugend begleitet⁹⁷, Bettina Brentano galt sie als „Günther“.⁹⁸ Friedrich Creuzer nannte sie zu Zwecken denkbar ungeschicktester Tarnung „Freund“, sich gelegentlich selbst in den Bezeichnungsstricken verfangend: „Ich nenne ihn [den Freund, Karoline; Anm. des Verf.] manchmal einen Engel, wenn ich vergesse, daß er ein Mann ist, wie ich.“⁹⁹ Sie selbst agierte wenigstens in ihren schriftstellerischen Versuchen konsequenter: Wo in der ‚heroischen Phase‘ ihrer Dichtungen eine weibliche ‚Heroide‘, eine ‚männliche Göttin‘ als Frau (*Hildgund*) oder verkleideter Mann (*Mora*) der (Männer-) Welt ein leuchtendes Vorbild gab, da agieren in der ‚spekulativen Phase‘ Frauen in Männergestalt. Artistisch umspielt, entsteht so einer der ersten offen homoerotischen Texte – aus der Feder einer Frau:

⁹⁵ Karoline von Günderrode: An Claudine Piautaz, April 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 74, S. 126).

⁹⁶ Karoline von Günderrode: *Die Vortreflichkeit ist ein Ganzes ...* (entst. wohl 1804). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 436.

⁹⁷ Vgl. Lisette von Mettingh: An Karoline von Günderrode, Sommer 1800 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 24, S. 68 f.).

⁹⁸ Vgl. Bettina Brentano: An Karoline von Günderrode, April 1804 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 75, S. 128).

⁹⁹ Friedrich Creuzer: An Caroline von Günderrode, 23. Januar 1806 (Görtz [Anm. 22], S. 149).

Piedro

[...]

Piedro will sich von ihm reißen,
Doch mit sehnsuchtsvollem Blick
Und mit heißen Liebesküssen
Hält der Knabe ihn zurück.

Freudig, daß er sie befreiet,
Tritt die Braut zu Piedro hin,
Will ihn trösten, will versuchen,
ob die bösen Träume fliehn.

Und sie neigt sich zu ihm nieder,
Ruft des Theuern Namen laut.
Er erwacht und mit Entsetzen
Wendet er sich von der Braut.

[...]¹⁰⁰

Die letzte ‚symbolische Phase‘ schließlich negiert Geschlechtsunterschiede im ‚Reich des Traumes‘ überhaupt. Ob *Malabrische Witwe* oder mythische *Adonis*-Gestalt, immer gilt: „Zur süßen Liebesfeyer wird der Tod, / Vereinet die getrennten Elemente, / Zum Lebensgipfel wird des Daseins Ende.“¹⁰¹ Statt der egalitären ‚Republik des Geistes‘, verpflichtet den Gesetzen der Poesie, wählte Karoline von Günderrode zuletzt das elitäre ‚Reich der Traumes‘, verpflichtet niemandem sonst als den unsterblichen Elementen.

So giebt jeder Sterbende der Erde ein erhöhteres, entwikelteres Elementarleben zurück welches sie in aufsteigenden Formen fortbildet [...]. So wird die Allheit lebendig durch den Untergang der Einzelheit, und die Einzelheit lebt unsterblich fort in der Allheit deren leben sie lebend entwikelte, und nach dem Tode selbst erhöht und mehrt; und so durch leben und sterben die Idee der Erde realisiren hilft. Wie also auch meine Elemente zerstreut werden mögen, wenn sie sich zu schon lebendem gesellen, werden sie es erhöhen, wann zu dem dessen Leben noch dem Tod gleicht, so werden sie es beseelen.¹⁰²

¹⁰⁰ Karoline von Günderrode: *Piedro*. In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 104 f.

¹⁰¹ Karoline von Günderrode: *Die malabrischen Witwen* (entst. 1806). In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 325. Auf ähnlich ‚symbolische‘ (und gerade nicht ‚mythopoeische‘ Art; vgl. dagegen Simonis [Anm. 21]) deutet Karoline von Günderrode auch den Adonis-Mythos: „Tod den Raub muß wiedergeben, / Leben wiederkehrt zum Leben.“ (Karoline von Günderrode: *Adonis Todtenfeyer* [entst. 1806]. In: Günderrode [Anm. 23], Bd. 1, S. 321 f. [hier: S. 322].)

¹⁰² Karoline von Günderrode: *Idee der Erde* [entst. 1805/1806]. In: Günderrode (Anm. 23), Bd. 1, S. 446–449 (hier: S. 447).

Eines aber war Karoline von Günderrode geblieben: das ‚widerständige Opfer‘, bis zur bitteren Neige lebens-, nicht todessüchtig. „Sie geht aus dem Nicht-Leben, nicht aus dem Leben.“¹⁰³

6. ... eines spektakulären (Frei-) Todes

Der Rest wäre eigentlich Schweigen: Das ‚widerständige Opfer‘ wurde ein für allemal ausgegrenzt. Friedrich Creuzer – ein weiteres Mal mit dem Gedanken an die Trennung des Verhältnisses beschäftigt – besucht Karoline ein letztes Mal am 28. und 29. Juni 1806 in ihrer Frankfurter Stiftswohnung; statt zur beabsichtigten Trennung kommt es jedoch wenig später zu einer lebensbedrohlichen Erkrankung Friedrich Creuzers in Heidelberg (16. Juli 1806). Sein und Carolines Freundeskreis handelt: Der evangelische Heidelberger Theologe Karl Daub nötigt Creuzer auf dem Krankenbett sein – angeblich gesundheitsförderliches – Einverständnis zur Trennung ab; den Rest erledigt er per Brief und Siegel selbst. Über die Günderrode-Vertraute Susanne von Heyden will er den Brief unter Aufsicht zustellen lassen. Karoline aber – zum Ferienaufenthalt bei Familie Servièrre in Winkel – gerät aufgrund misslicher Umstände in dessen Besitz, liest ihn und begibt sich ohne jedes Zeichen von Unruhe auf einen Spaziergang an den Rhein. Abends vermisst und sofort gesucht, wird Karoline von Günderrode am Morgen des 28. Juli 1806 tot am Ufer des Rheins aufgefunden, von eigener Hand erdolcht. Sie war 26 Jahre alt geworden. Im Freundeskreis bricht Panik aus: Friedrich Creuzer wird die Nachricht verschwiegen. Die im Druck befindliche Textsammlung *Melete* soll vernichtet werden; aufgrund der Geldnot eines Buchdruckers bleibt das meiste jedoch erhalten. Die Briefe finden ein gnädigeres Schicksal: Man befürchtet eine Duellforderung des Bruders von Karoline und gedenkt sie zu deren Abwendung als Beweismaterial zu benutzen; Karolines Bruder jedoch wird von der gemeinsamen Mutter aus einsichtigen Gründen heraus anders instruiert. Bis gegen Jahresende haben sich selbst die journalistischen Wogen geglättet.¹⁰⁴

Karoline leistet ein letztes Mal Widerstand. Mit Friedrich Creuzers vergangenem Besuch war ihr wohl eine Ahnung geblieben. „Nach mir fragst du [Lisette Nees, Anm. des Verf.]? Ich bin eigentlich lebensmüde, ich fühle, daß meine Zeit aus ist, und daß ich nur fortlebe durch einen Irrtum der Natur; dies Gefühl ist zuweilen lebhafter in

¹⁰³ Wolf (Anm. 10), S. 64.

¹⁰⁴ Vgl. zu den geschilderten Zusammenhängen die in Anm. 38 genannten Arbeiten.

mir, zuweilen blässer.“¹⁰⁵ Endgültig geriet ihr das Leben zur bloßen Außenseite der Literatur: Sie inszenierte ihren Tod genauso, wie sie um die formale Vervollkommnung ihrer Werke mit größerem oder geringerem Erfolg gerungen hatte. Einen Dolch beispielsweise besaß sie seit Jahren; und in ihren Werken hatte sie ihn früh zum Instrument der Freiheit gestempelt. „So opferte der Freiheit seinem Gotte, / Ein wahrer Priester, Brutus selber sich, / doch wer ihm stirbt, der lebt in seinem Gotte.“¹⁰⁶ Für sich selbst wiederum hatte sie in Winkel bereits seit längerem ein Grab erworben¹⁰⁷ und die Grabinschrift gemäß ihren poetischen Leitlinien formuliert:

Erde, Du meine Mutter, und Du mein Ernährer der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und Du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend; lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl.¹⁰⁸

Auf den indischen Dichter Barthruherri ging sie zurück, von Adam Olearius war sie 1696 nach Europa und durch Herders Übersetzung 1792 in den deutschen Sprachraum gelangt.¹⁰⁹ Karoline von Günder-

¹⁰⁵ Vgl. Karoline von Günderode: An Lisette Nees von Esenbeck, Juli 1806 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 222, S. 334).

¹⁰⁶ Karoline von Günderode: *Brutus*. In: Günderode (Anm. 23), Bd. 1, S. 374; vgl. hierzu besonders Amthor (Anm. 21). W. Amthors Darstellung kann um den Hinweis auf das zuletzt angegangene literarische Projekt Karolines von Günderode ergänzt werden: Sie plante offenkundig eine Bearbeitung des antiken *Hippolyt*-Stoffes. Hippolyt hatte sich der (jungfräulichen) Göttin Artemis verschrieben und den Liebes-Offerten seiner Stiefmutter Phädra verweigert; von dieser der Vergewaltigung geziehen, zog er den Fluch seines Vaters Theseus auf sich und fand am Ufer des Meeres unschuldig den Tod. Bezeichnenderweise lebt er, an den Sternenhimmel versetzt, fort (vgl. Euripides: *Hippolytos*; Ovid: *Heroides* 4; Ovid: *Metamorphosen* 15, 497–546; Pausanias: *Beschreibung Griechenlands* 2, 32, 1) sowie Fritz Graf: *Art. Hippolytos*. In: *Der Neue Pauly*, hg. v. Hubert Cancik u. a. Stuttgart u. a. 1998, Sp. 601 f. Zum Plan Karolines von Günderode siehe Günderode (Anm. 23), Bd. 3, S. 309.

¹⁰⁷ Das entsprechende Testament Karolines von Günderode bietet Schwartz (Anm. 38), S. 217 f. Danach tätigte die Autorin den (zeitlich unbeschränkten) Erwerb der Grabstätte (25 Gulden); gleichzeitig installierte sie eine kleine karitative Stiftung mit Fürbitt-Gebeten als Gegenleistung (75 Gulden).

¹⁰⁸ Vgl. Anm. 8.

¹⁰⁹ Vgl. zu diesen Zusammenhängen Bernhard Suphan (Hg.), Johann Gottfried Herder. *Sämtliche Werke*, Berlin 1882 [Nachdr. Hildesheim 1968], Bd. 26, SS. 416, 491 f. J. G. Herders Übersetzung – erstmals erschienen in Ders.: *Zerstreute Blätter*. Gotha 1792, 4. Theil, S. 342 – trug den Titel *Abschied des Einsiedlers* und lautete: „Erde, du meine Mutter, und du, mein Vater, der Lufthauch, / und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom, / Und mein Bruder, der Himmel, ich sag’

rode dichtete um: Die für sie charakteristische Vertikalbewegung aller Dichtungen blieb erhalten; dagegen scheinen die fünf Aktanten der Herderschen Fassung samt ihrer Elementen-Zuweisung modifiziert. Einer bleibt in der zweizeiligen Abschiedsformel jedoch unerwähnt: Ihn, den Ernährer ‚Geist‘, möchte sie nach ihrem Tode träumen, oder besser (und in der Sprache Karolines von Günderrode) ausgedrückt: dieser sie. Und damit nicht genug. Für Friedrich Creuzer – von dessen lebensgefährlicher Erkrankung sie genauso wenig weiß wie er später von ihrem Freitod unterrichtet wird – lässt sie eine Notiz zurück, Creuzer darin über Othellos und Desdemonas literarisches Beispiel zum ‚erträumten‘ Freitod aufrufend:

Ich sende Dir ein Schnupftuch, das für Dich von nicht geringerer Bedeutung sein soll, als das, welches Othello der Desdemona schenkte. Ich habe es lange, um es zu weihen, auf meinem Herzen getragen. Dann habe ich mir die linke Brust gerade über dem Herzen aufgeritzt und die hervorgehenden Blutstropfen auf einem Tuch gesammelt. Siehe, so konnte ich das Zarteste für Dich verletzen. Drücke es an Deine Lippen; es ist meines Herzens Blut! So geweiht, hat dieses Schnupftuch die seltsame Tugend, das es vor allem Unmut und Zweifel verwahrt.¹¹⁰

Die ‚erwünschte Legende‘ konnte ihren Anfang nehmen ...

euch allen mit Ehrfurcht / freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt, / Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend; / Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!“

¹¹⁰ Karoline von Günderrode: An Friedrich Creuzer, Juli 1806 (Weißborn [Anm. 7], Nr. 231, S. 344).

Achim Hölter (Münster)

Ludwig Tieck. Ein kurzer Forschungsbericht seit 1985

Am 28. 4. 2003 war der 150. Todestag Ludwig Tiecks zu begehen, äußerer Anlaß genug für den vorliegenden Forschungsbericht. Dieser kann und muß nicht paßgenau anschließen an die früheren Forschungsreferate von E. Stopp (1939), M. Thalmann (1953), R. Minder (1968) sowie R. Paulin (1970), erstens aus Platzgründen, zweitens, weil in nicht wenigen monographischen Studien zu Tieck Resümees der vorgängigen germanistischen Ergebnisse versteckt sind. Dies gilt speziell für Paulins Band in der „Sammlung Metzler“ (1987)¹ sowie für die immerhin selbständig erschienene, aber nicht wirklich flächendeckende amerikanische Bibliographie von D. A. Klett.² Der Berichtszeitraum erstreckt sich von 1985, dem Jahr, in dem M. Franks Edition des „Phantásus“ die mit großen Hoffnungen verbundene Tieck-Ausgabe beim Deutschen Klassiker-Verlag startete. Damals waren zudem deutliche Anzeichen für eine neue, von editorischen, allgemein romantikgeschichtlichen, wissenschaftshistorischen und nicht zuletzt biographischen Impulsen getragene Bemühung um Ludwig Tieck festzustellen.

Besonderes Augenmerk soll einerseits der Erforschung und Darbietung der philologischen Arbeitsbasis, andererseits den Schwerpunkten und Entwicklungslinien in den interpretierenden Annäherungen an das Gesamtwerk bzw. Einzeltexte Ludwig Tiecks gelten. Es sind demnach vorzustellen die Editionsfrage, die Katalogisierung des Nachlasses, der Stand der Briefausgaben sowie die Verfügbarmachung weiterer Dokumente, aber auch die wichtigen Studien in Buchform und – soweit in dem verfügbaren Raum möglich – die unselbständig erschienenen Forschungsbeiträge, die, selbst wenn man nur solche zählt, die Tiecks Namen im Titel tragen, weit über hundert umfassen. Dabei werden sich quantitative und qualitative Feststellungen abzeichnen, ebenso aber sind abschließend die absehbare Entwicklung zu skizzieren und die dringendsten Desiderate zu benennen.

¹ Roger Paulin: Ludwig Tieck. Stuttgart 1987, S. 1-10.

² Dwight A. Klett: Ludwig Tieck. An Annotated Guide to Research. New York 1993.

Anlaß für allgemeine Würdigungen bestand lange nicht durch biographische Daten. Der 200. Geburtstag 1973 und der 125. Todestag 1978 waren in eine Phase der Germanistik gefallen, in denen die Intellektualität der Frühromantik, namentlich die Denkfigur der Selbstreferenz in ihren vielen, bei Tieck ausgestellten Varianten, noch nicht auf der Tagesordnung stand. Die Beschäftigung mit dem Autor hatte meist etwas Defensives und begann, schon damals eigentlich zu Unrecht, mit Klagen über seine Vernachlässigung durch die Philologie.

Mehr denn je erhärtet sich die Vermutung, daß Tiecks Nachleben auf fast beispiellose Weise zugleich von Beliebtheit und Vergessenheit charakterisiert wird. Einige seiner Texte sind germanistische Longseller und ausgesprochene Favoriten innovativer Deutungsansätze; dem poststrukturalistischen *Bonmot* vom allmählich ausradiierten Autor-Ego entspricht Tiecks Schicksal dabei dennoch, ja vielleicht nimmt es die Pointe geradezu vorweg, die die besseren Dichter erwartet, sofern sie nicht zufällig in die Mechanik von Ruhm und Kult geraten. Denn seine Leistungen, Erfindungen, Errungenschaften, das Individuelle Tiecks erwiesen ihre Stärke ja eben, indem sie in ein Allgemeines umschlugen, das paradoxerweise zuweilen einen anderen Namen annehmen konnte, etwa den Pirandellos. Nach wie vor scheint aber seine relative persönliche Unbekanntheit sehr dem Faktum geschuldet, daß fast alle Orte seines Lebens und Wirkens durch die Zeitläufte, besonders den Krieg und die Abrißwut einer mehrfachen Moderne, restlos vernichtet wurden: das Geburtshaus und das Sterbehaus in Berlin (Roßstraße bzw. Friedrichstraße) sowie das Lokal seiner größten Berühmtheit, die Wohnung am Dresdner Altmarkt. Daß inzwischen die Finckensteinschen Güter Madlitz und Ziebingen wenigstens wieder zugänglich und zumindest teilweise auch restauriert sind, bringt zwar noch keine Gedenkstätte hervor, läßt aber für die Rekonstruktion der märkischen Lebensperiode von 1802-1819 hoffen. Ansonsten belegt allein eine der zahlreichen Tafeln im Straßenbild Göttingens eine Tiecksche Studentenbude auf der Weender Straße. In Halle oder Erlangen sucht man Tiecks Spuren vergeblich, ebenso wie in München oder auch in Rom, wo er sich immerhin länger aufhielt. An anderen Orten wie in Jena verschmelzen seine Spuren dagegen mit denen der übrigen Romantiker, und analog dazu funktioniert die Benennung von Straßen nach Tieck wieder eher als Nivellierung, wenn die Nachbarstraßen nach Eichendorff, Schlegel (welchem?) oder Novalis benannt sind.

Im Berichtszeitraum fanden in Deutschland nur zwei Tagungen zu Leben und Werk statt; Tieck-Symposien sind schwer zu finanzieren: Die erste richtete Walter Schmitz vom 19.-21.11.1993 an der Techni-

schen Universität Dresden³ unter dem Rahmenthema „Literaturprogramm und Lebensinszenierung im Kontext seiner Zeit“ aus. Die 1997 gedruckten 14 Beiträge behandelten so unterschiedliche Gegenstände wie die Beziehung Tiecks zu Shakespeare, Novalis, Jacob Böhme, Bettine von Arnim oder Böttiger oder seine Auseinandersetzung mit dem Orientalismus, der Französischen Revolution oder der spanischen Literatur. Der Untertitel verrät die Akzentuierung von Tiecks Relevanz für die ästhetischen Systeme, denen er angehörte, und das lange unterschätzte Faktum, daß diese Zugehörigkeit nicht ohne eine zuweilen theatralische, jedenfalls bewußt und gezielt durchgeführte Selbstpräsentation Tiecks und der anderen Frühromantiker im Horizont des Jahrhundertwechsels 1800 möglich war. Anders gesagt: Die Romantiker stilisierten sich durch den intellektuellen Gestus ihrer Texte, durch ihren Lektürekanon u. v. m. als solche und sie werden in der Literaturgeschichte als Romantiker rubriziert, weil sie in der gesuchten Konfrontation mit anderen, älteren Autorengruppen siegreich blieben. Vom 9. bis zum 11.4.2003 fand, organisiert von Heidrun Markert, an der Berliner Humboldt-Universität ein Kolloquium, samt Kranzniederlegung auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof III in Berlin-Kreuzberg, mit zwanzig wissenschaftlichen Vorträgen statt, deren Publikation naturgemäß noch aussteht und die in ihrer Heterogenität nicht nur dem Motto „Spannweite und Vielseitigkeit seines Schaffens“ gerecht wurden, sondern auch die Fülle von Anknüpfungspunkten für benachbarte Kontexte sichtbar machten. So wurden nicht nur rezeptionshistorische Studien mit poetologischen verwoben, sondern es trat die Buchforschung neben die Aufklärungsphilologie. Bemerkenswert war auch bei dieser Gelegenheit der stete Zustrom von jüngeren Literaturwissenschaftlern, für die sich Tiecks Schreiben als Herausforderung bestätigt.

Denn insgesamt ist Tieck ein beliebtes Sujet für Dissertationen, deren beträchtliche Anzahl auf keine Weise wiedergespiegelt wird von den selbständigen Buchpublikationen. Nicht zuletzt bei einem Autor, dessen Name zwar eine feste Größe im Kanon regelmäßiger Forschungsanläufe der Neugermanistik bezeichnet, der aber im Gegensatz zu Goethe, Heine oder Thomas Mann stets einer gewissen Rechtfertigung bedürftig scheint, während er nicht die Innovationsgarantie eines *poeta minor* bietet, ist das Erscheinen als Buch keinesfalls selbstverständlich. Umso zahlreicher die äußerst heterogenen Aufsätze in Fachzeitschriften und Jahrbüchern, Sammelbänden und Festschriften, die Miszellen, die ein-

³ Walter Schmitz (Hg.), Ludwig Tieck. Literaturprogramm und Lebensinszenierung im Kontext seiner Zeit, Tübingen 1996.

zelne Facetten beleuchten. Selten dagegen die Ansätze zu einer Synthese. Man kann leider auch nicht behaupten, daß eines der Bücher über Tieck auf dem allgemeinen Buchmarkt Karriere gemacht hätte. Am ehesten noch R. Paulins aus dem englischen Original von 1985 übertragene, in relativ hoher Auflage bei Beck erschienene Biographie, die eine minutiöse Darstellung des Lebens mit Kapiteln über das Werk, häufig exemplifiziert von Schlüsselwerken, verschränkt.⁴ Das öffentliche Echo auf Tieck steht auf fast rätselhafter Weise in keiner Verbindung zu seiner Resonanz in der Literaturwissenschaft.

Doch zunächst zur Editionsfrage. Die Erweiterung und Konsolidierung der philologischen Basis ist einer der am längsten vernachlässigten, inzwischen allseits bewußten und vielleicht nicht ganz aussichtslosen Bereiche der Tieck-Forschung. Trotz oder wegen des energischen Anlaufs in Gestalt der DKV-Ausgabe ist die Situation unbefriedigend. Nach fünf Gründerzeit-Editionen von Berendt (6 Bde.), Witkowski (4 Bde.), Klee (3 Bde.), Welti (8 Bde.) und Minor (3 Bde.) bei den Verlagshäusern Bong, Hesse & Becker, Meyer, Cotta sowie in Kürschners National-Litteratur war es erst 1966 ein Reprint der noch von Tieck selbst verantworteten Reimer-Ausgabe 1828-54, die beim Verlagsnachfahren de Gruyter den größeren Teil des Werks, wenigstens für die Universitätsbibliotheken, wieder zugänglich machte, zumal, nachdem die „Kritischen“ (4 Bde., 1848-52) und die „Nachgelassenen Schriften“ (2 Bde., 1855) 1974 hinzugefügt worden waren. Sieht man von Auswahl Ausgaben ab, so hatte vor allem die recht umfangreiche, kommentierte und in Ansätzen kritische vierbändige Ausgabe des Winkler-Verlags (M. Thalmann 1963-66) sowie, deutlich später, die schmale zweibändige Auswahl in der „Bibliothek deutscher Klassiker“ (C. F. Köpp 1985) beim Aufbau-Verlag für eine gewisse Präsenz auf dem west- und ostdeutschen Klassikermarkt gesorgt. Dazu hält das Reclam-Programm, gerade auch mit qualitativ überzeugenden neueren Ausgaben, denen leider seit längerem keine Novität mehr gefolgt ist, Tieck im Kanon. Bemerkenswerterweise wurden im fraglichen Zeitraum nur drei Texte separat ediert, und zwar sämtlich von Walter Münz bei Reclam. Mit der Erstfassung (!) des „William Lovell“⁵ liegt dadurch interimistisch ein brauchbarer, wohlfeiler Text vor, der das sprunghaft angewachsene Interesse für Tiecks frühen Briefroman befriedigt. „Die verkehrte Welt“⁶ vertritt

⁴ Roger Paulin: Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie. München 1988.

⁵ Walter Münz (Hg.), William Lovell, Stuttgart 1986.

⁶ Walter Münz (Hg.), Die verkehrte Welt. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, Stuttgart 1996.

unter Tiecks illusionsbrechenden Dramen die Phase zugespitzter Reflexion und ist insofern symptomatisch für die Aufmerksamkeit der Interpreten in Richtung der philosophisch-ironischen Qualitäten des Autors. „Der Hexensabbat“ schließlich, der gleichzeitig auch bei Insel mit einem deutenden Nachwort von A. Hölter erschien⁷, verkörpert den Höhepunkt von Tiecks historischer Erzählkunst und wohl auch, ansatzweise, dessen späte Würdigung durch die Germanistik. Dieses durch versteckte, unselbständige Editionen oder kaum greifbare ausländische Dissertationen nicht wirklich vervollständigte Spektrum allgemein präsenter Tieck-Texte versprach erst 1985 auf einen Schlag komplettiert zu werden.

Als der Deutsche Klassiker-Verlag mit erheblicher Publizität auch eine Tieck-Ausgabe ankündigte⁸, bestand in der Germanistik Einigkeit darüber, daß damit eine der empfindlichsten Lücken unter den zu edierenden Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts geschlossen würde. Trotz lebhafter Debatten über den Systemzwang der editorischen Richtlinien, die für das Gesamtprogramm bindend waren, reagierte die Fachwelt auf die zwischen 1985 und 1995 erschienenen fünf Bände im Gesamtumfang von ca. 6500 Seiten eindeutig und nachdrücklich positiv. Auf den Band 5 („Phantasmus“, hg. v. M. Frank) folgte 1986 der Band 12 („Schriften 1836-52“, hg. v. U. Schweikert), 1988 Band 11 („Schriften 1834-36“, hg. v. U. Schweikert), 1991 Band 1 („Schriften 1789-94, hg. v. A. Hölter) und 1995 Band 7 („Gedichte“, hg. v. R. Wimmer). Die DKV-Ausgabe verzichtete freilich von vornherein auf Tiecks Übersetzungen, also sowohl auf die „Minnelieder“ wie auf den „Don Quixote“, von den Übertragungen aus dem Englischen oder noch nie Gedrucktem zu schweigen. Darüber hinaus folgte die Edition den Rahmenrichtlinien, also auch der behutsamen Modernisierung. Daß Tiecks Schreibprozeß wenig genetische Probleme aufwirft und selten apparatträchtige Befunde provoziert, ist bekannt. Entsprechend bescheiden waren in der Regel, vom Transkribieren der *Inedita* abgesehen, die editorischen Anforderungen, was die Textherstellung betraf, doch um so intensiver gestaltet sich bei Tieck die Arbeit an den Kommentarteilen, die sich bei DKV jeweils in Entstehungs-, Deutungs- und Wirkungsaspekte sowie einen minutiösen Sachkommentar gliedern. Da die Edition auf zwölf Bände plus einen Ergänzungsband Tieck/ Wackenroder angelegt ist, fehlen noch sieben

⁷ Der Hexen-Sabbat, hg. u. mit einem Nachw. vers. v. Achim Hölter. Frankfurt a. M. 1988; Walter Münz (Hg.), Der Hexen-Sabbat. Novelle. Mit einem Anhang: Aus den Memoiren des Jacques du Clercq, Stuttgart 1988.

⁸ Zum Beispiel Tieck. In: Klassiker Magazin 1, 1986, S. 18-19.

bzw. acht Bände, für die in den meisten Fällen umfangreiche Vorarbeiten der Herausgeber vorliegen. Ohne auf die Ausgaben- bzw. verlagsinternen Gründe eingehen zu können, die Mitte der neunziger Jahre zu einer Hemmung dieses und anderer Projekte führte, sei deutlich festgehalten, daß die Vollendung der DKV-Ausgabe gegenwärtig noch als die realistischste Option für eine vollständige Tieck-Edition mit dem nötigen wissenschaftlichen Standard zu betrachten ist. Leider muß inzwischen davon ausgegangen werden, daß sie, zumindest im Rahmen des Verlages, kaum noch fertiggestellt werden kann. Das personelle Potential, sei es für eine Vollendung, sei es für eine auf den Ergebnissen aufbauende Neubegründung der Tieck-Edition ist, wie dieser Forschungsbericht untermauern dürfte, vorhanden, planerische Perspektiven desgleichen. Ein gutes Drittel des poetischen Werks liegt mithin in einer modernen kritischen Edition vor. Bisher fehlen also so wichtige Texte wie der „William Lovell“, der „Prinz Zerbino“, die „Genoveva“, der „Kaiser Octavianus“ und die Hälfte der Dresdner Novellen. Von dem seinerzeitigen Editionsplan vorerst ausgenommen war Tiecks Korrespondenz, für die eine geschlossene Sammlung den wichtigsten qualitativen Sprung bedeuten würde, sowie das übersetzerische Werk. Positiv formuliert, liegt mit den fünf erschienenen Bänden eine Ausgabe vor, die im wesentlichen so fortzusetzen wäre. Leider war es aus Umfangsgründen nicht einmal möglich, sämtliche (oft nur kurze) Jugendarbeiten des 16-17jährigen Tieck in den Band 1 aufzunehmen. Angesichts der Unzugänglichkeit des ersten Entwurfes zum „Buch über Shakespeare“ in der (Ost)Berliner Stadtbibliothek wurde auf eine sekundäre Edition nach der Druckfassung von H. Lüdeke 1920 notgedrungen verzichtet. Der Band 5 fällt als Startband insofern aus dem Rahmen, als er nicht die Schriften einer Entstehungszeitspanne versammelt, sondern Tiecks eigener „Phantasia“-Synthese von 1812-16 folgt. Damit ist von dem sonst geltenden Prinzip des Erstdrucks abgewichen, was freilich bei den eher geringen Retuschen durch den Autor nicht stark ins Gewicht fällt. Hervorzuheben ist, daß der Band 7 Tiecks eigene Gedichtsammlungen 1821-23 und 1841 bündelt und erstmals überhaupt einen vollständigen Überblick über Tiecks Lyrik erlaubt. Speziell das Erscheinen der „Gedichte“ innerhalb der Reihe war ein markantes Zeichen für den Willen des Verlages, bei allen Unwägbarkeiten des Gesamtprojekts die Tieck-Ausgabe nicht für tot zu erklären. Die Bände 11 und 12⁹ ihrer-

⁹ Inzwischen ist ein gedruckter kurzer Zeitschriftenbeitrag Tiecks aufgetaucht, der in Band 12 fehlt: „Los Trabajos de Hercules“. In: *Serapeum*. Zeitschrift. Bibliothekswissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Litteratur, hg. v. Robert Naumann. Leipzig 1840, Bd. 1, S. 59-61.

seits haben durch eine Fülle neuen Materials gezeigt, wie komplex sich die spätere Novellistik präsentiert und welche Vorleistungen der Editorik für die Interpreten unabdingbar sind.

Gravierender noch als das Fehlen einer umfassenden Werkausgabe macht sich in der literaturgeschichtlichen Praxis die beklagenswerte Zersplitterung des Briefnachlasses bemerkbar, die bisher nicht durch eine geschlossene mehrbändige Edition kompensiert wird. Bekanntlich liegen zahlreiche Briefe an Tieck in den völlig unzulänglichen 4 Bänden von Holtei 1864 vor. Die umfangreichen Briefsammlungen von Zeydel 1937 und 1967 sowie der Briefwechsel mit Solger (Matenko 1933) machen nur Teile der Korrespondenz zugänglich, die bis heute immer wieder durch einzelne Funde und Publikationen ergänzt wird. Eines der dringendsten Desiderate der Tieckforschung ist also zunächst ein vollständiges Briefrepertorium, das die dutzende Publikationsstellen aufschlüsselt, bevor zweitens sämtliche vorhandenen Briefe von und an Tieck im Zusammenhang und kommentiert herauszugeben wären. Hier ist für die Romantikforschung am meisten zu tun und zu gewinnen.

Bis jetzt sind mehrere Jugenddramen nur in Form amerikanischer Abschlußarbeiten daktylographisch zugänglich¹⁰, und bis heute begegnet Tieck regelmäßig in US-Dissertationen, die oft übergreifende Romantik-Themen behandeln.¹¹ Auch die deutsche Teilung ist gerade bei dem Berliner Autor Tieck an der nicht immer koordinierten Forschung mitschuldig. Während die Leitung der Ostberliner Staatsbibliothek den Abdruck eines wichtigen Tieck-Briefes an Brentano erst für eine westdeutsche Dissertation erlaubte oder der erste Entwurf des „Buchs über Shakespeare“ zwischenzeitlich verloren schien, verzögerte sich die Aufarbeitung von Archivalien des Ostberliner Märkischen Museums gar bis Mitte der 90er Jahre. Nachdem Tiecks Abschriften ‚altdeutscher‘ Epen, die er 1805/6 in der Vatikanischen Bibliothek angefertigt hatte, in jenem Museum nur eingeschränkt zugänglich waren, hat R. Päsler wichtige Aufschlüsse über diese Papiere gegeben.¹² Trotz gründlicher Forschungen, die insbesondere die Edi-

¹⁰ Zuletzt wurde „Jason und Medea“ aufgenommen in: Matthias Luserke-Jaqui: *Medea*. Studien zur Kulturgeschichte der Literatur. Tübingen/ Basel 2002, S. 315-320.

¹¹ Michael F. Boehringer: Narrative Worlds: Reading Reality in Tieck, Kleist, and Stifter. In: DAI 56.3, 1995, S. 950A; Bettina Maria Loeffler: Reactionary Romanticism: The Figure of Italy and the Desire for Social Privilege in the Writings of Goethe, Ludwig Tieck, and Dorothea Schlegel. In: DAI 57.9, 1997, S. 3954.

¹² Ralf G. Päsler: „Nachrichten von altdeutschen Gedichten“. Anmerkungen zu Ludwig Tiecks Handschriftenstudien in der *Bibliotheca Vaticana*. In: E. T. A. Hoffmann-Jahrbuch 4, 1996, S. 69-90.

tion von Uwe Meves ergänzt und fortgesetzt, bleibt Tiecks römischer Aufenthalt, angefangen bei der genauen Lokalisierung seiner Wohnung auf dem Quirinal bis zu den faktischen Umständen seiner Unterstützung durch den Kurienklerus ein Geheimnis der vatikanischen Archive, das sich bisher als nicht lösbar erwiesen hat.

Lange galt der Tieck-Nachlaß in der Berliner Staatsbibliothek als Schlüssel nicht nur zu zeitgenössischen Autoren (wegen mehrerer enthaltener Kryptonachlässe), sondern auch für eine umfassende Aufarbeitung von Tiecks Oeuvre. Einige Studien, die sich auf das Handschriftenmaterial und gerade auf solches, das kaum geschlossen edierbar ist, stützen, haben diese Einschätzung erhärtet. Erst die Wiedervereinigung machte es möglich, wenigstens für die Katalogisierung des Berliner Hauptnachlasses nach DFG-Richtlinien Projektmittel zu erhalten, so daß diese Aufgabe mit der Publikation von L. Busch 1999 erfüllt ist¹³. Nicht bearbeitet wurden naturgemäß verstreute Nachlaßteile in Dresden, Frankfurt a. M. usw.

Natürlich wirkten sich die Fortschritte bei den Editionen anderer Romantiker indirekt auf den Stand des Wissens über Tieck aus. Neben den langsam fortschreitenden Bemühungen um die Brüder Schlegel ist an erster Stelle die zweibändige historisch-kritische Wackenroder-Ausgabe (Littlejohns/ Vietta) zu nennen, deren Präsentationsform nicht unumstritten blieb. Angesichts der üblichen germanistischen Aufgabenteilung liegt es auf der Hand, daß die Gemeinschaftsarbeiten mit Wackenroder im Umkreis der HKA zunächst weiterhin Gegenstand von Bemühungen um differenzierende Zuschreibungen blieben¹⁴ und daß zweitens die vielleicht auch wissenschaftsorganisatorisch nötige Tendenz sich weiter verstärkte, den Frühverstorbenen gewissermaßen auf Kosten des Überlebenden zu profilieren. Als wohlthuende Ausnahme hiervon und beste Wackenroder-Studie sei auf das Buch von D. Kemper¹⁵ wenigstens hingewiesen.

Von 1985 an machte A. Hölter¹⁶ eine Anzahl ungedruckter Texte zugänglich, die das Tieck-Bild ergänzten, vielleicht sogar veränder-

¹³ Lothar Busch: Der handschriftliche Nachlaß Ludwig Tiecks und die Tieck-Bestände der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Katalog. Bearb. v. Lothar Busch. Wiesbaden 1999. Vgl. die Rez. v. A. Hölter in: *Wirkendes Wort* 51, 2001, S. 470-472.

¹⁴ Vgl. auch Silvio Vietta: Zur Differenz zwischen Tiecks und Wackenroders Kunsttheorie. In: Schmitz (Hg.), (Anm. 3), S. 87-99.

¹⁵ Dirk Kemper: Sprache der Dichtung. Wilhelm Heinrich Wackenroder im Kontext der Spätaufklärung. Stuttgart/ Weimar 1993.

¹⁶ Es ist in diesem Referat unumgänglich, daß der Berichterstatter, da vielfach involviert, an mehreren Stellen explizit und ausführlicher von sich spricht, wofür um Ver-

ten. Im wesentlichen handelte es sich um jene Texte, die die Genese von Tiecks frühen Essays und seine Hinwendung zur Ästhetik und letztlich zu Shakespeare dokumentieren. Gerade in den Ansätzen von „Soll der Maler“ und „Über das Erhabene“ zeichnet sich ab, wie der Student sich um die Beherrschung einer schulmäßigen spätaufklärerischen Position bemühte, bevor diese in den frühromantischen irrationalen Kunstenthusiasmus umschlug. Die Entdeckung bzw. Identifizierung zweier Mitschriften der Vorlesungen von F. A. Wolf, Halle, und J. D. Fiorillo, Göttingen, ermöglichte es erstmals, Tieck (und Wackenroder) beim Studium der Altphilologie bzw. Kunstgeschichte über die Schulter zu schauen¹⁷, wobei die Verbindung zu den „Klosterbruder“-Schriften und dem „Sternbald“ eklatant sind. Bei aller Transparenz des Zusammenhangs und des Lernprozesses bleibt es noch stets ein Rätsel, wann genau, warum und wie sich die Position des gelehrigen Gedeke-, Nicolai-, Wolf- und Fiorillo-Schülers, des überzeugten Lessing- und Eschenburg-Lesers punktuell in ihr Gegenteil verwandelte. Es muß nach der Rückkehr ins Berliner Milieu 1795 geschehen sein. Rechnet man die Edition der bislang unbekannten, beispieillos vehementen Kritik an Klopstocks „Messias“ hinzu, die Tieck wahrscheinlich erst vor 1819 für Solger schrieb, so weisen Hölters Editionen noch in eine andere Richtung: Tieck wird erstmals umfassend als Ästhetiker und Literaturhistoriker wahrgenommen, was einerseits paradigmatisch in den *Inedita*¹⁸ und besonders dem Kommentar zu DKV, Bd. 1 manifest wird, andererseits die Hauptthese von Hölters Dissertation¹⁹ bildet. Dieses Buch enthält nicht nur im Anhang weitere Nachlaßmaterialien wie etwa eine frühe Vergil-Übersetzung, sondern belegt systematisch 1. die Kontinuität von Tiecks weltliterarischem Kanon und 2. das unauflösliche Ineinander seines Denkens und Schreibens als Dichter und als Kritiker. Zu diesem Zweck werden unter Aufbietung zahlreicher Archivalien u. a. Tiecks viermal scheiternde Karriere als Universitätsprofessor sowie Komposition, Schicksal und Verbleib von Tiecks legendärer Büchersammlung dokumentiert. Marek Zyburas übersichtliche Studie zum

ständnis zu bitten ist, zumal es sicher falsch wäre, eine unbeteiligte „Objektivität“ zu fingieren.

¹⁷ Achim Hölder: Der Romantiker als Student. Zur Identität von zwei Tieck-Handschriften. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 61, 1987, S. 125-150.

¹⁸ Jüngst zusammengefaßt in Achim Hölder: Frühe Romantik – frühe Komparatistik. Gesammelte Aufsätze zu Ludwig Tieck. Frankfurt a. M. 2001. Dort auch ein Originalbeitrag zu Tieck als „Komparatist“.

¹⁹ Achim Hölder: Ludwig Tieck: Literaturgeschichte als Poesie. Heidelberg 1989.

übersetzerischen und herausgeberischen Oeuvre²⁰, fünf Jahre später erschienen, entstand parallel zu Hölters Arbeit, die gezeigt haben dürfte, daß Tiecks Lesen und Schreiben zwei Seiten einer Medaille sind. Seine Rolle als Literaturhistoriker, der so klug war, zu sehen, wie er, obgleich Mitinitiator der zünftigen Philologie, von deren Professionalisierung überholt wurde, und seine Rolle als Rezipient von Weltliteratur, der daraus neue, vielfach getränkte Poesie schafft, gehören unauflöslich zusammen, und dies ist durch die Kontinuität seiner Auffassungen und seines Lektürehorizonts auch beweisbar. Die Arbeit, die neben dem Beleg von Thesen auf Benutzbarkeit angelegt war, dürfte bei formaler Modernisierung und inhaltlicher Erweiterung um die Resultate der 90er Jahre auch in Zukunft ein nützliches Hilfsmittel sein.

Selbstverständlich enthalten Sammelbände über die Protagonisten der Romantik²¹ einschlägige Einträge. Seit kurzem liegt aber auch der äußerst umfangreiche Autorartikel „Tieck, (Johann) Ludwig“ in Koschs „Deutsche[m] Literatur-Lexikon“ aus der Feder von Hansjürgen Blinn vor.²² Gemäß der Konzeption des „Kosch“ enthält der Beitrag zunächst eine stichwortartige Biographie und eine Auflistung der Schriften, Übersetzungen, Herausgeberpublikationen, der Gesamt- und Auswahl Ausgaben samt den wichtigsten Briefeditionen sowie den Nachweis der wichtigsten Nachlaßstandorte, sodann, ohne jedwede Bewertung und in äußerster Verknappung, aber in zeitlicher Folge, eine Übersicht über folgende Rubriken der Sekundärliteratur: „Bibliographisches, Bibliothek, Forschungsberichte, Biographisches und allgemeine Würdigungen, Zu den Briefen, Zum Frühwerk, Zum erzählenden Werk, Zu Drama und Theater, Zur Lyrik, Einzelaspekte, Beziehungen – Vergleiche – Wirkung, Tieck als Übersetzer – Cervantes – Shakespeare.“

Was die Monographien angeht, so sind sie zu differenzieren in umfassende Analysen von Tiecks Gesamtwerk, Untersuchungen zu einzelnen Werkgruppen und vertiefenden Sondierungen des Gesamtwerks unter einem spezifischen Aspekt. Roger Paulin ließ seiner großangelegten, in der Tradition der „literary biography“ verfaßten Studie (1985), die 1988 leider ohne Register auch auf deutsch er-

²⁰ Marek Zybura: Ludwig Tieck als Übersetzer und Herausgeber. Zur frühromantischen Idee einer „deutschen Weltliteratur“. Heidelberg 1994.

²¹ Etwa: Hans A. Neunzig: Lebensläufe der deutschen Romantik. Schriftsteller. München 1984 (Taschenbuch 1988), S. 53-93; Klaus Günzel: Die deutschen Romantiker. 125 Lebensläufe. Ein Personenlexikon. Zürich 1995, S. 333-340.

²² Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch. 3., völlig neu bearb. Aufl. Zürich/ München 2002, Bd. 22, Sp. 616-643.

schien, 1987 den Band der Sammlung Metzler folgen, der, wenngleich nach 15 Jahren aktualisierungsbedürftig, in aller Knappheit einen zuverlässigen Überblick zu Leben und Werk sowie zur wichtigsten Sekundärliteratur bietet. In der erzählerisch angelegten breiteren Studie steht die Erklärung des Werks aus der Vita unter Einbeziehung der zunehmend komplexeren Forschungen zu den Krisenjahren der Frühromantik und den biedermeierlichen Autorenzirkeln im Mittelpunkt. Seiner Verbreitung nach hat Paulins Buch sicher neben der Text- und Testimoniensammlung „König der Romantik“ von K. Günzel²³ am meisten für die Popularisierung des Autors getan. Mehrere geringer ambitionierte, übersichtliche Biographien kamen zwischenzeitlich in wenig bekannten Verlagen auf den Markt. T. Ziegners²⁴ Biographie zählt ebenso dazu wie eine schmale, aber informative, korrekte und aktuelle Übersicht aus der Feder von Klaus Rek²⁵, die, umschattet von den ökonomischen Krisen, in die Kleinverlage der DDR in der Nachwendezeit gerieten, weitgehend unbeachtet blieb. Ein Kuriosum besonderer Art bildet die Monographie von A. Gebhardt²⁶, der quasi auf eigene Faust Tiecks Gesamtwerk durchmustert, und zwar ohne jeden Rekurs auf wissenschaftliche Fachmeinungen, dafür aber mit dem z. T. tollkühnen Mut zum literarischen Urteil für und ebenso heftig wider Tieck. So sehr man über die Voraussetzungslosigkeit des Buchs den Kopf schütteln mag, so nützlich ist die Fleißarbeit, für sämtliche Einzelwerke eine detaillierte Inhaltsangabe zu liefern. Insofern gehört Gebhardt in jede Tieck-Handbibliothek.

W. Rath²⁷ monumentale Gesamtschau, die denn doch hauptsächlich die frühere Prosa heranzieht, hat die Forschung ganz offensichtlich etwas ratlos hinterlassen. Dabei werden dem Verfasser zwar minutiöse Text-, Biographie und Hintergrundkenntnisse bescheinigt, doch dürfte seine Deutung, die um die Begriffe „Seele“ und „Leben“ zentriert ist und Tiecks Schreiben, auf dessen Böhme-Lektüre und Ekstase-Erlebnisse rekurrierend, als bewußtes Rezept für die Leib-Seele-Problematik auffaßt, aus zwei Gründen wenig Resonanz gefun-

²³ Klaus Günzel: König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen und Berichten. Berlin (DDR) 1981.

²⁴ Thomas Ziegner: Ludwig Tieck. Proteus, Pumpgenie und Erzpoet. Leben und Werk. Frankfurt a. M. 1990. Vgl. auch Lothar Baus: Wolfgang Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck (1773-1853). Das Desaster der Germanistik. Homburg/ Saar 1990.

²⁵ Klaus Rek: Das Dichterleben des Ludwig Tieck. Berlin 1991.

²⁶ Armin Gebhardt: Ludwig Tieck. Leben und Gesamtwerk des „Königs der Romantik“. Marburg 1997.

²⁷ Wolfgang Rath: Ludwig Tieck: das vergessene Genie. Studien zu seinem Erzählwerk. Paderborn u. a. 1996. Vgl. etwa die Rez. von S. Scherer in: Germanistik 38, 1997, S. 544 f.

den haben: Wegen des, bei aller Aktualität des Recherchestandes, je nach Geschmack anachronistisch oder esoterisch wirkenden Ansatzes, und weil dieser nun einmal primär biographisch zu stützen, ja im höheren Sinn lebensgeschichtlich zu verstehen ist. Wenn aber biographische Forschung als Instrument zwischenzeitlich sogar wieder höher eingeschätzt wurde (seit M. Gorbatschow hat das personenbezogene Paradigma in der Historiographie wieder enorm an Boden gutgemacht), so ist sie in der Literaturwissenschaft mindestens als zentraler Erkenntnisgegenstand weiterhin oft genug diskreditiert. Dem tritt Rath's Buch mit dem auf Tieck bezogenen Anspruch: „Zum ersten Mal wird hier mit Ichbewußtsein eine Ichkritik geleistet“²⁸ radikal entgegen. Genauso unzeitgemäß mag es wirken, wenn die Arbeit nichts so sehr betont wie eine holistische Tieck-Lektüre, „im Zusammenhang“, und überdies aus einer „Einheit von Kunst und Leben“ heraus. Weitere Bücher gelten einem Teilaspekt des Werks. Zu verzeichnen wären etwa schmale, gewissermaßen vom Rande des Akademischen kommende Arbeiten wie die von O. Huth.²⁹ B. Pöschel³⁰ befaßt sich mit dem Spätwerk – gerade hier haben die Bände 11 und 12 der DKV-Ausgabe die Basis für eine hintergrundscharfe Lektüre der polemischen Novellen geschaffen –, schlägt also die Brücke zum Diskurs über Tieck und die Jungdeutschen, der meist aus deren kritischer Sicht geführt wird.³¹ Für Pöschel heißt das, Tiecks Sensibilität für Probleme der Moderne zu zeigen, das Spätwerk zu rehabilitieren, das auf den Kapitalismus mit dem Verarbeitungs- und Darstellungsmedium der Allegorie reagiere. Das Buch von Christine Harte³² untersucht auf schematische, aber grundsätzliche und hochdifferenzierte Weise die narrative Struktur von zehn Texten, von denen allerdings höchstens zwei als historische „Romane“ gelten können. Immerhin kommen so auch wenig gelesene Werke wie „Pietro von Abano“ oder „Der wiederkehrende griechische Kaiser“ zur Geltung.

²⁸ Rath (Anm. 27), S. 9.

²⁹ Otto Huth: Raabe und Tieck. Essen 1985.

³⁰ Burkhard Pöschel: „Im Mittelpunkt der wunderbarsten Ereignisse“. Versuche über die literarische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Moderne im erzählerischen Spätwerk Ludwig Tiecks. Bielefeld 1994.

³¹ Jeffrey L. Sammons: „Der Streit zwischen Ludwig Tieck und dem Jungen Deutschland. Verpaßte Möglichkeiten in einem Dialog der Tauben“. In: Resonanzen. Festschrift für Hans Joachim Kreutzer zum 65. Geburtstag, hg. v. Sabine Doering. Würzburg 2000, S. 342-352.

³² Christine Harte: Ludwig Tiecks historische Romane. Untersuchungen zur Entwicklung seiner Erzählkunst. Bern u. a. 1997. Vgl. auch Lutz Hagedstedt: Ähnlichkeit und Differenz. Aspekte der Realkonzeption in Ludwig Tiecks späten Roman und Novellen. München 1997.

M. Nottelmann-Feil³³ legte, beinahe erstaunlicherweise, die erste Arbeit zu Tiecks passiver und aktiver Antikenrezeption vor, wobei es freilich doch eher nur um seine Bewertungen, nicht seine Poetik geht. Leider hat die Verfasserin nicht alles in der Forschung verfügbare Material herangezogen und so einige Dimensionen ihres Themas, zumal in Tiecks althilologischer Ausbildung, nur gestreift.

M. Heilmanns Tübinger Dissertation ist zweifellos eine der profunden Untersuchungen, und doch kann es ihr nicht gelingen, die Konstruktion einer Gattungsgeschichte, der des Briefromans, mit dem „Unverrechenbaren“³⁴ Tiecks zu vermitteln, was auch für den im Titel angekündigten Nexus von Epochen- und Literaturkrise gilt. Immerhin spürt die mit starkem Selbstbewußtsein auftretende Studie äußerst sensibel den destruktiv-nihilistischen Tendenzen vor Tieck und deren Spuren bei ihm nach. Auch Ch. Brechts³⁵ Buch ist unbestreitbar eines der intelligentesten der neueren Tieck-Forschung. Es repräsentiert zentral das von Paul de Man übernommene Paradigma dekonstruktivistischer Suche nach „Allegorien“. Kein Wunder, daß seit dem „Lovell“ Tiecks Werk voll scheint von solchen markierten Unmöglichkeiten der Sinnstillstellung. Auf diese Texte und Stellen im Zusammenhang aufmerksam gemacht zu haben, ist kein geringes Verdienst, zumal wenn man Tieck dadurch als „niemals naiven“ Autor aufgewertet sehen will. Die Schwächen des Buchs liegen eindeutig im Historischen, d. h. sowohl im kontextuellen Verstehen(wollen) von Tiecks Texten selbst als auch in der isolierenden und dadurch zwangsläufig zu einer Überschätzung führenden Betrachtung von Tiecks doch eher zeittypischem Mißtrauen gegenüber der Rede, auch der poetischen.

J. Bong³⁶ bietet mit seiner Dissertation auf gleichermaßen hohem wie spekulativem Niveau Reflexionen einer textzentrierten Tiecklektüre mit dem Zentrum „Schwindel“. Hier wird das Werk auf ein Bild, eine Metapher, eine Denkfigur hin durchsucht und diese als Wahrnehmungs- und natürlich Schreibmodell benannt. Es ist ja richtig, daß die

³³ Mara Nottelmann-Feil: Ludwig Tiecks Rezeption der Antike. Literarische Kritik und Reflexion griechischer und römischer Dichtung im theoretischen und poetischen Werk Tiecks. Frankfurt a. M. u. a. 1996.

³⁴ Markus Heilmann: Die Krise der Aufklärung als Krise des Erzählens. Tiecks „William Lovell“ und der europäische Briefroman. 1992, S. 10.

³⁵ Christoph Brecht: Die gefährliche Rede. Sprachreflexion und Erzählstruktur in der Prosa Ludwig Tiecks. Tübingen 1993. Vgl. u. a. die Rez. von A. Hölter in: *Arbitrium* 1995, S. 229-232.

³⁶ Jörg Bong: Texttaumel. Poetologische Inversionen von „Spätaufklärung“ und „Frühromantik“ bei Ludwig Tieck. Heidelberg 2000.

Unmöglichkeit fester Orientierung für Tiecks beste Texte konstitutiv ist. Dies mag man nun benennen, wie man will, als permanente Subversion, als Unernst oder Spiel (wie in der Frühphase der Tieck-Forschung) oder eben als „regelrechte Poetik des Schwindels“ – der Systemzwang, alles unter diese Kategorie zu bringen, verrät letztlich wieder nur die Entscheidung für eine ganzheitliche Lektüre. Früher litt manche Studie daran, daß ein fundamentales, unitarisches Schaffensprinzip mit unzureichenden Argumenten behauptet wurde; inzwischen haftet den meisten Studien das Paradox an, eine Poetik des Zweifels und der Unvollständigkeit sicher und total nachweisen zu wollen. Allenfalls die subversive Geste Tiecks ist dabei durch eine Ironie nachzuahmen, die indes wissenschaftlicher Sprache möglicherweise widerspricht.

Ein interessantes Buch, das mehrfach aus dem Rahmen fällt, sollte wenigstens noch genannt werden – W. Menninghaus³⁷ „Lob des Unsinn“, das speziell an Tiecks Prosaversion des *barbe bleue*-Stoffes, den „Sieben Weibern des Blaubart“ (zu denen Tieck eine Fortsetzung plante³⁸), den Unsinn als Kernkategorie der romantischen Poetik ernst nimmt und in den Diskursrahmen der Jahrhundertwende um 1800 stellt.

Das Stichwort „Intertextualität“, das implizit auch in den meisten Studien der 80er Jahre dicht vertreten ist, wird in den Arbeiten der Neunziger omnipräsent. R. Petzoldt deklariert mit dem Terminus primär eine historisch-bezügliche Lektüre sowie das Nachzeichnen der parodistischen Kommunikationsangebote von Tiecks Metatheater.³⁹

Es verwundert kaum, unter den häufigsten Objekten von Interpretationen nach wie vor oder im Grunde erst recht die ‚üblichen Verdächtigen‘ zu finden, an erster Stelle „Der blonde Eckbert“, ebenso „Der Runenberg“, „Der gestiefelte Kater“ und mit Abstrichen „Franz Sternbalds Wanderungen“. Die entscheidende Veränderung betrifft das rapide gestiegene Interesse am Frühwerk und insbesondere am „William Lovell“, dem nicht nur immanent erstmals eine breite Wertschätzung zuteil wurde, sondern der auch als Symptom der krisenhaften Ablösung von Schreibmodellen weit über den Horizont der Tieck-Forschung hinaus von zahlreichen Germanisten erstmals in den

³⁷ Winfried Menninghaus: Lob des Unsinn. Über Kant, Tieck und Blaubart. Frankfurt a. M. 1995.

³⁸ Achim Hölter: „Die sieben Weiber. Ein handschriftlicher Entwurf Ludwig Tiecks zur Neufassung des Blaubart“. In: Wirkendes Wort 36, 1986, S. 251-258.

³⁹ Ruth Petzoldt: Albernheit mit Hintersinn. Intertextuelle Spiele in Ludwig Tiecks romantischen Komödien. Würzburg 2000.

Kanon der Narrativik der 1790er Jahre aufgenommen wurde. Ein weiterer Schwerpunkt ist beim historischen Erzählen auszumachen; während die einstige Schullektüre „Des Lebens Überfluß“ nur noch sporadisch Neudeutungen provoziert, verteilt sich die Aufmerksamkeit beinahe gleichmäßig auf die diversen Novellen. Es versteht sich von selbst, daß viele Untersuchungen Tieck in den Kontext der romantischen Autorengruppe stellen, insbesondere seine Poetik vor diesem Hintergrund entwickeln und als den Mittelpunkt seiner Dichtungskonzeption den Aspekt der romantischen Ironie vertiefen. Daneben scheint Tiecks Mitverantwortung für eine Novellenpoetik unter dem Lemma „Wendepunkt“ entweder sattem geklärt oder nicht mehr interessant. Was hingegen an Tiecks Schreiben generell, besonders aber an den Novellen sowie am „Phantastus“ zunehmende Aufmerksamkeit erregte, war der Gesichtspunkt der Gesellschaft bzw. Geselligkeit. Mehrere Erkundungen (Ziegner, Preisler, Pöschel) widmen sich ganz dem romantisch-biedermeierlichen Dichten und Erzählen in Gesellschaft oder Salon.⁴⁰

Ein Teil des Frühwerks liegt inzwischen in Bd. 1 der DKV-Ausgabe oder anderenorts (wie das Jugenddrama „Niobe“⁴¹) ediert vor, doch steht eine komplette Präsentation der im Nachlaß überlieferten *Juvenilia* noch aus. Hierbei ist indes vor zu hohen Erwartungen zu warnen; Tiecks Schülerdramen sind primär Zeugnisse seiner Lektüre, so daß ein Geniestreich wie „Die Sommernacht“ nicht noch einmal begegnen dürfte. Überdies stehen die Texte der ersten fünf produktiven Jahre⁴², selbst wenn man auch die „Straussfeder“-Geschichten dazuzählen will⁴³, eher selten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Immerhin be-

⁴⁰ Kristina Hasenpflug: Tiecks Darstellung der Salongespräche im „Phantastus“. In: *Salons der Romantik*, hg. v. H. Schultze. Berlin 1997, S. 63-82.

⁴¹ Achim Höller: „Ludwig Tieck und der *Niobe*-Stoff: Ein ungedrucktes Drama aus dem Nachlaß“. In: *Euphorion* 81, 1987, S. 262-285.

⁴² Gerald Gillespie: „Young Tieck and the Romantic Breakthrough“. In: *Theater Three* 4, 1988, S. 31-44; Rainer Kolk: „Ächte Revolutionsmänner“. Zu einigen Rahmenbedingungen für das Frühwerk Ludwig Tiecks. In: Schmitz (Hg.), (Anm. 3), S. 63-85; William Crisman: „Ohne alle Überzeugung überzeugt zu tun“: masonic voodoo in young Tieck's Enlightenment novels. In: *Subversive sublimities: undercurrents of the German Enlightenment*, hg. v. Eitel Timm. Columbia 1992, S. 105-113; Karin Hamm Ehsani: Die Empfindsamkeit und der junge Ludwig Tieck: Eine Studie zu den Nachwirkungen der empfindsamen Gefühlskultur im Leben und Werk des „Königs der Romantik“. In: *DAI* 56.9, 1996, S. 3600A; Ann Arbor 1998; Howard Gaskill: „Tieck's *Juvenilia*: Ossianic Attributions“. In: *Modern Language Review* 96, 2001, S. 747-761.

⁴³ Takehiko Maruyama: Romantik und Realismus in Tiecks „Ulrich, der empfindsame“. Zur Wirklichkeitsfrage bei diesem Dichter. In: *Journal of Liberal Arts and Sciences* (Sapporo Medical University) 39, 1998, S. 39-54.

nannte R. Littlejohns für das lange als Tiecks launige Eigeninvention geltende Tagebuch des Kaisers Tonelli eine spätbarocke Quelle.⁴⁴ Auch die Bedeutung der Französischen Revolution für jene Phase⁴⁵ scheint inzwischen weitgehend geklärt. Die größte Karriere innerhalb der Forschung machte in den letzten knapp zwanzig Jahren sicherlich der „William Lovell“⁴⁶, insbesondere die frühen 90er Jahre scheinen ihm, etwa vor dem Hintergrund des französischen Materialismus (S. Gössl)⁴⁷, besondere Faszination abgewonnen zu haben. Das Motiv dafür ist, quasi voraussagbar, der in der Germanistik ablesbare fortge-

⁴⁴ Richard Littlejohns: „Tonelli und Tunelli. Zu Ludwig Tiecks Märchenparodie“. In: *Euphorion* 80, 1986, S. 201-210.

⁴⁵ Gonthier-Louis Fink: „Was ist ein Leben ohne Freiheit?“ Tieck und die Französische Revolution. In: *Coll. Recherches germaniques* 3 (Strasbourg 1989); Ernst Ribbat: „Die Französische Revolution im Werk Ludwig Tiecks“. In: *Germanica Wratislaviensia* 80, 1990, S. 109-118.

⁴⁶ Alan Corkhill: „Tiecks William Lovell und Wildes *The picture of Dorian Gray*: eine kontinuierliche Tradition“. In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 224, 1987, S. 346-352; Ulrich Scheck: „The Hermetic Self and the Creative Reader: Metanarrative Discourse in Tieck's William Lovell“. In: *Seminar. A Journal of Germanic Studies* 25.2, 1989, S. 95-103; Hans Esselborn: Der „Nihilismus“ in Ludwig Tiecks William Lovell. Ein Beitrag zur Gattungsfrage. In: *Wirkendes Wort* 40, 1990, S. 4-22; Susanne Scharnowski: „Emphase und Skepsis. Ludwig Tiecks William Lovell und Clemens Brentanos *Godwi* als Briefromane“. In: *Wirkendes Wort* 40, 1990, S. 22-32; Gabriele Stumpp: Müßige Helden. Studien zum Müßiggang in Tiecks William Lovell, Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre, Kellers Grünem Heinrich und Stifters Nachsommer. Stuttgart 1992; Ellen Oswald: Figuren der Melancholie. Tiecks „William Lovell“ im Kontext von Erfahrungsseelenkunde und Pädagogik. Bern 1992; Børge Kristiansen: Überlegungen zur Dekonstruktion der Aufklärung in Tiecks Roman „Die Geschichte des Herrn William Lovell“. In: *Aufklärung als Problem und Aufgabe. FS für Sven-Aage Jørgensen*, hg. v. Klaus Bohnen u. a. München 1994, S. 135-56; Françoise Knopper: „Les pièges de la formation dans William Lovell de L. Tieck“. In: *Les songes de la raison. Mélanges offerts à Dominique Iehl*. Bern u. a. 1995, S. 399-407; Monika Schmitz-Emans: „Der Weg des Liederlichen in die Literatur: Überlegungen zur Bedeutung Hogarths und Lichtenbergs für Tiecks William Lovell“. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1994/1995*, S. 141-168; Siegfried Gröf: „Fremd bin ich eingezogen ...“ Fremdheitserfahrungen in der erzählenden Literatur der Frühromantik. Unter besonderer Berücksichtigung von Ludwig Tiecks William Lovell und Franz Sternbalds Wanderungen. Gießen 1996; Roland Borgards: „Die Schrift, das Rätsel, der Mensch. Ludwig Tiecks William Lovell“. In: *Athenäum* 8, 1998, S. 231-252; Dagmar Ottmann: „Jugendliche Schwärmer, Enthusiasten, Melancholiker, Träumer, Phantasten, Spötter, Spießbürger, Müßiggänger, Spitzbuben, Schwätzer, Grandisons, Herumtreiber und andere „narrische Geschöpfe“: Skizzen zur Ambivalenz des Jugendbegriffs in Ludwig Tiecks William Lovell“. In: *Poesie als Auftrag*, hg. v. Dagmar Ottmann/ Markus Symmark. Würzburg 2001, S. 103-116. Giovanna. Cermelli: *Il viaggio e il complotto. Flussi temporali e dimensioni narrative nel „William Lovell“*. In: *Studi germanici* 24/26 (Rom 1986/87), S. 115-139.

⁴⁷ Sybille Gössl: *Materialismus und Nihilismus. Studien zum deutschen Roman der Spätaufklärung*. Würzburg 1987, S. 153-227.

setzte Wechsel hin zu offeneren, fragmentarischen Formen des Schreibens, zu einer Ästhetik des Symptomatischen (statt des Gelungenen), schließlich zu Texten, in denen sich die massive Deutungsskepsis des Poststrukturalismus vorgezeichnet findet. Vermutlich wird ja jede Forschungsskizze *grosso modo* zu dem Resultat gelangen, daß die Literaturwissenschaftler tatsächlich in der Mehrheit ihre jeweiligen Ideale oder Lesemodelle wiederfinden. Das ist bei Tieck einfach, weil man dazu in seinem Oeuvre „nur“ den Einzeltext wechseln muß.

Weiterhin stiefmütterlich behandelt die Forschung dagegen seine Lyrik⁴⁸, was sich trotz des Vorliegens der gesamten Gedichte mit Kommentar (mit Ausnahme der „Minnelieder“ und der Lyrikeinlagen in anderen Kontexten und Übersetzungen) noch nicht geändert hat. Hingegen erfreut sich Tiecks Theater, wenn auch nicht auf dem Theater, wachsender Popularität. Die Dramenkonzeption an sich⁴⁹, die „Genoveva“⁵⁰, das „Däumchen“-Stück⁵¹ wurden neu betrachtet, und natürlich das Metatheater. Insbesondere „Die verkehrte Welt“⁵² hat neuerdings verstärkte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Symptomatisch dafür ist K. Weimars kurzer, aber den systematischen Ansatz vorgebender Beitrag.⁵³ Young Eun Chang⁵⁴ untersucht die frühen

⁴⁸ Wolfgang Adam: „Kleine Begebenheiten“ aus Italien: Ludwig Tiecks „Reisegedichte“. In: Texte, Bilder, Kontexte. Interdisziplinäre Beiträge zu Literatur, Kunst und Ästhetik der Neuzeit, hg. v. Ernst Rohmer. Heidelberg 2000, S. 127-141.

⁴⁹ Jolanta Szafarz: Ludwig Tiecks Dramenkonzeption. Wrocław 1997.

⁵⁰ Sascha Kiefer: „Die Genoveva-Legende als dramatisches Sujet bei Maler Müller, Ludwig Tieck und Friedrich Hebbel“. In: Maler Müller zum 250. Geburtstag, hg. v. Ulrike Leuschner u. a. Reilingen 1998, S. 31-51; Yuan Zhi Zhang: Der Legendenstoff der heiligen Genoveva in dramatischen Bearbeitungen vom Barock bis zum Realismus. Frankfurt a. M. 1998; Ludwig Stockinger: „Ludwig Tiecks Leben und Tod der heiligen Genoveva. Konzept und Struktur im Kontext des frühromantischen Diskurses“. In: Das romantische Drama. Produktive Synthese zwischen Tradition und Innovation, hg. v. Uwe Japp. Tübingen 2000, S. 89-118.

⁵¹ David Blamires: Tieck's Däumchen: Some Notes on Sources. In: The Modern Language Review 91, 1996, S. 406-413.

⁵² Alfred Behrmann: Wiederherstellung der Komödie aus dem Theater. Zu Tiecks „historischem Schauspiel“ „Die verkehrte Welt“. In: Euphorion 79, 1985, S. 139-181; Jean Ruffet: „Ludwig Tieck: Le Monde à l'envers: Un Spectacle historique en 5 actes (1797)“. In: Poandsie 49, 1989, S. 25-31; Johannes Krogoll: Die Revolution findet im Saale statt. Tiecks „Verkehrte Welt“. In: Germanica Wratislaviensia 99, 1993, S. 143-154; Ruth Petzoldt: Das Spiel mit sich selbst. Ludwig Tiecks „Verkehrte Welt“. In: Das Denken der Sprache und die Performanz des Literarischen um 1800, hg. v. Stephan Jaeger/ Stefan Willer. Würzburg 2000.

⁵³ Klaus Weimar: „Limited poem unlimited – Tiecks verkehrtes Welttheater“. In: Germanistik und Komparatistik. DFG-Symposium 1993, hg. v. Hendrik Birus. Stuttgart u. a. 1995, S. 144-159.

⁵⁴ Young Eun Chang: „... zwischen heiteren und gewittrigen Tagen“: Tiecks romantische Lustspielkonzeption. Frankfurt a. M. u. a. 1993.

Lustspiele im Kontext des „Phantasmus“, unter Berücksichtigung der Überarbeitungen. Auch hier ist die Geselligkeit zentrale Perspektive. Tiecks illusionsbrechende Dramen werden relativ selten einzeln interpretiert. Wo dies geschieht, mangelt es den Deutungen oft eben an dem umfassenden Blick auf die immerhin sechs ironisch-destruktiven Theaterwerke.⁵⁵ „Der Gestiefelte Kater“ wurde verstärkt unter den dialektischen Aspekten Freiheit, Zwang und Spiel⁵⁶ interpretiert. Tiecks klassisches, gewissermaßen frischestes Metastück liegt nun auch auf schwedisch vor.⁵⁷ Die Filiation nach rückwärts zu Aristophanes und vorwärts zu Pirandello wird, letztere nicht zum ersten Mal, diskutiert.⁵⁸ Sogar über den kurzen „Prolog“⁵⁹ wurde einzeln verhandelt.

Was die Erzählprosa betrifft, so steht sie nach wie vor im Fokus des Interesses. Für etwa den „Peter Lebrecht“⁶⁰ ist dies eher begrenzt. Das gilt sogar für das ‚klassische‘ romantische Buch, „Franz Sternbalds

⁵⁵ S. aber Karin Schöpflin: Theater im Theater. Formen und Funktionen eines dramatischen Phänomens im Wandel. Frankfurt a. M. 1993, S. 88-94, S. 168-170, sowie Henk J. Koning: „Theaterspiel im Bühnenstück bei Tieck, Holtei und Nestroy“. In: Nestroyana 12, 1992, S. 25-34.

⁵⁶ Wolfgang Biesterfeld: „Spaziergang auf dem Dach der dramatischen Kunst“ – Ludwig Tieck: Der gestiefelte Kater. In: Deutsche Komödien, hg. v. Winfried Freund. München 1988, S. 54-64; Christa Marret-Geitner: „De la contrainte du texte à la liberté du jeu théâtral. Le chat botté de Tieck – adaption et mise en scène“. In: Cahiers d'études germaniques 20, 1991, S. 127-137; Hans Robert Spielmann: „Ludwig Tieck: Der gestiefelte Kater. Ein Leseabenteuer“. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht 25, 1992, S. 241-260; Helmut Kreuzer: Tiecks „Gestiefelter Kater“. In: Ders.: Aufklärung über Literatur. Heidelberg 1993, S. 13-23; Ulrike Landfester: „...die Zeit selbst ist thöricht...“ Ludwig Tiecks Komödie „Der gestiefelte Kater“ (1797) in der Tradition des Spiel im Spiel-Dramas. In: Walter Schmitz (Hg.), 1996, S. 101-133; Bernd Auerbach: Ludwig Tieck: „Der gestiefelte Kater“. Übermut und innere Freiheit. In: Dramen des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1997, S. 15-38.

⁵⁷ Mästerkatten eller Katten i stöflor. Der gestiefelte Kater. I 1812 års översättning av Clas Livijn. Utgiven och med kommentarer och efterskrift av Carl-Michael Edenberg. Lund 1999.

⁵⁸ R. Stockhammer: Der lustige Literaturkritiker auf der Bühne (und im Publikum). Freisetzung des Un-Sinns in Aristophanes' „Die Frösche“ und Tiecks „Der gestiefelte Kater“. In: Die lustige Person auf der Bühne, hg. v. Peter Csobádi. 1994, S. 577-587; Grazia Sotis: Gioco come improvvisazione ne „Il gatto con gli stivali“ e „Sei personaggi in cerca d'autore“. Un'ipotesi. In: Forum Italicum 20.2, 1986, S. 209-220.

⁵⁹ Alfred Behrmann: „Eine notierte Theaterimprovisation: Tiecks Prolog von 1796“. In: Studia niemcoznawcze 16, 1998, S. 207-224.

⁶⁰ Michael Opitz: Überlegungen zum Spazier- und Wegekonzept in Tiecks Peter Lebrecht. Ein Anlauf. In: „Die andere Stimme“. Das Fremde in der Kultur der Moderne. Festschrift für Klaus R. Scherpe zum 60. Geburtstag, hg. v. Alexander Hohnold/Manuel Köppen. Köln u. a. 1999, S. 301-320.

Wanderungen“⁶¹, wobei z. B. Thomas E. Schmidt⁶² zeigt, wie die „Lebensweltutopie“ der Empfindsamkeit im Roman eine historische Rahmung erfährt. Es springt regelrecht ins Auge, daß die beiden „Klosterbruder“-Schriften, abgesehen von der aufgrund des persönlichen Kontakts in Berlin evidenten Anbindung an Karl Philipp Moritz, nur noch wenig beachtet werden⁶³; hier dürfte sich auswirken, daß die zumindest anstachelnde Grunddebatte über Tiecks bzw. Wackenroders genauen Anteil zur Ruhe gekommen ist.

Anders die Märchen⁶⁴ – sogar der selten interpretierte „Getreue Eckart“⁶⁵ wurde analysiert, dazu oft und qualitativ „Der Runen-

⁶¹ E. Meuthen: „... denn er selbst war hier anders.“ Zum Problem des Identitätsverlustes in Tiecks Sternbald-Roman. In: Schiller-Jahrbuch 30, 1986; Todd Kontje: „Professional romanticism: Ludwig Tieck's Franz Sternbalds Wanderungen“. In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur 82, 1990, S. 435-451; Ernst Ribbat: „Franz Sternbalds Wanderungen“. In: Romane des 19. Jahrhunderts, 1992; Richard Littlejohns: „Der Rutsch in die Fiktion: Renaissancekunst und Renaissancekünstler in Tiecks Franz Sternbalds Wanderungen“. In: Romantik und Renaissance. Die Rezeption der italienischen Renaissance in der deutschen Romantik, hg. v. Silvio Vietta. Stuttgart 1994, S. 163-175; Gideon Stiening: Die Metaphysik des Hieroglyphischen. Zur Begründungsstruktur in Ludwig Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1999, S. 121-163. Brad Prager: The Contours of Visual Arts in Tieck's „Franz Sternbalds Wanderungen“. In: Seminar 35, 1999, S. 189-206.

⁶² Thomas E. Schmidt: Die Geschichtlichkeit des frühromantischen Romans: Literarische Reaktionen auf Erfahrungen eines kulturellen Wandels. Tübingen 1989, S. 36-98.

⁶³ Kevin F. Yee: Joseph Berglinger: The Friar's Alter Ego in Wackenroder's and Tieck's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. In: Germanic Notes and Reviews 23, 1992, S. 69-72; Heide Hollmer: Das Leiden an der Kunst: Ein Moritz-Thema und seine Folgen für die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. In: Text und Kritik 118/119, 1993, S. 107-117; Jost Schneider: Autonomie, Heteronomie und Literarizität in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und den „Phantasien über die Kunst“. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 117, 1998, S. 161-172.

⁶⁴ Renate Fischer: „Die Harzer Schätze – Silber, Sagen, Märchen“. In: Romantik in Niedersachsen. Der Beitrag des protestantischen Nordens zur Entstehung der literarischen Romantik in Deutschland, hg. v. Silvio Vietta. Hildesheim u. a. 1986, S. 48-59; Susan Stickney Bailey: „Tieck's Märchen and the Enlightenment: The Influence of Wieland and Musaus“. In: DAI 46.12, 1986, S. 3730A-3731A; Helmut Arntzen: „Tiecks Märchenerzählungen oder die Ambiguität der romantischen Poesie. Ein Vortrag“. In: Modern language notes 103, 1988, S. 632-647; William Crisman: „The Status of Adult Rationality in Tieck's Fairy-Tales“. In: Colloquia Germanica 21, 1988, S. 111-126; Roger Paulin: „Fairy stories for very sophisticated children: Ludwig Tieck's Phantastus“. In: Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester 76, 1994, S. 59-68.

⁶⁵ Christian Begemann: Eros und Gewissen: Literarische Psychologie in Ludwig Tiecks Erzählung „Der getreue Eckart und Der Tannenhäuser“. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur 15, 1990, S. 89-145.

berg⁶⁶: D. Kremer⁶⁷ widmet eine ausführliche Deutung dem Motiv der geheimnisvollen Schrift, zu der Christians Künstlertum paßt (vgl. auch H. Rölleke).⁶⁸ Und daß die Texthaftigkeit des Kunstmärchens den gesamten Schriftlichkeitsdiskurs aufruft, liegt auf der Hand.⁶⁹ Am häufigsten aber ist wieder von „Der blonde Eckbert“ die Rede⁷⁰, zu

⁶⁶ Raleigh Whiting: Novalis' Influence on „Der Runenberg“: On Ludwig Tieck's Contribution to Early Romanticism's Image of the Artist. In: Carleton Germanic Papers 17, 1989, S. 53-65; Klaus F. Gille: Der Berg und die Seele. Überlegungen zu Tiecks „Runenberg“. In: Neophilologus 77, 1993, S. 611-623; Alice A. Kuzniar: Stones that stare, or, the Gorgon's gaze in Ludwig Tieck's „Der Runenberg“. In: Mimetic desire. Essays on narcissism in German literature from romanticism to post modernism, hg. v. Jeffrey Adams/ Eric Williams. Columbia 1995, S. 50-64; Klaus Lindemann: Das Rätsel des „Es“. Ludwig Tieck: „Der Runenberg“. In: Wege zum Wunderbaren. Romantische Kunstmärchen und Erzählungen, hg. v. Klaus Lindemann. Paderborn u. a. 1997, S. 32-68; Edwin Lüer: Auum und Aurora. Tiecks „Der Runenberg“ und Jakob Böhme. Heidelberg 1997.

⁶⁷ Detlef Kremer: Die Schrift des „Runenbergs“. Literarische Selbstreflexion in Tiecks Märchen. In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 24, 1989, S. 117-144.

⁶⁸ Heinz Rölleke: „Empfindung für Poesie“. Ludwig Tiecks Kunstmärchen „Der Runenberg“. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1999, S. 164-172.

⁶⁹ Gertrud Gréciano: Märchen als Text. Diskursanalytische Überlegungen zu Tieck „Der Runenberg“. In: Germanistik aus interkultureller Perspektive. Articles réunis et publiés par Adrien Finck et Gertrud Gréciano en hommage à Gonthier-Louis Fink. Strasbourg 1989, S. 253-269.

⁷⁰ Bernhard Greiner: Pathologie des Erzählens. Tiecks Entwurf der Dichtung im „Blonden Eckbert“. In: DU 39, 1987, S. 111-123; Karlheinz Hasselbach: Ludwig Tiecks „Der blonde Eckbert“. Ansichten zu seiner historischen Bewertung. In: Neophilologus 71, 1987, S. 90-101; Walter Münz: Der blonde Eckbert/ Der Runenberg. In: Erzählungen und Novellen des 19. Jahrhunderts 1. Stuttgart 1988, S. 7-59; Ingeborg Scholz: Das Motiv der Verfremdung in Texten der Romantik: Tieck „Der blonde Eckbert“ – Eichendorff „Zwielicht“. In: Literatur für Leser 10, 1988, S. 251- 259; J. M. Q. Davies: „Eckbert the fair as paradigm“. In: Journal of the Australian Universities Language and Literature Association: A Journal of Literary Criticism and Linguistics 72, 1989, S. 181-189; Winfried Freund: Das gescheiterte Märchen. Tiecks „Der blonde Eckbert“. In: Ders.: Literarische Phantastik, 1990; Hedwig Bärtsch: „Ludwig Tieck: Der blonde Eckbert“. In: Kunstmärchen. Erzählmöglichkeiten von Wieland bis Döblin, hg. v. Rolf Tarot. Bern u. a. 1993, S. 93-115; Gerald Opie: „An indescribable terror: narrative strategies in Tieck's Der blonde Eckbert“. In: The short story: structure and statement, hg. v. William F. Hunter. Exeter 1996, S. 39-54; Andrea Fischbacher: „Freundschaft und Einsamkeit. Erzähltheoretische Überlegungen zu Ludwig Tiecks Der blonde Eckbert“. In: Ars et amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998, hg. v. Ferdinand van Ingen/ Christian Juranek. Amsterdam u. a. 1998, S. 609-622; Gerhard Neumann: „Kindheit und Erinnerung. Anfangsphantasien in drei romantischen Novellen: Ludwig Tieck: Der blonde Eckbert, Friedrich de la Motte Fouqué: Undine, E. T. A. Hoffmann: Der Magnetiseur“. In: Jugend – Ein romantisches Konzept?, hg. v. Günter Oesterle in Verbindung mit Alexander von Bormann. Würzburg 1997, S. 81-103; Manfred Mittermayer: Der Zerfall

dem sogar zwei didaktische Handreichungen mit Unterrichtsvorschlägen erschienen.⁷¹ Der Optimismus, eine richtige Lesestrategie zu finden, ist allmählich in ein Interesse für die Erzählstrategien, die Technik der Leserlenkung umgeschlagen. Immer wieder und immer noch begegnet das Problem des Narzissmus, hauptsächlich bezogen auf die Figur der Berta, aber auch übertragen auf den Abschluß des von der Kunst bzw. der Gier nach Gold tangierten Ich von der Welt der Normalität.⁷² Und das Subjekt, gespiegelt in der Titelgestalt, scheint seine Desintegration zu vollziehen, parallel zum kohärenten Text.

Tiecks geheimnisvollste Erzählspiele fordern auf Dauer zur Ergründung des Unergründlichen heraus. Die Literaturwissenschaft hat allmählich erkannt, daß an die Stelle der Patentlösung – etwa bei der Interpretation des „Eckbert“ – nur die Erklärung treten kann, welche Textstrukturen für die unauflösbare Vieldeutigkeit verantwortlich sind. Mit anderen Worten: Man zieht einen Rahmen und fährt mit dem Begründen außerhalb dieses Rahmens fort. Was natürlich ebenfalls keine Definitivlösung verspricht und auch die Frage nach der Verantwortung des anonymen Texts oder des Autorsubjekts nicht beiseite räumt. In diesem Zusammenhang ist aber auch klar, daß Tieck, stärker noch, als es bisher empirisch nachweisbar wäre, ein Leib- und Magen-Autor der Dekonstruktion sein müßte. Das Dilemma des „Eckbert“-Lesers ist und bleibt ja gerade, daß Oppositionen wie „wunderbar“ vs. „gewöhnlich“ bzw. „verlässlich“ vs. „paralogisch“ (wenn man die besondere Manier, das folgerichtige Denken in tolle Versuchung zu führen, so nennen mag) nicht taugen, und daß dies ganz offenbar das Resultat, wenn nicht die „These“ des Texts ist.

Unter den Novellen⁷³ kommen viele einzelne zum Zuge, seien es

des Ichs im romantischen Märchen. Zu Ludwig Tiecks „Der blonde Eckbert“. In: Literatur als Geschichte des Ichs, hg. v. Eduard Beutner/ Ulrike Tanzer. Würzburg 2000, S. 77-94; Walter Münz: „Der blonde Eckbert“. In: Erzählungen und Noellen des 19. Jahrhunderts 1, S. 7-59.

⁷¹ Hanne Castein: Erläuterungen und Dokumente zu Tiecks „Der blonde Eckbert“, „Der Runenberg“. Stuttgart 1987; Ingeborg Scholz: Ludwig Tieck, Der blonde Eckbert, Der Runenberg, Die Elfen. Interpretationen und Anregungen zur Unterrichtsgestaltung. Hollfeld/ Ofr. 1989.

⁷² Alexander Mathas: Self-Perfection-Narcissism-Paranoia: Ludwig Tieck's „Der blonde Eckbert“. In: Colloquia Germanica 34, 2001, S. 237-55;.

⁷³ Giovanna Cermelli: Il viaggiatore disincantato. Fantasia e distanza ironica nelle novelle del tardo Tieck. Pisa 1989 (= Jacques e i suoi quaderni 12); Winfried Freund: Literarische Phantastik. Die phantastische Novelle von Tieck bis Storm. Stuttgart u. a. 1990; Monika Szczepaniak: „Blaubärtiges Ungeheuer als Muster aggressiver und herrschsüchtiger Männlichkeit“. In: *Convivium*. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn 1999, S. 121-141.

„Die Gemälde“⁷⁴, „Der Geheimnisvolle“⁷⁵, „Das Zauberschloß“⁷⁶, „Der funfzehnte November“⁷⁷, „Der Gelehrte“⁷⁸, der „Der Wassermensch“⁷⁹ oder die als selbstreferentiell nunmehr geschätzten „Das alte Buch“⁸⁰, „Waldeinsamkeit“⁸¹ und natürlich „Des Lebens Überfluß“⁸², seien es die historischen Erzählungen wie „Der Hexen-Sabbat“⁸³, „Dichterleben“⁸⁴, „Tod des Dichters“⁸⁵ mitsamt Tiecks Ge-

⁷⁴ Walter Hinderer: Erzählte Bilder und eingebildete Texte. Anmerkungen zu Tiecks Novelle „Die Gemälde“. In: Bild und Schrift in der deutschen Romantik, hg. v. G. Neumann u. a. Würzburg 1999, S. 217-234.

⁷⁵ Rolf Tarot: Ludwig Tiecks Novelle „Der Geheimnisvolle“. Erzählkunst an der Schwelle einer neuen Epoche. In: *Études germaniques* 45, 1990, S. 291-327.

⁷⁶ Judith Purver: Wild women: a comparison of interpolated narratives in Tieck's „Das Zauberschloß“ und Eichendorff's „Dichter und ihre Gesellen“. In: *German life and letters* 40, 1986/87, S. 117-134.

⁷⁷ Dwight A. Klett: „Eine schwere Heimsuchung: Nature as an Avenging Force in Ludwig Tieck's Der fünfzehnte November“. In: *West Virginia University Philological Papers* 37 (Morgantown 1991), S. 32-38.

⁷⁸ R. Hillenbrand: Tiecks Novelle „Der Gelehrte“. In: *Seminar* 35, 1999.

⁷⁹ Wolfgang Bunzel: Tradition und Erneuerung. Tiecks Versuch einer literarischen Positionsbestimmung zwischen Weimarer Klassik und Jungem Deutschland am Beispiel seiner „Tendenznovelle“ *Der Wassermensch*. In: Schmitz (Hg.), (Anm. 3), S. 193-216.

⁸⁰ Ingrid Oesterle: Arabeske Umschrift, poetische Polemik und Mythos der Kunst. Spätromantisches Erzählen in Ludwig Tiecks Märchen-Novelle „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein“. In: *Romantisches Erzählen*, hg. v. Gerhard Neumann/Alexander von Bormann. Würzburg 1995, S. 167-194.

⁸¹ Christine Maillard: Gespaltene Welt, integrierte Welt: Ludwig Tieck. Zur Problematik der Individuation in den Märchen und in der Novelle „Waldeinsamkeit“ (1841). In: *Recherches germaniques* 23, 1993, S. 63-91; Heinz Brüggemann: Entzauberte Frühe? Jugend als Medium literarischer Selbstreferenz in Ludwig Tiecks Novelle „Waldeinsamkeit“. In: Oesterle, *Jugend – Ein romantisches Konzept?* 1997, S. 105-133.

⁸² Robert Gould: „Tieck's Des Lebens Überfluß as a self-conscious text“. In: *Seminar. A Journal of Germanic Studies* 26, 1990, S. 237-255; E. Lüer: Romantik und Realismus. Zu Tiecks „Des Lebens Überfluß“. In: *Gustav-Freytag-Bl.* 49, 1991; Imke Meyer: Ludwig Tiecks „Des Lebens Überfluß“: Zur Dekomposition eines narrativen Zeit-Raumes. In: *Seminar* 37, 3/2001, S. 189-208.

⁸³ Judith Purver: „Da dieses Unheil hat geschehen können, so spreche man nur nicht davon, daß wir besser und klüger geworden sind, als unsere Vorfahren“: Europäische Geschichte, Schriftsteller und Zeitgeist in Tiecks späten Prosawerken „Der Hexensabbat“ (1832) und „Vittoria Accorombona“ (1840). In: *Deutschland und der europäische Zeitgeist. Kosmopolitische Dimensionen in der Literatur des Vormärz*, hg. v. Martina Lauster. Bielefeld 1994, S. 195-214; Sven Kramer: Darstellung und Funktion der Folter in Tiecks „Hexensabbat“ und Alexis' „Urban Grandier“. In: *Wilibald Alexis*, hg. v. Wolfgang Beutin u. a. 2000, S. S. 99-118.

⁸⁴ Christiane Harte: „Ludwig Tieck: Das Fest zu Kenelworth (1828). Dichterleben. Erster Theil (1826). Dichterleben. Zweiter Theil (1831)“. In: *Erzählkunst der Vormoderne*, hg. v. Rolf Tarot unter Mitarb. von Gabriele Scherer. Bern u. a. 1996, S. 89-126.

⁸⁵ *Camões na Alemanha: A figura do poeta em obras de Ludwig Tieck e Günther Eich*. Coord. de Maria Manuela Gouveia Delille. Coimbra 2000.

schichtsbild.⁸⁶ Auch die inzwischen reich kommentiert vorliegenden Romane „Der junge Tischlermeister“⁸⁷ und „Vittoria Accorombona“⁸⁸ werden konstant neu gelesen.

Das typisch Romantische⁸⁹ und die spezifisch romantische Poetik⁹⁰ bei Tieck, neuerdings aber auch so etwas wie seine eigene subliminale Poetik, z. B. in der Wiederholung⁹¹, wurden diskutiert, ferner weiterhin die romantische Ironie⁹² sowie das Unheimliche⁹³ und Umnachtete.⁹⁴ Auch in den letzten Jahren galt die Andacht typisch romantischen Elementen wie der Wanderlust, der Sehnsucht nach Italien oder dem Mittelalter, der Gemeinschaft im Kunstempfinden⁹⁵,

⁸⁶ Gerald Gillespie: „German Romantic Realism in the European Context: Reflections on Tieck's, Kleist's, and Meyer's Treatment of History“. In: *Fide et Amore: A Festschrift for Hugo Becker on His Sixty-Fifth Birthday*, hg. v. William C. McDonald/Winder McConnell. Göttingen 1990, S. 121-135; Horst Lamprecht: „Proteus und Kontinuum. Anmerkungen zum Umgang mit dem Geschichtlichen bei Ludwig Tieck“. In: *Germanistisches Jahrbuch DDR-RU* 9, 1990, S. 171-184.

⁸⁷ Primus-Heinz Kucher: „Der Rausch ist auch oft nüchterner als wir gestehen möchten.“ Zwischen Romantik und Früh-Realismus. Ludwig Tiecks Romanovelle „Der junge Tischlermeister“. In: *Studia theodisca* 3, hg. v. Fausto Cercignani. Milano 1996, S. 127-141.

⁸⁸ Italo Michele Battafarano: „Ludwig Tiecks Spätroman Vittoria Accorombona“. In: Vietta, *Romantik und Renaissance*, S. 196-215; Rita Morrien: „O du ewige, unbegreifliche Schönheit ... wie roh gehn auch mit dir die Menschen um“. Die Poesie der Gewalt in Tiecks „Vittoria Accorombona“. In: *Aurora* 60, 2000, S. 147-162.

⁸⁹ Stefanie Roth: „Der Einfluß des Göttinger Neuhumanismus und der Universität auf die frühromantische Bewegung“. In: Vietta, *Romantik in Niedersachsen*, S. 133-173; Sabrina Hausdörfer: *Rebellion im Kunstschein. Die Funktion des fiktiven Künstlers in Roman und Kunsttheorie der deutschen Romantik*. Heidelberg 1987.

⁹⁰ Shuichi Ito: „Eine eigene Sprache? Ludwig Tiecks Konzeption des poetischen Ausdrucks“. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 110, 1991, S. 531-550; Ernst Ribbat: „Sprachverwirrung und universelle Poesie. Ludwig Tiecks Absolutierung der Literatur“. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 1-16; Manfred Koch: „Mnemotechnik des Schönen“. *Studien zur poetischen Erinnerung in Romantik und Symbolismus*. Tübingen 1988.

⁹¹ Liliane Weissberg: „Wiederholungen“. In: Günter Oesterle (Hg.): *Erinnern und Vergessen in der Europäischen Romantik*. Würzburg 2001, S. 177-191.

⁹² Vera Calin: „Irony and world-creation in the work of Mihai Eminescu“. In: *Romantic Irony*, hg. v. Frederick Garber. Budapest 1988, S. 188-201; Patricia Anne Simpson: „Wo die Ironie erscheint“. Tieck als Herausgeber in den „Jahrbücher“-Rezensionen. In: *Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“*. Hegels Berliner Gegenakademie, hg. v. Christoph Jamme. Stuttgart/Bad Cannstatt 1994, S. 301-320.

⁹³ Marc Falkenberg: *The Poetical Uncanny: A Study of Early Modern Fantastic Fiction*. Diss. Chicago 2000. In: *DAI* 61, 10/2001, S. 3985.

⁹⁴ James M. McGlathery: *Madness in German Romanticism; Essays in Honor of Horst Dämmrich*. In: *Thematics Reconsidered*, hg. v. Frank Trommler. Amsterdam 1995, S. 187-199.

⁹⁵ Bertina Maria Löffler: *Reactionary Romanticism. The figure of Italy and the desire for social privilege in the writings of Goethe, Tieck and Dorothea Schlegel*. Diss.

dazu stereotypen Motiven wie der Reise⁹⁶, dem Garten⁹⁷ oder auch dem Orientalismus⁹⁸ des Frühwerks. Die sozialhistorisch ausgerichtete Germanistik fand bei Tieck vor allem das Gesellschaftskonzept der Berliner und Dresdner Salonkultur, mehr aber noch die in Text verwandelte Soziabilität des „Phantasmus“ und der Novellen. Das Stichwort „Gesellschaft“⁹⁹ im eher biedermeierlichen Sinn begegnet häufig. Besonders R. Paulin trägt der Buchmotivik, aber auch der buchkundlichen Seite unter der Rubrik der Taschenbuch-Literatur Rechnung.¹⁰⁰ Doris Reimer hat durch ihre Auswertung der Reimerischen Hauptbücher aus dem de Gruyter-Archiv¹⁰¹ gezeigt, daß Tiecks Verleger den in der Tat in Gelddingen eher unbesonnenen Autor durch verzögerte Gutschriften in eine Abhängigkeit und eine vermeintliche Schuldspflicht trieb, die die (Geschäfts-)Beziehung der beiden schließlich zerrüttete. E. Dilk zeichnet die Spuren Eduard von Bülow in Stuttgart nach, der sich, wie sie resümiert, „vorzüglich zum Biographen Tiecks geeignet hätte“¹⁰², aber im September 1853, nur wenige Monate nach Tieck, starb. Günter de Bruyn hat in seiner populären

Ann Arbor 1996; Klaus Peter: „Nürnberg's krumme Gassen. Zum Deutschlandbild bei Wackenroder, Tieck und Richard Wagner“. In: *Aurora* 57, 1997, S. 129-147; Andrew Robert Ziamnik: *Wanderlust Reexamined. Analysis of examples from the fiction of Tieck, Novalis, Eichendorff, and Hoffmann*. Ann Arbor 1997; Kevin F. Yee: *Aesthetic Homosociality in Wackenroder and Tieck*. New York 2000.

⁹⁶ Giovanna Pinna: „Itinerari dell'Io: Teoria e forme del viaggio in Ludwig Tieck“. In: *Strumenti Critici: Rivista Quadrimenziale di Cultura e Critica Letteraria* 15, 2000, S. 361-385.

⁹⁷ Thorsten Unger: „Romantisierte Welt“ als ästhetische Überwindung des Gartens: Überlegungen zum Gartenmotiv in den Rahmengesprächen von Ludwig Tiecks *Phantasmus*. In: *Journal of English and German Philology* 90, 1991, S. 467-490; James Courtney Federle: „Authenticities: Bodies, Gardens and Pedagogies in Late-Eighteenth Century Germany“. In: *DAI* 53.9, 1993, S. 3229.

⁹⁸ Anke Bosse: „Orientalismus im Frühwerk Ludwig Tiecks“. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 43-62.

⁹⁹ Thomas Günther Ziegner: *Ludwig Tieck-Studien zur Gesellschaftsproblematik. Die soziologisch-pädagogische Kategorie des Gesellschaft als einheitsstiftender Faktor in Leben und Werk des Dichters*. Frankfurt a. M. u. a. 1987; Burkhard Pöschel: „Im Mittelpunkt der wunderbarsten Ereignisse“. Versuche über die literarische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Moderne im erzählerischen Spätwerk Ludwig Tiecks. Bielefeld 1994.

¹⁰⁰ Roger Paulin: *The Romantic Book as „Gesamtkunstwerk“*. In: *Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester* 71, 1989, S. 47-62; Ders.: „Tieck und die Musenalmanache und Taschenbücher. Modelfall oder Ausnahme“. In: *Literarische Leitmedien*, hg. v. Paul Gerhard Klusmann u. a. 1998, S. 133-145.

¹⁰¹ Doris Reimer: *Passion & Kalkül. Der Verleger Georg Andreas Reimer (1776-1842)*. Berlin/ New York 1999, S. 297-361, bes. S. 352 f.

¹⁰² Erica Yvonne Dilk: „Heute las Tieck unvergleichlich schön...“. Eduard von Bülow und Hans von Bülow in Stuttgart. Marbach 2001 (= *Spuren* 55), hier S. 15.

Chronik der gräflichen Familie Finckenstein naturgemäß viel über die mannigfaltigen Mäzenrollen der märkischen Familie gegenüber Ludwig Tieck zusammengetragen.¹⁰³ Und daß seit 1995 das maßgebliche Kompendium über Tiecks Bruder Friedrich vorliegt, sollte zumindest am Rande erwähnt sein.¹⁰⁴ Tiecks Wirken als Dramaturg wurde von M. Zybura kommentiert¹⁰⁵, seine Vorleseabende von K. Günzel.¹⁰⁶ M. Brunkhorst füllt eine Lücke aus, indem die späten Potsdamer Inszenierungen der „Antigone“ und des „Sommernachtstraums“ untersucht werden.¹⁰⁷

Das besonders enge und komplexe Verhältnis Tiecks zur bildenden Kunst, begründet durch das Studium bei Fiorillo, vertieft durch die mit Wackenroder erlebte *Klosterbruder*-Phase und zeilebens in narrativen und lyrischen Texten sowie in der Freundschaft mit zentralen Künstlern der Epoche fortgesetzt, ist naturgemäß immer wieder Grund für einen Seitenblick.¹⁰⁸ Dasselbe gilt, wie einige Publikationen zum Reichardt-Jahr 2002 zeigen werden, für Tiecks Beziehung zur Musik¹⁰⁹, die offenbar gemeinhin als wenig perspektivreich eingestuft wird.

¹⁰³ Günter de Bruyn: Die Finckensteins. Eine Familie im Dienste Preußens. Berlin 1999.

¹⁰⁴ Bernhard Maaz: Christian Friedrich Tieck 1776-1851. Leben und Werk unter besonderer Berücksichtigung seines Bildnisschaffens, mit einem Werkverzeichnis. Berlin 1995.

¹⁰⁵ Marek Zybura: „Ludwig Tieck als Dramaturg am Dresdner Hoftheater“. In: Wirkendes Wort 44, 1994, S. 220-246.

¹⁰⁶ Klaus Günzel: „Das beste Theater in Deutschland“. Literarische Leseabende bei Ludwig Tieck am Dresdner Altermarkt. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 161-167.

¹⁰⁷ Martin Brunkhorst: „Preußischer Humanismus. Sophokles, Shakespeare und Tieck“. In: Renaissance Humanism – Modern Humanism(s). Fs. für Claus Uhlig, ed. by Walter Göbel/ Bianca Ross. Heidelberg 2001, S. 189-204.

¹⁰⁸ Tadeusz Namowicz: „Zur Deutung religiöser Bezüge in den Äußerungen über die Malerei bei Wackenroder, Tieck und Friedrich Schlegel“. In: Zwischen den Wissenschaften: Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. Bernhard Gajek zum 65. Geburtstag, hg. v. Gerhard Hahn/ Ernst Weber. Regensburg 1994, S. 171-179; Elisabeth Décultot: „Das frühromantische Thema der ‚musikalischen Landschaft‘ bei Philipp Otto Runge und Ludwig Tieck“. In: Athenäum 5, 1995, S. 213-134; Karlheinz Schulz: Die Begründung des historischen Kunstbegriffs und des ästhetischen Modernismus bei Ludwig Tieck. In: GRM 45, 1995, S. 24-47; Winfried Eckel: „Bildersturm und Bilderflut in der Literatur der Romantik: Beobachtungen zu Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck“. In: Bildersturm und Bilderflut. Zur schwierigen Anschaulichkeit der Moderne, hg. v. Helmut Schneider/ Ralf Simon/ Thomas Wirtz. Bielefeld 2001, S. 211-228.

¹⁰⁹ Barbara Naumann: Musikalisches Ideen-Instrument. Das Musikalische in Poetik und Sprachtheorie der Frühromantik. Stuttgart 1990; Walter Hinderer: Musikalische Leiden und Freuden. Anmerkungen zu einem novellistischen Musikdiskurs Ludwig Tiecks. In: Resonanzen. Festschrift für Hans Joachim Kreutzer zum 65.

Wenngleich die Mittelalter-Rezeption, deren Höhepunkt deutlich in der ersten Hälfte der 80er Jahre zu registrieren war, kaum noch bearbeitet wird, wurde immerhin das Motiv der Abgeschlossenheit der Liebenden auf seine Herleitbarkeit von Gottfrieds „Tristan“ geprüft.¹¹⁰ Das in den 80er Jahren rapide zunehmende Bewußtsein für den intertextuellen Status aller, insbesondere aber der romantischen Literatur, hat konsequenterweise eine Fülle von Einzelarbeiten zur Relation zwischen Tieck und vorgängigen Texten oder zeitgenössischen Autoren hervorgebracht. Daß dabei auch weiterhin Tiecks lebenslanges Arbeiten an Shakespeare¹¹¹ im Zentrum steht, und zwar nicht nur mit historisch-reproduktiven Artikeln, sondern auch mit einer Reihe von Entdeckungen wie eigenhändigen Sonett-Übersetzungen¹¹² sowie der Edition seiner Randglossen zu den berühmten, 1850

Geburtstag, hg. v. Sabine Doering. Würzburg 2000, S. 317-327; Alexandra Kertz-Welzel: Die Transzendenz der Gefühle: Beziehungen zwischen Musik und Gefühl bei Wackenroder/ Tieck und die Musikästhetik der Romantik. St. Ingbert 2001; Stafford Turner: Unveiling „Die schöne Magelone“: A Study of Johannes Brahms' „Romanzen Aus Magelone“ Opus 33. Diss. Cincinnati. In: Dissertation Abstracts International (= DAI) 61, 7/2001, S. 2516.

¹¹⁰ U. Kiemeier: „Tiecks ‚Des Lebens Überfluß‘ als romantische Adaption von Gottfrieds ‚Tristan‘“. In: Vita pro litteris. Festschrift für A. Strola, hg. v. Eugeniusz Tomiczek. 1993.

¹¹¹ Louise Adey: The Shakespearan Criticism of Tieck: Conception and Creation. Diss. Cambridge 1987; Ulrich Suerbaum: „A Theatre for Shakespeare: The Early History of the Inner Stage Myth“. In: Shakespeare: Text, Language, Criticism: Essays in Honour of Marvin Spevack, hg. v. Bernhard Fabian/ Kurt Tetzeli von Rosador. Hildesheim 1987; Roger Bauer: „The fairy way of writing“. Von Shakespeare zu Wieland und Tieck. In: Das Shakespeare-Bild in Europa zwischen Aufklärung und Romantik, hg. v. Jürgen Wertheimer. Bern 1988, S. 143-161; Louise Adey: „Reading between the lines: Tieck's prolegomena to the Schlegel-Tieck edition of Shakespeare“. In: Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester 71.3, 1989, S. 89-103; Masahide Tabata: „Tieck und Shakespeare. Tiecks Hamlet-Rezeption“. In: Doitsu Bungaku-roukô. Forschungsberichte zur Germanistik 32, 1990, S. 1-17; Marek Zybur: „Tieck als Vermittler der englischen Literatur in Deutschland“. In: Lenau-Forum 18, 1992, S. 93-138; Werner Habicht: „The Romanticism of the Schlegel-Tieck Shakespeare and the History of Nineteenth-Century German Shakespeare Translation“. In: European Shakespeares: Translating Shakespeare in the Romantic Age, hg. v. Dirk Delabastita/ Lieven D'hulst. Amsterdam 1993, S. 45-53; Fritz Wilhelm Neumann: „Klassische Übersetzung, Modernisierung und Eklektizismus: Ein Serienvergleich zu Macbeth und Much Ado about Nothing“. In: Komödie und Tragödie: Übersetzt und bearbeitet, hg. v. Ulrike Jekutsch u. a. Tübingen 1994, S. 431-454; Roger Paulin: „Tieck und Shakespeare“. In: Schmitz, (Hg.) (Anm. 3), S. 253-264; Ciro Riccardo: Ludwig Tieck su Shakespeare e il meraviglioso. In: Questione Romantica: Rivista Interdisciplinare di Studi Romantici 3-4, 1997, S. 139-143.

¹¹² Christa Jansohn: „Ludwig Tiecks Übersetzung von Shakespeares Sonetten 1 und 2 in MSS Add 69 866; British library“. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 228, 1991, S. 86-89.

in die British Library gelangten Handexemplaren elisabethanischer Dramen¹¹³, ist offensichtlich. Daß Tieck sich in diesem Kontext auch als „Champion of Shakespeare's Apocrypha in Germany“¹¹⁴ hervor- tat, spricht nicht gegen den enormen Rang seiner Obsession. Gemäß dem rasant wachsen Interesse für literarische Übertragungen wurde Tieck als Übersetzer, z. B. des „Don Quijote“¹¹⁵ gewürdigt, ebenso seine eher unterschwellige und akademische Folgen zeitigende Arbeit für die Spanienrezeption.¹¹⁶ E. Stopp faßte 1985 wenigstens einen Teil von Tiecks maßgeblicheren Äußerungen zu Dante Alighieri zusammen und untermauerte, wie wichtig gerade seine Rezeption der „Divina Commedia“ war, durch den meist zuverlässigen Druck der in Dresden erhaltenen „Noten“ aus Tiecks Teilnahme an der berühmten Accademia Dantesca.¹¹⁷ Tiecks literarischer Horizont wurde weiter vermessen, Renaissance¹¹⁸, Barock¹¹⁹ und neuerdings auch das Rokoko¹²⁰ einbeziehend. Sein Verhältnis zu toten oder lebenden Autoren erfuhr dabei besondere Vertiefung. Sein schonungsloser Verriß von Klopstocks „Messias“ etwa verblüffte, weil er sich in ein bereits historisch erledigtes ehemaliges Lieblingsbuch der Deutschen

¹¹³ Elizabeth Neu: Tieck's Marginalia on the Elizabethan Drama: the Holdings in the British Library. Diss. Cambridge 1988.

¹¹⁴ Christa Jansohn: „Ludwig Tieck as the Champion of Shakespeare's Apocrypha in Germany“. In: Cahiers Elisabethains 5.48, 1995, S. 45-51.

¹¹⁵ Marek Zybur: Zur Genese der „Don Quixote“-Übersetzung von Ludwig Tieck. In: Studia i materialy. Germanistyka 8, 1991, S. 79-87.

¹¹⁶ Christoph Strosetzki: „Ludwig Tieck und das Spanieninteresse der deutschen Romantik“. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 235-252; Jürgen Jacobs: „Der Picaro im bürgerlichen Zeitalter. Zu Ludwig Tiecks Übersetzung des Marcos de Obregón und zu seiner Novelle Wunderlichkeiten“. In: Arcadia 24, 1989, S. 263-270.

¹¹⁷ Elisabeth Stopp: „Ludwig Tieck and Dante“. In: Deutsches Dante-Jahrbuch 60, 1985, S. 73-95; Dies.: Ludwig Tieck: Unveröffentlichte Aufzeichnungen zu Purgatorio VI-XXXIII anlässlich der deutschen Übersetzung von Philalethes, ediert und erläutert. Ebd., S. 7-72. Vgl. dazu auch Hölter 1989, S. 282-290 sowie Eva Hölter: „Der Dichter der Hölle und des Exils“. Historische und systematische Profile der deutschsprachigen Dante-Rezeption. Würzburg 2002, pass.

¹¹⁸ Jennifer Cizik Marshall: „Ludwig Tieck and the Renaissance: Questions of Canon and the Cusp of Realism“. In: Focus on Literature: A Journal for German-Language-Literature 2, 1995, S. 163-72.

¹¹⁹ Walter Ernst Schäfer: „Moscherosch und Grimmelshausen im Urteil Tiecks und Eichendorffs. Ansätze für eine vergleichende Rezeptionsforschung“. In: Europäische Barock-Rezeption, hg. v. Klaus Garber. Wiesbaden 1991, Band 1, S. 513-526.

¹²⁰ Sabina Becker: „Romantischer Aufbruch im Zeichen des Rokoko: Ludwig Tiecks Rokokorezeption“. In: Literatur des Rokoko. Festschrift für Gerhard Sauder zum 60. Geburtstag, hg. v. Matthias Luserke/ Reiner Marx/ Reiner Wild. Göttingen 2001, S. 251-278.

verbeißt.¹²¹ Mehrere Studien befaßten sich mit Tieck und J. M. R. Lenz¹²² oder Tieck und Novalis, wobei es einerseits um Tiecks Beitrag zur Mythisierung Hardenbergs durch die frühe Edition, um parallele oder verwandte Denkfiguren ging.¹²³ Tieck und Kleist¹²⁴, Tieck und Grabbe¹²⁵, Tieck und die englischen¹²⁶ und besonders die amerikanischen Romantiker¹²⁷ waren weitere aufschlußreiche Konstellationen. Ein wenig eingeschlafen, sozusagen historisch nivelliert, scheint die Erörterung von Tiecks vermeintlicher Rivalität mit Goethe.¹²⁸ Dagegen ist Tiecks Verhältnis zu E. T. A. Hoffmann¹²⁹, zu

¹²¹ Ludwig Tiecks Klopstock-Bild und seine „Kritik der Messiasde“. Edition und Kommentar. 2 Tle. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1986, S. 187-215, 1987, S. 194-227.

¹²² Mathias Bertram: Zum Lenz-Bild Ludwig Tiecks. In: Zeitschrift für Germanistik 8, 1987, S. 588-591; Dirk Grathoff: J. M. R. Lenz in den Fehden zwischen Klassikern und Romantikern. Monatshefte für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur 87, 1995, S. 19-33; Gerhard Sauder: „Tiecks ‚vernachlässigter Lenz‘“. In: Jakob Michael Reinhold Lenz: Vom Sturm und Drang zur Moderne, hg. v. Andreas Meier. Heidelberg 2001, S. 37-46.

¹²³ Herbert Uerlings: „Tiecks Novalis-Edition“. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 135-159; William Arctander O'Brien: Herstellung eines Mythos: Novalis' „Schriften“ in der redaktionellen Bearbeitung von Tieck und Schlegel. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 111, 1992, S. 161-180; Uwe C. Steiner: „Die Verzeitlichung romantischer Schrift(t)räume – Tiecks Einspruch gegen Novalis“. In: Athenäum 4, 1994, S. 311-347; Alice A. Kuzniar: „The crystal revenge“: the hypertrophy of the visual in Novalis and Tieck. In: The German review 74.3, 1999, S. 214-228.

¹²⁴ Roger Paulin: „Künstlerbiographie, Hagiographie und persönliches Schicksal. Zu Ludwig Tiecks Kleistbild und seinem Hintergrund“. In: Resonanzen. Festschrift für Hans Joachim Kreutzer zum 65. Geburtstag, hg. v. Sabine Doering. Würzburg 2000, S. 329-341.

¹²⁵ Ernst Ribbat: „Grabbe und Tieck. Notizen zu einem Mißverhältnis“. In: Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit. Beiträge zum II. Internationalen Grabbe-Symposium 1989, hg. v. Detlev Kopp/ Michael Vogt. Tübingen 1990, S. 26-44.

¹²⁶ Martin Bidney: „Beneficent Birds and Crossbow Crimes: The Nightmare-Confessions of Coleridge and Ludwig Tieck“. In: Papers on Language and Literature: A Journal for Scholars and Critics of Language and Literature 25, 1989, S. 44-58.

¹²⁷ Arnd Bohm: „A German Source for Edgar Allan Poe's The Raven“. In: Comparative Literature Studies 23, 1986, S. 310-323; Linda Katritzky: „German Romance and American Romance. Influences of Tieck and E. T. A. Hoffmann on Nigel Hawthorne“. In: Yearbook of German-American Studies 22, 1987, S. 59-70; Alfred H. Marks: „Hawthorne, Tieck, and Hoffmann: Adding to the Improbabilities of a Marvellous Tale“. In: ESQ: A Journal of the American Renaissance 35, 1989, S. 1-21.

¹²⁸ Kristina Hasenpflug: „Tiecks Goethebild. Von der Apotheose zur kritischen Würdigung“. In: „Ein Dichter hat uns alle geweckt“. Goethe und die literarische Romantik, hg. v. C. Perels. Frankfurt a. M. 1999, S. 222-233.

¹²⁹ Manfred Schmeling: „Wir wollen keine Philister sein“: Perspektivenvielfalt bei Hoffmann und Tieck. In: Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriß, hg. v. Armin Paul Frank/ Ulrich Mölk. Berlin 1991, S. 97-113; Petra Küchler-Sakellariou: Göttliche Vorstellungskraft und

Achim von Arnim¹³⁰, zu Bettine von Arnim¹³¹ oder zu Eichendorff¹³² von konstantem Interesse (dank des deutlich gewachsenen Interesses für diese). Inzwischen hat auch die Vormärz-Forschung¹³³ einen präzisen Eindruck von dem Ausmaß gewonnen, in dem Tieck als Vorbild oder im negativen für die Nachfolgeneration relevant blieb. Eine Erkenntnis vertieft sich inzwischen, nämlich die besondere Abhängigkeit Georg Büchners.¹³⁴ Tiecks Wirkungsgeschichte, die trotz der schmalen Studie von D. Klett¹³⁵ im wesentlichen noch zu schreiben bleibt, setzt sich zunehmend aus einzelnen Mosaiksteinen zusammen.

Es wäre unmöglich, alle einzelnen Ideen und Ansätze zu würdigen, die in den diversen Studien erprobt und demonstriert werden. Nur ei-

Welt-Verföhlung im Wandel künstlerischen (Selbst-)Bewußtseins am Beispiel von „tiefeschürfenden“ Helden bei L. Tieck, E. T. A. Hoffmann und H. von Hofmannsthal. In: Phantasie und Phantastik. Neuere Studien zum Kunstmärchen und zur phantastischen Erzählung, hg. v. Hans Schumacher. Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 171-184; Alessandro Fambrini: Equivoci sul realismo. Tieck, Hoffmann e la teoria del „Wendepunkt“. In: *Studia theodisca* 5, hg. v. Fausto Cercignani. Milano 1998, S. 187-209. Manfred Schmeling: „Wir wollen keine Philister sein“: Perspektivenvielfalt bei Hoffmann und Tieck. In: Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriß, hg. v. Armin Paul Frank/ Ulrich Mölk. Berlin 1991, S. 97-113;

¹³⁰ Heinz Rölleke: „Hoch so wie die Sonne, steht das Herze mein“: Eine Liedeinlage in Arnims Wintergarten und ihre Quelle. In: *Wirkendes Wort* 39, 1989, S. 161-163.

¹³¹ Sibylle von Steinsdorff: „thöricht und unsittlich“ oder „die Dummheiten der Bettina“. Ludwig Tieck und Bettine von Arnim. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 217-233.

¹³² W. Nehring: „Von Tieck zu Eichendorff – oder: zur Kunst des Weglassens“. In: „In Spuren gehen...“. FS für H. Koopmann, hg. v. Andrea Bartl. 1998, S. 181-192.

¹³³ Hartwig Schulz: „Die letzten Ritter der Romantik im Vormärz: Ludwig Tieck, Joseph von Eichendorff und Bettine von Arnim“. In: *Philosophie und Literatur im Vormärz*, hg. v. W. Jaeschke. 1995.

¹³⁴ Axel Kühnlenz: „Wie den Leuten die Natur so nahtrat ...“ Ludwig Tiecks „Der Runenberg“ als Quelle für Büchners Lenz. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 7, 1988/89, S. 297-313; Raleigh Whiting: „Echoes of Novalis and Tieck in Büchner's Lenz: Paradigmen des Realismus im modernen Drama“. In: *Momentum dramaticum*. Festschrift für Eckehard Catholy, hg. v. Linda Dietrick/ David G. John. Waterloo 1990, S. 195-208; Peter Hacks: „Die freudlose Wissenschaft: Ein Motto von Shakespeare über einem Lustspiel von Büchner“. In: *Sinn und Form* 43, 1991, S. 76-90; Burghard Dedner: „Verführungsdiallog und Tyrannentragedie: Tieckspuren in Dantons Tod“. In: *Romantik im Vormärz*, hg. v. Burghard Dedner/ Ulla Hofstätter. Marburg 1992, S. 31-89; Maria L. Castello: Schwärmertum und Gewalt in Goethes „Werther“, Tiecks „William Lovell“ und Büchners „Lenz“. Würzburg 1993; Wolfgang Lukas: „Abschied von der Romantik: Inszenierungen des Epochenwandels bei Tieck, Eichendorff und Büchner“. In: *Recherches germaniques* 31, 2001, S. 49-83.

¹³⁵ Dwight A. Klett: *Tieck-Rezeption. Das Bild Ludwig Tiecks in den Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts*. Heidelberg, 1989.

nige Beispiele: Katharina Weisrock¹³⁶ interpretiert den „Runenberg“ im Rahmen der Augenmotivik. B. Diekkämper¹³⁷ deutet „Die Elfen“ und „Des Lebens Überfluß“ aus der Idyllentradition. H. Gold¹³⁸ sieht in „Der Alte vom Berge“ die Bergbauromantik am Ende. G. Garmann widmet sich dem auffälligen Faktum, daß bei Tieck in fiktiven Träumen Landschaften geschildert werden, die sich quasi intertextuell auf zeitgenössische Landschaftsmalerei beziehen lassen, die aber andererseits mit ihrer Symbolik in einem kollektiven Unbewußten zu wurzeln scheinen, usw.¹³⁹

Interessanter ist die übergreifende Frage, wie sich Moden und Methoden an der Tieck-Forschung ablesen lassen. Vereinfacht gesagt, hat die Systemtheorie eher implizit als Rahmen für Tiecks Existenz als Dichter-Wissenschaftler gedient. Die Entdeckung der späten 80er und frühen 90er Jahre ist, wie oben schon berichtet, Tieck als Literaturkritiker und -historiker. Dabei kam auch H. Preislers¹⁴⁰ Mannheimer Dissertation von 1990 im Grunde noch zu früh, um sich auf die meisten der neueren Editionen stützen zu können. Tiecks Essayistik wird querschnittshaft gewürdigt, wobei sein Goethe-Bild paradigmatische Bedeutung erhält und, kennzeichnend für eine dominante Perspektive um 1990, unter dem Gesichtspunkt der Geselligkeit die Theaterkritik im Vordergrund steht. Ein anderer Ansatz, der interner traditionaler Textmuster, arbeitete Tiecks spezifische Manier heraus, seine ästhetischen Auffassungen mythisch-allegorisch zu verkleiden, und zwar nach Mustern aus der Renaissance.¹⁴¹

Den *Gender Studies* bot Tieck bislang erstaunlich wenig Nahrung, vielleicht, weil Studien des Typs „Die Frau bei ...“, wenn auch auf

¹³⁶ Götterblick und Zaubermacht. Auge, Blick und Wahrnehmung in Aufklärung und Romantik. Opladen 1990, S. 95-114.

¹³⁷ Birgit Diekkämper: Formtraditionen und Motive der Idylle in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Bemerkungen zu Erzähltexten von Joseph Freiherr von Eichendorff, Heinrich Heine, Friedrich de la Motte Fouqué, Ludwig Tieck und Adalbert Stifter. Frankfurt a. M. u. a. 1990, S. 189-217, S. 258-297.

¹³⁸ Helmut Gold: Erkenntnisse unter Tage. Bergbaumotive in der Literatur der Romantik. Opladen 1990, S. 153-200.

¹³⁹ Gerburg Garmann: Die Traumlandschaften Ludwig Tiecks. Traumreise und Individuationsprozeß aus romantischer Perspektive. Opladen 1989. Für letztere (Haupt)perspektive, in der jenseits von C. G. Carus und C. G. Jung bei Tieck etwa auch das „Mandala von Raum und Zeit“ (S. 249-251) gefunden wird, muß man der Arbeit auch eine gehörige Portion Glauben entgegenbringen.

¹⁴⁰ Horst L. Preisler: Gesellige Kritik. Ludwig Tiecks kritische, essayistische und literarhistorische Schriften. Stuttgart 1992.

¹⁴¹ Achim Hölter: „Apoll und die Göttin der Poesie. Urteilsinstanzen in der literarischen Tradition und ihre Aktualisierung bei Ludwig Tieck“. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 17-41.

eher elementarem Niveau, bereits seit längerem vorliegen. Anders verhält es sich mit dem berühmten Wahnsinns-Motiv, das diskurstheoretisch nach Foucaultscher Lesart¹⁴² aufbereitet wird. Beinahe selbstverständlich erscheint es auch, daß die Sprache und Motivik des Begehrens nach Lacan und Foucault nun in Schlüsseltexten Tiecks entdeckt und untersucht wird, beispielsweise im „Sternbald“.¹⁴³ Etwas in den Hintergrund getreten sind hingegen die klassisch-psychoanalytischen Märchendeutungen, wenngleich etwa die geschlechtliche Identität als Schlüssel erprobt wird.¹⁴⁴ Hier ist wahrscheinlich vieles schon zu oft gesagt worden. Hingegen offeriert der Diskursanalyse auch die romantische Liebe und ihre sprachliche Codierung¹⁴⁵ ein neues Feld. Freilich werden einige Phänomene wohl eher unter neuen Termini traditionell weiter erforscht.¹⁴⁶ D. Ottmanns Buch¹⁴⁷ etwa vollzieht zwar insofern einen Schritt hin in den neuen methodologischen Kontext, als hier einige Novellen unter Aspekten wie „Metonymie“, „Intertextualität“ oder gar „Dekonstruktion“ gelesen werden. Eine kohärente Schiene von theoretischen Fragen entsteht dadurch freilich nicht, denn die „Legitimationsprobleme des Adels“ in „Die Gesellschaft auf dem Lande“¹⁴⁸ sind sicher keine texttheore-

¹⁴² Gabriele Eckart: Die Figur des Schizo bei Ludwig Tieck: Eine romantische Verwirrung der Begriffe „gesund“ und „krank“. In: *De consolatione philologiae*. Studies in honor of Evelyne S. Firchof, ed. by Anna Grotans. Göttingen 2000, S. 459-465. Vgl. auch Antonie Hindelang: Seelenbegriff, „Identität“ und „Seelenkrankheit“ im Werk von Karl Philipp Moritz, Georg Christoph Lichtenberg und Ludwig Tieck: eine Studie zur literarischen Anthropologie des späten 18. Jahrhunderts. Diss. Würzburg 2001.

¹⁴³ Heather I. Sullivan: The postponed narratives of desire in Ludwig Tieck's novel „Franz Sternbalds Wanderungen“. In: *Comparative Romanticisms*. Power, gender, subjectivity, hg. v. Larry H. Peer/ Diane Long Hoeveler. Columbia 1998, S. 223-234.

¹⁴⁴ Alan Corkhill: „The Crisis of Sexual Identity in Ludwig Tieck's *Der Runenberg*“. In: *Forum for Modern Language Studies* 37, 2001, S. 38-49.

¹⁴⁵ Wolfgang Rath: Die vergessene Liebe bei Ludwig Tieck. Zur frühromantischen Auffassung der Liebe am Beispiel der „Liebesgeschichte der schönen Magelone“. In: *Codierungen von Liebe in der Kunstperiode*, hg. v. Walter Hinderer in Verbindung mit Alexander Bormann. Würzburg 1997, S. 137-167; Monika Doris Holzschuh Sator: „Alles was gedacht und getraut wird, läuft am Ende doch auf eine Heirat hinaus ...“: Studien zur Liebessemantik und Ehekonzeption in Ludwig Tiecks „William Lovell“ und „Vittoria Accorombona“. Diss. Queens Univ. 2000. In: *DAI* 61, 10/2001, S. 4012.

¹⁴⁶ Heather I. Sullivan: *The Intercontextuality of Self and Nature in Tieck's Early Works*. New York 1997.

¹⁴⁷ Dagmar Ottmann: *Angrenzende Rede. Ambivalenzbildung und Metonymisierung in Ludwig Tiecks späten Novellen*. Tübingen 1990.

¹⁴⁸ Vgl. auch: Ludwig Tieck: „Die Gesellschaft auf dem Lande“. In: *Deutsche Erzählprousa der frühen Restaurationszeit. Studien zu ausgewählten Texten*, hg. v. Bernd Leistner. Tübingen 1995, S. 87-111.

tische Kategorie. In den Texten des „Phantásus“ wird die Verstörung auch als Entfremdung im Sinne radikaler Alterität formuliert.¹⁴⁹ Heather I. Sullivan versucht, Werke wie „Eckbert“, „Runenberg“ und „Lovell“ zusammenzufassen unter dem Terminus „intercontextuality“ des Ich, worunter sie versteht: „its psychological and physical links to other individuals, objects and even ideas without which it appears formless“. Ist nicht gerade dies „formless“? Immer wieder faszinierend ist auch Tieck für Fragen der literarischen Onomastik und der romantischen Sprachphilosophie sowieso¹⁵⁰, die nun logischerweise als Zeichenkonzeption¹⁵¹ und -krise¹⁵² weitergedeutet wird. In diesem Kontext erhält auch die romantische „Hieroglyphe“¹⁵³ ihr Recht. Typischerweise ist das Thema Körperlichkeit bzw. die Erweiterung des poetischen Diskurse hin auf die Systeme der Naturwissenschaft usw.¹⁵⁴

Besondere Beachtung verdienen jene wenigen Studien – und hier ist für die nähere Zukunft ein fruchtbares Arbeitsgebiet markiert –, die Tiecks Schreibverfahren so als wegbereitend für (post-)moderne literarische Strategien lesen, wie dies im Diskursrahmen der Literaturtheorie vorwiegend für Friedrich Schlegel gilt. Poetologische Erfahrungen der zwei letzten Dezennien führen dazu, daß auch bei Tieck Strukturen aufgefunden werden, die dort bereits grundlegend,

¹⁴⁹ Ulrich Scheck: „Wider den *homo clausus*. Ästhetische Kodierung von Fremdheits-erfahrungen in Ludwig Tiecks Phantásus“. In: Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, hg. v. Ejiró Iwasaki. Tokyo 1990, Bd. 9, S. 390-397; Hartmut Kokott: „Nähe als Alterität. Ludwig Tiecks Märchen aus dem Phantásus“. In: Klassiker der deutschen Literatur. Epochen-Signaturen von der Aufklärung bis zur Gegenwart, hg. v. Gerhard Rupp. Würzburg 1999, S. 57-74.

¹⁵⁰ William Crisman: Names, Naming and the Presentation of Language in the Fairytales from Tieck's „Phantásus“. In: MGS 11, 1985, S. 127-143.

¹⁵¹ Michael Neumann: „Zeichendeuter. Tieck zwischen Jakob Böhme und Sherlock Holmes“. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 265-277.

¹⁵² William Crisman: The crisis of „Language and dead signs“ in Ludwig Tieck's prose fiction. Columbia 1996.

¹⁵³ Hildegard Nabbe: „Die geheime Schrift der Natur. Ludwig Tiecks und Philipp Otto Runes Auffassung der Hieroglyphe“. In: Seminar. A Journal of Germanic Studies 25, 1989, S. 12-36; Gideon Stienig: Die Metaphysik des Hieroglyphischen. Zur Begründungskultur religiöser Ästhetik in Ludwig Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderschaften“. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1999, S. 121-163.

¹⁵⁴ Harald Neumeyer: „Wir nennen aber jetzt Melancholie“ (Adolph Henke). Chateaubriand, Goethe, Tieck und die Medizin um 1800. In: Kunst und Wissenschaft um 1800, hg. v. Thomas Lange/ Harald Neumeyer. Würzburg 2000, S. 63-88; Caroline Welsh: „La Physiologie de l'imagination vers 1800: Du rapport entre la physiologie et l'esthétique de l'autonomie chez Tieck et Novalis“. In: Revue Germanique Internationale 16, 2001, S. 165-184.

ja für eben jene rezenten Vorlieben, möglicherweise vorbildhaft waren.¹⁵⁵ Es darf prophezeit werden, daß eine gründlichere Zusammenschau der Schriften von Tieck und J. L. Borges nur eine Frage der Zeit ist.

Nach wie vor macht die Ermittlung und Deutung von Einflüssen vorgängiger Autoren einen großen Sektor der Forschung aus. Nicht selten wird dabei der belegten Wirkung von Lektüre oder persönlichem Kontakt die einfache These oder die Herausstellung einer – wie auch immer zu erklärenden – typologischen Parallele der Vorzug gegeben. Einen komplementären Schwerpunkt bilden, und dies in wachsender Zahl, Studien, die die Rezeption Tiecks in der (Post-)Moderne in den Mittelpunkt stellen. In welchem Maße Arno Schmidt Tieck rezipierte, ist inzwischen bekannt.¹⁵⁶ Es fällt mithin auf, daß Tieck zunehmend in komparatistischer Lektüre begegnet, als Kronzeuge für eine stets wachsende Zahl von in der Forschung benannten Motivketten, für formale Innovationen und natürlich als Objekt produktiver Rezeption. Tieck selbst wurde inzwischen als einer der Patriarchen der vergleichenden Literaturwissenschaft identifiziert. Und aus der Warte der Stoff- und Motivforschung ist das Werk des Protokomparatisten Tieck weiterhin eine Fundgrube für das Auffinden oder Erproben von Querbezügen. Der komparative Blick kann inzwischen auch Tieck und Handke oder Tieck und Bernhard zusammenrücken.¹⁵⁷ Weiterführend scheint die Konzeption einer literarischen „Produktionsgrammatik späterer Autoren“¹⁵⁸, die von Tieck beeinflußt wird, so daß die Art der intertextuellen Fortschreibung im Traditionszusammenhang präzisiert wird.

¹⁵⁵ Uwe Lindemann: „Die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. Polyperspektivismus, Spannung und der iterative Modus der Narration bei Samuel Richardson, Choderlos de Laclos, Ludwig Tieck“. In: *Perspektive in Literatur und bildender Kunst*, hg. v. Kurt Röttgers u. a. 1999, S. 48-81; Sabine Haupt: „Es kehret alles wieder“. Zur Poetik literarischer Wiederholungen in der deutschen Romantik und Restaurationszeit: Tieck, Hoffmann, Eichendorff. Würzburg 2002.

¹⁵⁶ F. Müller: Arno Schmidt und Ludwig Tieck. Eine Annäherung. In: „Alles = gewendet!“ Zu Arno Schmidt „Die Schule der Atheisten“, hg. v. H. Denkler u. a. Bielefeld 2000.

¹⁵⁷ Kathryn Shailer Hanson: The transitory individual. Tieck's „Runenberg“ and Handke's „Die Wiederholung“ as Allegories of Aging. In: *Themes and Structures*. Fs. für Theodore Ziolkowski, hg. v. A. Stephan. 1999, S. 135-1487; R. Geißler: *Theatrum sine mundo*. Zum geschichtlichen Zusammenhang von Ludwig Tiecks „Ein Prolog“ und Thomas Bernhards „Der Theatermacher“. In: *Literatur für Leser* 22, 1999, S. 224-238.

¹⁵⁸ Volker Nölle: Der schizoide Mund. Nachwirkung von Tiecks „Verkehrter Welt“ auf die Produktionsgrammatik späterer Autoren. In: *Das romantische Drama. Produktive Synthese zwischen Tradition und Innovation*, hg. v. Uwe Japp. Tübingen 2000, S. 241-257.

Noch einmal zu den Briefen. Der wohl größte Fortschritt der letzten Jahre ist durch die an der TU Dresden vorangetriebenen Bemühungen um eine Briefausgabe erzielt worden. Erst kürzlich hat die DFG für das auf fünf Jahre und fünf Bände angelegte Projekt eines Korpus sämtlicher erhaltener Briefe zunächst für zwei Jahre bewilligt. Die von Walter Schmitz und Jochen Strobel herausgegebene und u. a. von Eckhard Richter besorgte Edition wird Tiecks Briefe sowie die Gegenbriefe ineinander verzahnen, d. h. in einer Chronologie abdrucken und zunächst, um den Rahmen des zu Bewältigenden nicht zu sprengen, mit einem knappen Kommentar, aber noch nicht mit Sacherläuterungen versehen. Wenn man sich an R. Littlejohns' Aufriß über die Problematik der heillos zerstreuten Tieckschen Korrespondenz erinnert¹⁵⁹, dann wird der Sprung ermeßbar, der durch die Nutzung moderner Datenbank-Software für die Vorbereitung einer Briefedition endlich möglich war. So liegt denn auch der seit kurzem benutzbare manifeste Grundstein vor in Form eines Repertoriums auf CD-ROM.¹⁶⁰ In etwa 100 Bibliotheken und Archiven wurden über 2800 Briefe ermittelt, von denen ca. 30 % bislang ungedruckt sind. Obwohl die bisher nach sehr heterogenen Ansprüchen edierten Briefe in insgesamt über 250 verschiedenen Publikationen vorliegen, darf man also prognostizieren: Dank der Verzeichnung von *Incipits*, der Überprüfung von Adressat bzw. Schreiber und Datierung sowie der Auflistung der wichtigsten Stichworte wird der Zugriff auf bisher unbekannte einzelne Briefe möglich, was es in nächster Zukunft erlauben wird, Zusammenhänge zu rekonstruieren oder aufzuhellen. Wenngleich also weiterhin eine Serie von unselbständigen Editionen und darauf fußenden Erläuterungen bilateraler Beziehungen erschienen, insbesondere dank der detektivischen Ader J. Trainers¹⁶¹, so ist

¹⁵⁹ Richard Littlejohns: „Die Briefsammlung Tiecks. Zur Entstehung eines literaturgeschichtlichen Problems“. In: *Aurora* 17, 1987.

¹⁶⁰ Repertorium der Briefwechsel Ludwig Tiecks. Dresden 2003.

¹⁶¹ Eckhard Richter: „Verehrtester Herr Hofrath“. Tieck und Böttiger. In: Schmitz (Hg.) (Anm. 3), S. 169-191; James Trainer: „Felix Theodor Bernhardi's Visit to Tieck and Goethe in 1823 and some Family Repercussions: With Unpublished Correspondence“. In: *The Modern Language Review* 84.2, 1989, S. 367-380; James Trainer: „Ludwig Tieck and Prinz Sayn Wittgenstein Hohenstein: An Unpublished Letter“. In: *The Modern Language Review* 90.3, 1995, S. 673-675; James Trainer: „Ludwig Tiecks Beziehungen zu der Familie Voigt in Weimar: Mit neuen Briefen“. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 39, 1995, S. 38-55; Peter Staengle: „Ludwig Tieck an Ferdinand Hartmann, 12. Juli 1816“. In: *Brandenburger Kleist-Blätter* 12, 1999, S. 101-103; Peter Staengle: „Übersehene Kleist-Bezüge. Rühle und Bertuch. Mit zwei Briefen von Ludwig Tieck und Adam Müller im Anhang“. In: *Brandenburger Kleist-Blätter* 13, 2000, S. 13-27; James Trainer: „From Arrokkull to Carrara: Letters of Felix Bernhardi to Friedrich Tieck“. In:

gerade auf diesem Gebiet demnächst ein dramatischer Zuwachs zu erwarten. Und dank der Interaktivität des Mediums wird sich sowohl die an der TU Dresden gepflegte Datenbank¹⁶² zweifellos erweitern, möglicherweise sogar der Diskurs der Tieck-Forschung neu angefacht.

Für die vergangenen 18 Jahre lassen sich mehrere Haupttendenzen benennen. 1. Die erfolgreiche, aber längst noch nicht abgeschlossene editorische Arbeit mit dem Ziel, den ganzen Tieck in gesicherter Form zugänglich zu machen. 2. Die Erweiterung des Blickwinkels von dem Tieck des Wunderbaren, der romantischen Ironie und des biedermeierlichen Erzählens hin zu Tieck als einem universalen *homme de lettres*. 3. Die vertiefende Würdigung von Tiecks berühmten Werken durch Anbindung an die aktuelle Literaturtheorie. 4. Die Rehabilitierung bzw. Aufwertung des Frühwerks. 5. Die Vervollständigung des Tieckbildes durch Erforschung von Kontexten wie Kunstgeschichte, Theatergeschichte oder Philosophie. 6. Die Einbettung der beherrschenden Epochengestalt Tieck in den zunehmend besser ausgeleuchteten Zusammenhang der kulturellen und familiären Kreise, denen er zwischen Spätaufklärung und höfischem Biedermeier angehörte, wobei auch eine Würdigung der Tochter Dorothea in verschiedenen Studien zu verzeichnen ist.

Eines fällt unmittelbar auf: Von einem Rückgang der Aktivität kann überhaupt keine Rede sein, weder bei den Interpretationen, wofür eben die Codierung der berühmtesten Tieck-Texte selbst garantieren dürfte, noch auf dem Sektor der Dokumentation, ganz einfach, weil hier zuviel noch zu leisten ist. Quantitativ, so darf man etwas pauschal formulieren, stieg die Publikationsaktivität in dem Maße, in dem der germanistische Output generell jährlich um mehrere Prozent anwuchs (wie an den Nummern der „Germanistik“ abzulesen ist). Es ist indes nicht vermessen, innerhalb einer Summe zahlreicher Texte über Tieck eine qualitative Steigerung zu konstatieren. Auf der positivistischen Habenseite wird dies nicht verwundern. Man weiß inzwischen mehr über Tieck, seine Zeit, seine Kontaktpersonen; man besitzt mehr Dokumente und weiß sogar genauer bescheid über Desiderate. Was die Werkdeutung betrifft, so wird man allenfalls nachzeichnen können, wie die bekannten Paradigmenwechsel auch diesen Autor betroffen haben; allerdings ist von besonderem Gewicht, an welchen Texten und warum gerade dort.

Neophilologus 85, 2001, S. 79-94; Jochen Strobel: Romantik und „Adeligkeit“. Ludwig Tieck und die Rezeption der Frühromantik in Briefen von Alexander und Heinrich Graf von Finckenstein (1801-1803). In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 13/14, 2001/2002, S. 37-63.

¹⁶² Erreichbar unter tieck@thelern.de.

Es ist wieder zu betonen, wie viel die Tieck-Forschung dem angelsächsischen Kulturkreis verdankt. Kontinuierliches Interesse beweisen auch die französische und die italienische Philologie. Vereinzelte Beiträge aus Skandinavien usw. können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Tiecks Leserschaft im Kern Europas beheimatet ist.¹⁶³ Ob nach dem Zerfall des Ostblocks und des Brückenglieds DDR die vorhandene, aber modeste Aufmerksamkeit in den slawischen Kulturen gesunken oder gestiegen ist, läßt sich noch nicht deutlich sagen. Einige Beiträge liegen vor.¹⁶⁴

Jenseits der laufenden Projekte wären insbesondere folgende Desiderate zu nennen: 1. Eine Chronologie, die, nach dem Muster Goethes, Heines u. v. a. Tiecks Leben von Tag zu Tag rekonstruierte. Mag manchem ein solches Unternehmen zunächst zu aufwendig erscheinen, so ist der Nutzen einer genauen Zeittafel für den gesamten Kontext der Romantikforschung ebenso hoch zu veranschlagen, wie sie etwa für die Briefedition unverzichtbar ist. a) Mögliches Produkt wäre eine Übersicht der Produktivitätszeitpunkte und -phasen und somit ein vertiefter Einblick in Tiecks bisher eher anekdotisch bekannte Schaffensweise. b) In diesem Zusammenhang wäre, vor allem für die späteren Jahre, eine Besuchs- bzw. Besucherliste von Interesse. 2. Davon abzuleiten wäre eine an Biedermann orientierte, freilich weit geringer dimensionierte Sammlung Tieckscher Gespräche. Die bisherigen Forschungen haben gezeigt, daß Köpkes Wiedergaben mindestens mit Vorsicht benutzt werden müssen. 3. wäre, nachdem die Geschichte von Tiecks Bibliothek zumindest für die Phase ihrer Zerstreuung aufgeheilt worden ist¹⁶⁵, der Verbleib seiner Handexemplare zu dokumentieren. Für die Standorte London, Wien, München und Berlin dürfte dies kein großes Problem darstellen, zumal die

¹⁶³ Am Rande sei aber hingewiesen auf: Wolfgang Nitz: „Die Tieck-Rezeption in Japan“. In: *Literatur im interkulturellen Dialog*, hg. v. Manfred Durzak/ Beate Laudenberg, Bern 2000, S. 440-459.

¹⁶⁴ V. S. Churbanova: „Raniaia proza Tika i problema geroiia v nemetskom romanizme“. In: *Vestnik Moskovskogo Universiteta* 9.1, Moskau 1989, S. 64-70; V. G. Zusman u. S. V. Sapozhkov: *Dramaticheskaja skazka L. Tika „Fortunat“ v otsenke Pushkina*. In: *Izvestiia Akademii Nauk, Seriya Literatury i Iazyka* 48.3, Moskau 1989, S. 276-282; I. Bent: „Pozdniaia novellistika Liudviga Tika: Problema metoda i zhanra. Izvestiia Akademii Nauk“. In: *Seriia Literatury i Iazyka* 49.4, Moskau 1990, S. 372-379; I. N. Lagutina: *Obraz khudozhnika v romanakh Liudviga Tika „Stranstvovaniia Frantsa Shternbal'da“ i Novalisa „Genrikh fon Ofterdingen“*. In: *Vestnik Moskovskogo Universiteta* 3, Seria 9: *Filologiya*, Moskau 1990, S. 58-63; I. B. Orekhovs: „*Tvorcheskaia lichnost' v romanakh Liudviga Tika „Stranstviia Frantsa Shternval'da i Klemensa Bretano „Godvi“*“. In: *Vestnik Moskovskogo Universiteta* 9.3, Seria 9: *Filologiya*, Moskau 1991, S. 39-45.

¹⁶⁵ Hölter 1989, S. 94-110.

wichtigsten Bücher wohl dort zu lokalisieren sind; für den Verbleib von Büchern aus der 16.000 Bände umfassenden ersten und der nur z. T. mit dieser deckungsgleichen zweiten, in den letzten Lebensjahren gesammelten Bibliothek gibt es bisher nur spärliche Belege. a) In Verbindung damit und mit der Chronologie wäre eine Leseliste zu erstellen, die Tiecks nachgewiesene Lektüre – inklusive der etwa aus Göttingen verbrieften Benutzung von Büchern aus der Universitätsbibliothek – kompilierte. b) Dies wäre eine erstrangige, im übrigen auch schwer verzichtbare Basis für eine definitive kommentierte Edition der Werke. c) Die historische Persönlichkeit Tiecks wäre präziser zu würdigen, wenn ein Besucherverzeichnis gekoppelt würde mit einer, primär auf die Dresdner Jahre zu beziehenden, Vorleseliste. 4. liegen inzwischen mehrfach Tieck-Bibliographien vor (Falkenberg, Merz, Paulin, Klett), jedoch nie mit dem Anspruch auf möglichste Vollständigkeit. In Druckform wird man dies kaum noch erwarten dürfen; gerade die erfolgreiche Nutzung des CD-Formats dürfte aber die Anlage einer zentralen Datenbank plausibel machen, wo auch immer. a) Eine solche Bibliographie hätte nicht nur die laufend wachsende Menge an Forschungsliteratur zu verzeichnen, sondern könnte sich auch – erstmals – den international nicht wenigen Tieck-Übersetzungen (und Pseudo-Übersetzungen) widmen.

Früher wurde häufig nach einem herrschenden ‚Tieck-Bild‘ gefragt. Allgemein wurde verwiesen auf die proteische Multiperspektivik seines Schaffens, die man seit der jungdeutschen und Haymschen Kritik stets als Kanonisierungshindernis einstufte. Fast alle Fachstudien begannen, auch aus rhetorischem Kalkül, mit der Klage über Tiecks Verkanntheit. Dabei ist festzustellen: Tieck ist quantitativ eindeutig kanonisiert, was seine Rolle in der Germanistik betrifft, und er ist öffentlich weitgehend marginalisiert, insofern es um seine Berühmtheit als Person geht. Weit stärker als etwa bei seinem Freund Novalis oder bei Kleist, deren posthume Kanonisierung Tieck entscheidend förderte, zeigt sich bei ihm mindestens die Tendenz zum ‚Tod des Autors‘. Seine Texte, einige ihrer Denkfiguren, auch Zitate sind auf eine diffuse Art gegenwärtig, von Studierenden der Literaturwissenschaft, die für ironische Finessen des Autors und historisch-bewußtes Lesen präkonditioniert sind, wird Tieck oft und gern gelesen; sein Werk ist sozusagen schon teilweise mutiert zum abstrakt-überpersönlichen Textkorpus der Zukunft. Vielleicht geht es so auch zu einem kleinen Teil ein in die und auf in der künftigen Weltliteratur.

Oliver Jahraus (Bamberg)

Männer, Frauen und nichts Drittes.

Die Kategorie der Drittheit als poetologische Struktur in Heinrich von Kleists Drama „Penthesilea“

1. Das Skandalstück, die unendliche Orgie und das Theater der Grausamkeit

Skandal, Grausamkeit und Orgie – das sind drei Schlagwörter, die auch die Rezeption und die Wirkung ‚außerordentlicher‘ Literatur bezeichnen. Der Begriff des Theaterskandals gehört unabdingbar zur Rezeptionsgeschichte des modernen und Avantgarde-Theaters¹; gleichermaßen auf das Theater bzw. seine avantgardistische Transformation bezogen hat Artaud das Konzept eines *Theaters der Grausamkeit* entworfen²; und Vargas Llosa bezeichnet Flauberts *Madame Bovary* und seine Auseinandersetzung mit diesem Text als *ewige Orgie*.³

Auf geradezu exemplarische Weise ließen sich diese Kategorien – des Skandals, der Grausamkeit und der Orgie – auf das Œuvre von Heinrich von Kleist und nicht zuletzt auf sein Drama *Penthesilea* beziehen. Denn alle drei Kategorien bringen mehr oder weniger direkt den in Literatur darstellbaren Zusammenhang von Sexualität und Gewalt mit all seinen psychischen, sozialen und historischen Implikationen zum Ausdruck. Kleists Werk und sein in diesem Zusammenhang exemplarisches Drama *Penthesilea* ist eine Orgie der Grausamkeit und insofern ein Skandalstück par excellence: In vermutlich keinem anderem Werk wird der Zusammenhang von Sexualität und Gewalt so

¹ Z. B. Jutta Landa: Bürgerliches Schocktheater. Entwicklungen im österreichischen Drama der sechziger und siebziger Jahre. Frankfurt a. M. 1988.

² Antonin Artaud: Das Theater und sein Double. Frankfurt a. M. 1969. – Ein Begriff, den im Zusammenhang mit der *Penthesilea* auch Walter Müller-Seidel: „Penthesilea“ im Kontext der deutschen Klassik. In: Kleists Dramen. Neue Interpretationen, hg. v. Walter Hinderer. Stuttgart 1981, S. 158, verwendet.

³ Mario Vargas Llosa: Die ewige Orgie. Flaubert und „Madame Bovary“. Reinbek b. Hamburg 1980.

radikal ausformuliert.⁴ Diese Radikalität steht im direkten Zusammenhang mit der Frage nach den Konstitutionsbedingungen des Subjekts – ein Problem, das für die Literatur seit dem Sturm und Drang und für die Literatur der Goethezeit zentrale Relevanz besitzt. Doch es geht in den folgenden Überlegungen weniger um eine Wirkungsdisposition, die mit solchen Begriffen umschrieben wird, sondern um eine bestimmte strukturelle Konstellation der Konfliktentfaltung, also um ein Strukturmuster⁵, das sich im Werk als Invariante rekonstruieren und darüber hinaus als poetologisches Prinzip begreifen läßt.

Das Skandalon des Orgiastischen und Grausamen⁶ der *Penthesilea* läßt sich aber nicht allein durch den Zusammenhang von Sexualität und Gewalt erklären. Meine These lautet, daß hierin eine ästhetische Figur ausformuliert, ein anthropologisches Denkmodell entworfen und zudem ein Textmodell poetologisch entfaltet wird, das goethezeitlichen Vorstellungen sowohl im Ästhetischen, Anthropologischen als auch Poetologischen diametral entgegenläuft, indem es eine neuartige Kategorie etabliert, die dieses Denken in dieser Form nicht kennt, nämlich die Kategorie des genuin Dritten.⁷ So kann gezeigt werden, daß das Skandalon, das den Ausgangspunkt bildet, nicht in der Orgie der Grausamkeit liegt, sondern in einem innovativen und radikalen Denken, das Dichotomien überwindet und elementar auf eine Kategorie des genuin Dritten setzt. Dazu soll zuerst dieses Skandalon in einem Vergleich mit der *Iphigenie* aufgedeckt, sodann die Katego-

⁴ Zum Überblick Hedwig Appelt/ Maximilian Nutz (Hgg.), Heinrich von Kleist: *Penthesilea*, Stuttgart 1992 (Erläuterungen und Dokumente), S. 146-151; Dirk Grathoff: „Liebe und Gewalt. Überlegungen zu Kleists *Penthesilea*“. In: Ders.: Kleist. Geschichte, Politik, Sprache, Opladen 1999, S. 125-131; Elisabeth Bronfen: „Liebeszerstückelung. ‚Penthesilea‘ mit Shakespeare gelesen“. In: Kleist-Jahrbuch, 1999, S. 174-193; Gerhard Neumann: „Das Stocken der Sprache und das Straucheln des Körpers. Umriss von Kleists kultureller Anthropologie“. In: Ders. (Hg.): Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall, Freiburg i. Br. 1994, S. 13-30; Müller-Seidel (Anm. 2), S. 144.

⁵ Durchaus im Sinne von Beda Allemann: „Kleist und Kafka. Ein Strukturvergleich“. In: Franz Kafka. Themen und Probleme, hg. v. Claude David. Göttingen 1978, S. 152-172.

⁶ Anthony Stephens macht darauf aufmerksam, „daß man es bei Kleist auch mit einer strategisch eingesetzten Grausamkeit zu tun haben kann, die sich des eigenen Exzesses bewußt bleibt“; siehe Anthony Stephens: „Das nenn ich menschlich nicht verfahren.“ Skizze zu einer Theorie der Grausamkeit im Hinblick auf Kleist. In: Ders.: Kleist – Sprache und Gewalt, Freiburg 1999, S. 51-84, Zitat S. 61.

⁷ Siehe Ilse-Marie Barth/ Klaus Müller-Salget/ Walter Müller-Seidel/ Hinrich C. Seeba (Hgg.), Heinrich von Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*, Frankfurt a. M. 1987, Bd. 2: *Dramen 1808-1811*, S. 752: „Kleist *Penthesilea* bezeichnet also die Schockwirkung eines ästhetischen Paradigmawechsels [...]“.

rie des Dritten skizziert, diese Kategorie als Widerspruch des Subjekts rekonstruiert, dadurch verwirklichte Strukturmuster auf das Geschlechterverhältnis bezogen und abschließend auf ein poetologisches Modell für Kleists Werk hinwiesen werden.

2. Das Skandalstück: „Penthesilea“ versus „Iphigenie“

Das Skandalon rührte in der zeitgenössischen Aufnahme des Stückes⁸ verstärkt aus der radikal veränderten Konzeption der Antike, wie sie in Kleists Stück zum Tragen kommt.⁹ Diese zeitgenössisch gängigen Vorstellungen des Antiken beruhen vorrangig auf Winkelmanns Re-Ästhetisierung der griechischen Antike¹⁰; sie steht unter dem bekannten programmatischen Motto der „edlen Einfalt und stillen Größe“ und den daraus abgeleiteten Zentralbegriffen von Maß und Mäßigung. Und dieses Konzept hat in einer anderen Titelheldin, nämlich Goethes *Iphigenie*, ihren paradigmatischen literarisch-dramatischen Ausdruck gefunden, so daß der Unterschied der beiden Dramen die jeweils spezifische Argumentation und Konzeption vor ihrem gemeinsamen literarhistorisch-goethezeitlichen und philosophisch-idealistischen Hintergrund deutlicher konturieren kann.

Der Unterschied zwischen beiden Titelheldinnen Penthesilea und Iphigenie tritt gerade angesichts einer vergleichbaren Konfliktkonstellation zutage: eine Frau zwischen verschiedenen Komplexen aus Pflicht und Neigung, zwischen der Bindung an ein Gemeinwesen einerseits und der Bindung an einen geliebten Menschen andererseits. Beide sind verstrickt in ein Konglomerat aus Verkennen und Erkennen des anderen, zwischen Zugehörigkeit und Ausschluß der eigenen Person aus der Gemeinschaft. Doch wo die humane Tat und die Stimme der Menschlichkeit Iphigenies obsiegt, verfällt Penthesilea in die absolute, weil unvorstellbare und somit zugleich undarstellbare Unmenschlichkeit. Das ist nur noch *verteufelt*, aber überhaupt nicht mehr *human*.¹¹ Doch der Gegensatz von Teufel und Mensch stammt noch aus einer kosmologischen Anthropologie, die zur Zeit Kleists fast schon anachronistisch, wenn auch klassisch revitalisiert, lediglich

⁸ Appelt/ Nutz (Anm. 4), S. 92-100.

⁹ Siehe hierzu Thomas Wichmann: Heinrich von Kleist. Stuttgart 1988, S.128 f. Zur Antikenrezeption im Kontext der deutschen Klassik vgl. Sven-Aage Jørgensen: „Zum Bild der unklassischen Antike“. In: Deutsche Literatur zur Zeit der Klassik, hg. v. Otto Conrady. Stuttgart 1977, S. 65-75.

¹⁰ Winkelmann, Johann Joachim: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauer-Kunst [1755]. Stuttgart 1982.

¹¹ Siehe Barth/ Müller-Salget/ Müller-Seidel/ Seeba (Anm. 7), S. 750.

einen ästhetischen Oberflächenbefund konstatieren kann. In Wirklichkeit liegt das Skandalon in seiner puren Negativität klassischer Anthropologie und Ästhetik. Deswegen kann man hierbei auch im Grunde genommen zwei völlig konträre Konfliktentwicklungen feststellen; während Iphigenie auf Ausgleich drängt, provoziert Penthesilea eine Entwicklung, die auf die Extreme zusteuert. Die beiden Wege beginnen in einem Unrechtsstaat, der Menschen opfert oder Krieg führt, doch der eine Weg führt aus dem Mord, der andere in den Mord. Insbesondere die konträren Dramenschlüsse verweisen darauf, daß ein gemeinsames Menschenbild nicht mehr vorhanden ist. Dies macht den Skandal – vielleicht auch heute noch – aus und hat dieses Stück vor allem auch Goethe nachhaltig entfremdet.¹²

Mit den Menschenbildern sind die entsprechenden ästhetischen Konzeptionen eng verbunden. Auch hier zeigt sich, daß beide Texte mit Begriffen aus den zeitgenössischen ästhetischen Diskussionen kommentiert werden können, z. B. mit Anmut und Grazie oder mit dem Konzept der schönen Seele¹³, aber daß sie je nach Text gänzlich andere Bedeutungsdimensionen annehmen. Das sind jedoch nicht nur Unterschiede in den ästhetischen oder anthropologischen Konzeptionen, sondern Unterschiede in einer Denkstruktur, die diesen philosophischen Disziplinen noch vorausgeht und die im philosophischen Kontext des Idealismus und im literarhistorischen Rahmen der Goethezeit erst rekonstruiert werden muß. Ein philosophischer Skandal im Gewande der Literatur und ihrer poetologischen Selbstdarstellung! Und genau der Zusammenhang von Skandalon und die ihm zugrunde liegende poetisch/poetologische Struktur ist bislang noch nicht umfassend aufgedeckt worden.

3. Nichts Drittes? – Das Problem der Kategorie des Dritten

Das Skandalon des Skandalstückes wurde indessen bis ins 20. Jahrhundert hinein in der Zerfleischung Achills durch Penthesilea gesehen. Daß Kleist hier vor allem gegen eine klassische Vorstellung verstößt, sich aber sehr wohl auf die antike Tragödiendition z. B. eines Euripides mit seinen *Bakchen* und auch die aristotelische Tragödienkonzeption zurückbeziehen läßt, darauf hat die Forschung mehrfach aufmerksam gemacht.¹⁴ Man verfängt sich hier leicht in einer klassi-

¹² Lebensspuren Nr. 224. Siehe hierzu auch Curt Hohoff: Heinrich von Kleist in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek b. Hamburg 1958, ²1988, S. 87.

¹³ Cathleen Muehleck-Müller: Schönheit und Freiheit. Die Vollendung der Moderne in der Kunst. Würzburg 1989.

¹⁴ Hans Dieter Zimmermann: Kleist, die Liebe und der Tod. Frankfurt a. M. 1989, S. 229; Gabriele Brandstetter: Penthesilea. „Das Wort des Greuelrätsels“. Die Über-

schen Rezeptionsvorgabe, die den Texten selbst immanent – ‚eingeschrieben‘ – ist. Gerade an der *Iphigenie* hat Erika Fischer-Lichte nachgewiesen, daß die Klassik als Literaturprogramm eine Rezeptionsdisposition erzeugt, wonach die normativen Vorgaben, die ein Text wie die *Iphigenie* paradigmatisch erfüllt, als Rezeptionserwartungen dem Rezipienten vom Text selbst ‚vorgeschrieben‘ werden.¹⁵ Gegenüber der klassischen Norm, literarisch realisiert in der (Figur der) Iphigenie, stellt die (Figur der) Penthesilea das Außerordentliche dar, das gänzlich außerhalb der Ordnung und ihrer sozialen ebenso wie literarischen und ästhetischen Normen Stehende und somit das, was Ordnung schlechterdings zerstört und negiert.

Was ist das Skandalträchtige an der *Penthesilea*? Die Form der Gewalt wohl nicht, denn Achill ist um keinen Deut besser als Penthesilea; man denke nur daran, was er mit Hektor gemacht hat. Also die Tatsache, daß sie von der Frau ausgeübt wurde? Aber auch das greift nicht vollständig, denn Penthesilea stehen als Heerführerin dieselben Mittel zur Verfügung wie den Männern, wie Achill. Daß diese Tat also keine kriegsbedingte Völkerrechtsverletzung gewesen ist, sondern eine Tat, die ebenso von sexuellem Begehren wie von militärischer Gewalt diktiert wurde? In der Tat wird hierbei ein Tabu gebrochen, indem die sexuelle Dimension der Gewalt offenbar gemacht wird. Es ist aber letztlich nicht der bloße Zusammenhang von Liebe bzw. Sexualität und Gewalt, der verstört, sondern die Vorstellung einer Tat, die absolut einer Ordnung widerspricht, die überhaupt erst Liebe bzw. Sexualität von Gewalt unterscheidet. Diese Ordnung wird vor allem repräsentiert durch die Figur des Odysseus. Er spricht das Gesetz dieser Ordnung aus, das später so grausam desavouiert wird: „Soviel ich weiß, gibt es in der Natur / Kraft bloß und ihren Widerstand, nichts Drittes“ (V. 125/126).

Es ist das Gesetz der Differenz! Und damit ist zugleich die Strukturformel vorgegeben, deren Subversion das Sujet des Stückes ausmacht. Es war Walter Müller-Seidel, der in seiner noch heute maßgeblichen Studie „Penthesilea“ im Kontext der deutschen Klassik“

schreitung der Tragödie. In: Kleists Dramen, hg. v. Walter Hinderer. Stuttgart 1997 (Literaturstudium Interpretationen), S. 75-115; Bernhard Greiner, Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum Fall der Kunst. Tübingen/ Basel 2000. Daneben aber warnt Thomas Wichmann: Heinrich von Kleist. Stuttgart 1988, S. 129: „Man nimmt Kleist nicht damit in Schutz, daß man heute wieder das Antike dieser Tragödie betont.“

¹⁵ Erika Fischer-Lichte: „Probleme der Rezeption klassischer Werke – am Beispiel von Goethes ‚Iphigenie‘“. In: Deutsche Literatur zur Zeit der Klassik, hg. v. Karl Otto Conrady. Stuttgart 1977, S. 114-140.

dieses Problemfeld eröffnet und auf diese Kategorie des Dritten verwiesen hat.¹⁶ Der aufklärerischen, klassischen und idealistischen Vorstellung einer dichotomischen Dialektik, in der das Dritte die Synthese von These und Antithese darstellt, steht Kleists Vorstellung gegenüber, wonach das Dritte „jener Bereich [ist], der sich den Vorstellungen entzieht, in denen Satz und Gegensatz, Teil und Gegenteil gelten“ (S. 150). Das Dritte ist nicht die Synthese; das Genuine am Dritten ist die Tatsache, daß es sowohl das Erste als auch das Zweite gleichermaßen negiert. Ein solches Drittes, die Negation beider Terme der Dichotomie, kann es nicht geben und darf es nicht geben. Genau das ist die Einstellung Odysseus' Penthesilea gegenüber. Müller-Seidel zeigt davon ausgehend, daß der Ausschluß des Dritten, den Odysseus exemplarisch praktiziert, eine Differenzierungsleistung darstellt, die die amorphe Natur in die Ordnung der Kultur überführt¹⁷ und damit weitere Differenzierungen nach sich zieht. Und das bedeutet umgekehrt, dass das Dritte in der Lage ist, die Kultur (und mithin soziale Ordnung) zugunsten einer unfassbaren Natur in Frage zu stellen, ja zu zerstören.

Es kommt zur Überlagerung vergleichbarer Differenzierungsmuster: Der Differenz zwischen den Kriegsparteien entspricht die Differenz zwischen Staatswesen bzw. Gesellschaft und Individuum und schließlich auch die Differenz im Individuum zwischen Vernunft einerseits und Wahnsinn andererseits. Aufgrund der identischen Differenzierungsmuster können die Widersprüche, die sich auf der Ebene des Staates ergeben, in das Individuum hineinprojiziert werden; daß sich also Penthesilea auf der Seite der Amazonen und Achill auf der Seite der Griechen so normverletzend verhalten, ist ein Symptom für die Widersprüche im Verhältnis von Staat und Individuum¹⁸ hier wie dort, so daß Müller-Seidel von einer „Tragödie der Individualität“ (S. 161) sprechen kann.

Im dem daraus resultierenden Gespaltensein des Individuums verortet Müller-Seidel den Gegensatz zur *Iphigenie*. Wo ihre Humanität auf einer funktionierenden Synthesis beruht, die die vorausgehenden Gegensätze vereint und somit – im Hegelschen Dreifachsinn – aufhebt, bleiben diese Gegensätze bei Kleists *Penthesilea* unabgeschliffen – und das heißt: als Widerspruch, als Paradox! – erhalten.¹⁹ Als

¹⁶ Müller-Seidel (Anm. 2), S. 144-171.

¹⁷ Neben Müller-Seidel siehe hierzu auch Neumann (Anm. 4), S. 13-30.

¹⁸ Vgl. hierzu Yixu Lü: *Frauenherrschaft im Drama des frühen 19. Jahrhunderts*. München 1993.

¹⁹ Denys G. Dyer: „Kleist und Paradoxe“. In: *Kleist-Jahrbuch 1981/82*; Dyer listet zwar zahlreiche Beispiele einer paradoxen Entfaltung der Figurenpsychologie, der Figu-

Einheit einer Differenz bilden sie nun aber eine genuin dritte Kategorie. Das Dritte läßt sich nicht mehr in ein Schema pressen, das das Eine vom Anderen trennscharf und erschöpfend unterscheidet.

Diese Kategorie des Dritten verletzt die Vorstellung von einem in sich stimmigen Individualkonzept. Wo die ästhetische Begrifflichkeit der Klassik ein Bewußtsein und ein seiner selbst bewußtes Individuum wie dasjenige Iphigenies voraussetzt, geht es für das Individuum bei Kleist um die Einheit einer Differenz – einer Differenz zwischen dem Bewußtsein und dem, was konstitutiv nicht bewußt werden kann. Das Individuum bei Kleist wird nicht durch Bewußtsein, sondern eben durch diese Einheit der Differenz konstituiert. So könnte man mit Müller-Seidel auch sagen, daß es sich um eine Tragödie des Dritten handelt, insofern das Dritte diese Einheit der Differenz bezeichnet.

Innovativ gegenüber Goethes *Iphigenie* ist, daß die Differenz von Liebe/Sexualität und Gewalt quer zu der von Vernunft und Wahnsinn liegt. Dort ist Wahnsinn, z. B. bei Orest, mit Gewalt korreliert, und umgekehrt ist die Vernunft die Voraussetzung des (mehr oder weniger) liebevollen „Lebt wohl“ des Thoas (anstelle von „So geht!“) – und Sinn ist die Voraussetzung jeglicher kommunikativer Problemlösung.²⁰ Daß dieser Gleichlauf der Differenzen nicht völlig aufgeht, sieht man daran, daß die sinnvolle Kommunikation und die vernünftige Lösung gerade mit der Liebe (von Thoas für Iphigenie) erkaufte sind – und zwar recht teuer.

Bernhard Greiner hat die Idee dieses Differenzierungsschemas weiter vorangetrieben, indem er dieses Dritte aus dem rein ästhetischen Kontext herauslöst und als Problem einer binären Logik begreift. Für diese Logik gelten die drei Prinzipien der Identität, des Widerspruchs und nicht zuletzt des ausgeschlossenen Dritten, wie sie Odysseus vorführt. Diese Logik liegt einem binären Denkmodell zugrunde, dessen – wie Greiner es rekonstruiert – Differenzierungsprinzip immer zwei Seiten unterscheiden muß, das immer trennt und dissoziiert, aber die Einheit der Differenz nicht mehr zu denken imstande ist.²¹ Das Drit-

ren- und Konfliktkonstellationen auf, aber er rekonstruiert dieses Paradox nicht als poetologische Struktur. Zum Paradox der Penthesilea bzw. der Gegenüberstellung von Penthesilea und Kätchen siehe Ruth Ewertowski: Das Außermoralische. Friedrich Nietzsche – Simone Weil – Heinrich von Kleist – Franz Kafka. Heidelberg 1994, S. 223 ff.

²⁰ Siehe hierzu Wolfdietrich Rasch: „Iphigenie“ als Drama der Autonomie. München 1979.

²¹ Bernhard Greiner: Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum Fall der Kunst. Tübingen/ Basel 2000, S. 155.

te hingegen läßt sich nicht mehr auf Dichotomien reduzieren, sondern bildet die Einheit der Extreme, die in den Extremen, insbesondere Liebe und Gewalt oder Vernunft und Wahnsinn, nicht völlig aufgeht.

Zunächst einmal bleibt festzuhalten, daß diese logische Abstraktion vonnöten ist, um die Differenzierungsschemata zu durchschauen. So haben beide Kriegsparteien einen ähnlichen Wahnsinns- bzw. Sinn- oder Vernunftbegriff; mit Wahnsinn wird das nicht mehr gesellschaftskonforme oder überhaupt sozialisierbare Verhalten Penthesileas und Achills bezeichnet, mit Sinn hingegen die soziale Norm; und Vernunft ist immer instrumentalisierte Vernunft. So titulieren sowohl die Griechen als auch die Oberpriesterin der Amazonen das Verhalten Penthesileas als „Wahnsinn“ (V. 582, 1054). Es fällt regelrecht ins Auge, mit welcher Häufigkeit Begriffe aus dem Wortfeld ‚Sinn‘, insbesondere in negativen Varianten, neben Wahnsinn und Raserei, bemüht werden, um das Verhalten Penthesileas, aber auch Achills – in zahlreichen Formulierungsvarianten – zu beschreiben: „ohne Sinn, sinnentblößt, sinnberaubt“ u. ä. m. Sinn ist in diesem Sinne dasjenige, was dem Differenzierungsmuster entspricht.

Vernunft und Wahnsinn sind nach demselben Differenzierungsschema auf die Figuren verteilt; die Vernunft, insbesondere die in der List instrumentalisierte Vernunft findet sich bei Odysseus, aber ebenso bei der Oberpriesterin; es sind dies Repräsentanten ihres jeweiligen Staatswesens, denen die Überwachung von konstitutiven Normen überantwortet ist und gegen die Penthesilea hier und Achill dort massiv verstoßen. Ihnen wird daher der Wahnsinn zu- oder zumindest der Sinn ihrem Handeln abgesprochen.

Wenn man zudem bedenkt, daß Sinn die zentrale hermeneutische Kategorie ist, so wird der Hinweis von Greiner in seiner vollen Tragweite verständlich. Es gilt eben gerade, dieses sinnkonstitutive Differenzierungsmuster zu durchschauen, um ihm nicht in der Interpretation aufzusitzen. Greiner warnt vor Interpretationen, die dem Schema einer binären Logik verhaftet bleiben und „Penthesileas Tat als das ‚ganz Andere‘ bestimmen“ (S. 154). Denn die Folge davon wäre, das Dritte als „das Andere des Eigenen [zu verstehen], also in das Denken nach der Logik der Identität zurück[zuholen]“ (S. 155). Statt dessen muß die Interpretation ihrerseits, wenn auch in reflektierter Form, paradox sein; sie muß den Zusammenfall der Extreme darstellen können, ohne sie darauf zu reduzieren. Sie muß auf das Paradox in seiner konstitutiven Funktion abheben. Sinn ist nur etwas, was durch seine Negation erst vollständig verstanden werden kann. Und geradezu paradigmatisch konstitutiv ist dieses Paradox in dieser Struktur für das Subjekt.

Nun ist dieser Sinnbegriff genau jene Gelenkstelle, die Objekt- und Metaebene, die Ebene der Figur als Subjekt und die Ebene der Interpretation, miteinander verbindet. Die Voraussetzung eines vernünftigen Subjekts (wie es von den Nebenfiguren gefordert wird) findet seine Entsprechung in der Voraussetzung eines sinnvollen Textes. Subjekt und Interpretation, Vernunft und Sinn sind korrelative Begriffe, die ineinander übersetzbar sind. Diese Strukturanalogie ergibt sich aber überhaupt erst durch die Konfrontation mit dem Dritten, das eben nicht als Negation, als Negation der Vernunft oder des Sinns, als das Andere zu verstehen ist. Das Dritte umgreift, sowohl auf der Ebene des Textes als auch auf der Ebene seiner Interpretation, Position und Negation. Das Dritte ist eben nicht das Andere der Vernunft oder des Sinns, sondern etwas, was Vernunft und Sinn *und* ihr Gegenteil übersteigt. Damit aber wird die Interpretation des Textes zur Interpretation des Subjekts, das er insbesondere in seiner Titelheldin vorführt.

4. Der Widerspruch des Subjekts

Iphigenies ‚sinnvolle‘ Lösung setzt ein Subjekt voraus, das vernünftig, und das heißt im transzendentalphilosophischen Kontext: das sich seiner selbst bewußt ist und dieses Selbstbewußtsein als Grundlage von Vernunft nutzt. Greiner macht, wie schon Müller-Seidel, darauf aufmerksam, daß ein solches Subjekt allein durch die staatliche Verfassung, die es überhaupt erst ermöglichen soll, nicht mehr möglich ist. Im Verhältnis von Individuum als Subjekt und Staat/ Gesellschaft tritt jener Widerspruch auf, der für das Subjekt konstitutiv wird. Greiner zeigt dies insbesondere am Amazonenstaat. Dieser Staat ist aus der Gewalt bzw. ihrer Abwehr geboren und muß gerade deswegen die Gewalt der Staatsgründung beständig wiederholen. Daraus leitet Greiner den Prozeß einer Re-Mythologisierung des Mythos ab, in dem sich der Amazonenstaat befindet. Der Staat ist nicht mehr mythisch, weil er sich aus der Ursprungsgewalt befreit hat, sondern mythologisch, weil er den Mythos wiederholt, aber sich noch nicht völlig von ihm befreien konnte. Der Amazonenstaat befindet sich in einem Prozeß, dessen Entfaltung konstitutiv auch und gerade für das Subjekt in der bürgerlichen Welt ist. Die Bannung der Gewalt durch ihre Wiederholung korrespondiert mit der Instantiierung des Subjekts als seiner eigenen Selbstverwerfung. Für diesen Staat – und der Bezug auf die Französische Republik nach der Revolution ist unübersehbar – ist es symptomatisch, daß das Subjekt sich als Instanz der Selbstvergewisserung etabliert, aber sich dabei selbst gerade als unbegründbar erfährt. Das Subjekt ist eben nicht die Instanz von Vernunft, sondern

Austragungsort des Widerspruchs von Vernunft und Unvernunft oder Wahnsinn, es ist die Verwerfungslinie zwischen der Gewalt aus dem Mythos und ihrer Bannung durch den vernünftigen Staat.

Das Subjekt ist also beides: Instanz und Selbstverwerfung, und damit läuft es dem Prinzip der Differenzierung zuwider. Das ist der Widerspruch des Subjekts! Das Subjekt – ein Widerspruch in sich! Penthesileas Lösung ist eben nicht sinnvoll, sondern wahnsinnig; oder anders: Sie ist sinnvoll in dem Maße, wie sie auch wahnsinnig ist; und das ist genau das Paradigma des Subjekts – Subjekt genau in dem Maße zu sein, wie es sich zugleich selbst verwirft. Penthesilea hebt den Widerspruch nicht auf, sondern lebt ihn aus. Und so könnte man bei der *Penthesilea* schließlich auch von der Tragödie der Subjektivität sprechen. Die Grausamkeit, mit der sich Penthesilea und Achill wechselseitig begegnen, bis zur Zerfleischung Achills, ist lediglich das körperliche Ausagieren eben dieser Widersprüche, denen die beiden Protagonisten allein aufgrund ihres Status als Subjekte exemplarisch unterworfen sind. Die staatlichen Repräsentanten haben zwar ihre Vorstellungen, wie das Andere jeweils zu bestimmen ist, doch verfehlt gerade diese Bestimmung das Andere in seinem Wesenskern. Und dessen muß sich jede Interpretation – hierin ist Greiner Recht zu geben – bewußt sein, um das Schema nicht zu reproduzieren.

Die Instrumentalisierung der Vernunft wird dabei als Kalkül, Berechnung bestimmt, die andere Seite hingegen als Rätsel. Die Projektionsfläche, auf der die daraus resultierenden Widersprüche erscheinen, ist die Seele selbst. Insofern kann Penthesilea sagen: „Und Trotz ist, Widerspruch, die Seele mir!“ (V. 680). Und von der anderen Seite aus konstatiert Prothoe: „Es läßt sich ihre Seele nicht berechnen“ (V. 1536). Diese Mathematisierung des Metaphysischen, das die Ästhetik zu begründen vermag, kennt man aus dem Text *Über das Marionettentheater*. Sowohl Müller-Seidel als auch Greiner haben diesen Bezug hergestellt; darin steckt natürlich schon der Verweis auf eine poetologische Ausdeutung dieses Komplexes.

Die andere Seite der Berechnung und Berechenbarkeit ist das Rätsel. Im Gespräch der griechischen Heerführer fällt zudem die Metapher von „des Gedankens Senkblei“, das die Mathematisierung auf die Naturgesetzmäßigkeit ausdehnt. Der Gegensatz von Berechnung und Rätsel verweist auf den Gegensatz von Nomos und Anomalität, von Gesetz und Gesetzmäßigkeit einerseits und Gesetzlosigkeit oder Gesetzesübertretung andererseits. Penthesilea und Achill werden gerade zunehmend durch ihre jeweiligen Gesetzesübertretungen charakterisiert: Penthesilea ist auf einen bestimmten Mann – den Peliden – fixiert, sie befiehlt den Kampf, obschon das Kriegsziel erreicht ist,

ebenso mißachtet Achill den Rückzugsbefehl von Agamemnon (V. 569). Beide Gesetzesübertretungen sind ihrerseits auf den Zusammenhang von Sexualität und Gewalt konzentriert. Wo ihre Gemeinwesen noch unterscheiden, streben beide – geradezu topographisch und dramaturgisch – auf einen Punkt zu, wo nicht mehr unterschieden wird, also auf das Dritte zu!

Damit sind wir in den Kernbereich der Argumentation vorgestoßen: Wenn das Verhältnis von Individuum als Subjekt, repräsentiert durch Penthesilea oder Achill, und Staat als Verhältnis von Gesetzesverletzung und Gesetz beschrieben werden muß, dann wird im Subjekt genau dieser Widerspruch realisiert. Das Subjekt ist Subjekt in dieser doppelten Bedeutung des lateinischen Begriffs: Es ist verkörperte Autonomie und gleichzeitig dem Staat unterworfen. Das Subjekt ist die Einheit (der Differenz) von Unterwerfung und Autonomie, es ist die Einheit (der Differenz) von Gesetz und Gesetzesverletzung. Das Verhältnis von Gesetz und Gesetzesübertretung ist aber selbst gesetzmäßig! Es ist das Subjekt! Und es ist Penthesilea, die hierfür paradigmatisch steht. Zum Ausdruck kommt dies beispielsweise, als sie nach der wahnsinnigen, verrückten Tat und vor ihrem Tod sagt: „Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien“ (V. 2999). Das ist keine späte Rechtfertigung, vielmehr eine Rätsellösung. Es heißt nicht, daß sie weniger verrückt war, als es wohl schien, sondern es heißt: nicht *so* verrückt. *Wie* verrückt?

Zuvor sagt sie eher beiläufig und lapidar jene berühmten Worte, mit denen sie ihre Tat als Versehen abtut: „– So war es ein Versehen. Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das eine für das andere greifen“ (V. 2981-83). Penthesilea widerspricht sich selbst: Denn wenn Küsse und Bisse bzw. die damit indizierten Verhaltensformen von Liebe/ Sexualität und Gewalt ununterscheidbar sind, so kann es eigentlich kein Versehen mehr sein, vom Einen auf das Andere zu verfallen. Und das ist das eigentlich Dritte: Das Dritte ist dasjenige, das von einem Schema, das zwischen zwei Seiten unterscheidet, nicht mehr erfaßt werden kann! Die Figuren sind gewohnt, ihre Welt in diesem Zweierschema wahrzunehmen: Die militärische Feindbeobachtung ist ein solcher Musterfall von Beobachtung. Doch das Stück ist insgesamt angefüllt von solchen Beobachtungsszenen, wie sie in den Teichoskopien oder Botenberichten zum Ausdruck kommen. Wo nun Penthesilea – das Dritte verkörpernd – auftritt, wird auch sie noch in diesem Zweierschema wahrgenommen. Sie wird für verrückt gehalten oder nicht; nur sie selbst ahnt: Sie ist nicht so verrückt, sondern verrückt und nicht verrückt zugleich.

Ein weiteres Beispiel kann dies veranschaulichen, das zugleich die Geschlechterdifferenz mit ins Spiel bringt: Als Achill vor dem letzten tödlichen Kampf von Penthesilea spricht und sich und anderen die wechselseitige Liebe eingesteht, bezeichnet er sie als „Halb Furie, halb Grazie“ (V. 2457). Hier irrt Achill; und sein Irrtum kostet ihn das Leben. Denn das ist genau die Synthetisierung, die dem dichotomischen Zweierschema entspringt. Die richtige Aussage lautet: Penthesilea ist beides zugleich: Sie ist ganz Furie und sie ist ganz Grazie. Das Zugleich begründet das Paradox! Damit aber werden sowohl die Kategorie des Wahnsinns (Furie) als auch die der Schönheit (Grazie), wie sie im Zweierschema gehandhabt werden, aus den Angeln gehoben. Hier muß das Dritte als genuine Drittheit erkannt werden, das eben nicht aus den beiden Extremen allein abzuleiten ist, sondern – und das ist der entscheidende Mehrwert gegenüber einer naiven Dialektik, wie sie Achill hier praktiziert – beides immer zugleich realisiert. Die Extreme zusammenzudenken, kann durch das Zweierschema allein nicht gewährleistet werden.

5. Das Geschlechterverhältnis als Paradigma der Differenz

Nun scheint, von Odysseus bis zu Achill, die binäre Logik, die Logik der Unterscheidung und des Unterscheidens, (r)eine Männersache zu sein. Entweder-Oder, das ist männliches Denken. Achill durchlebt zwar auch die Exklusion des Individuums aus der Gemeinschaft, aber am Ende bleibt er der Zweiwertigkeit eines Odysseus verhaftet. Wenn man sagt, daß Achill sich irrt, so heißt das, daß er dort noch unterscheidet, wo Penthesilea schon die Einheit praktiziert. Achill könnte insofern als moderner Mensch bezeichnet werden, als er den Unterschied zwischen Mythos und seiner Wiederholung und damit zwischen Signifikat (die Unterwerfung) und Signifikant (der Vortäuschung der Unterwerfung) praktiziert. Penthesilea ist aber demgegenüber keineswegs vormodern, im Gegenteil. Man muß nicht so weit gehen, Penthesilea als postmodern zu bezeichnen, aber sie lebt die Kategorie der Drittheit in einem Drama des frühen 19. Jahrhunderts in einer Form, die konzeptionell erst durch postmoderne Theorien des 20. Jahrhunderts in triadischen Denkmodellen erfaßt werden wird.²² Um allerdings ihre Stellung verorten zu können, ist es notwendig, sich den Gesamtrahmen aller Differenzierungen und Einheitsstiftungen vor Augen zu halten. Genau an dieser Differenz von

²² Siehe hierzu Nina Ort: Objektkonstitution als Zeichenprozeß. Jacques Lacans Psychosemiotik und Systemtheorie. Wiesbaden 1998.

Mann und Frau²³ wird das Problem der Drittheit abgehandelt, zudem in mehrfacher Hinsicht:

- 1) Militärisch: Den beiden Heeren der Griechen und der Trojer steht ein drittes Heer gegenüber, das sich nicht in das Kampfschema einordnen läßt, sondern offensichtlich ein eigenes Ziel verfolgt, das unmittelbar mit dem Geschlechterverhältnis verknüpft ist. Es geht gerade darum, Männer zur Zeugung von Nachwuchs militärisch zu ‚erobern‘. Die Metapher der militärischen Konfrontation für das Verhältnis und das Verhalten der Geschlechter zueinander, wie sie in der Marquise von O eingesetzt wird, wird hier geradezu entmetaphorisiert.
- 2) Historisch: Daß es überhaupt einen Frauenstaat gibt, hängt wiederum mit einer gewaltsamen Differenzierung zwischen Mann und Frau zusammen, die die Amazonen dazu bringt, aus der Geschichte der Männer ‚auszusteigen‘ und ihre eigene Geschichte zu begründen. In dieser Geschichte wird eben nicht mehr zwischen Mann und Frau unterschieden, denn die Frau ist beides: Frau und Mann, Schutzbefohlene und Beschützer. Lediglich die Notwendigkeit der Fortpflanzung zwingt zu einer Konfrontation zwischen Frauen und Männern. Und das wiederum reduziert die Konfrontation zwischen Mann und Frau auf die Konfrontation der Geschlechter – das Sozialspiel wird zum Sexualspiel!
- 3) Individuell und subjektbezogen: Wiederum ist es das Geschlechterverhältnis, das spezifische Verhältnis zwischen Penthesilea und Achill, das beide jeweils aus ihrer Gemeinschaft ausschließt und die Differenz zwischen den Staaten (Männer- und Frauenstaat) mit der Differenz zwischen Staat und Individuum überlagert und somit auch auf das Individuum projiziert: Penthesilea ist Furie und Grazie gleichermaßen. Im Subjekt bestimmen sowohl Vernunft als auch Wahnsinn gleichermaßen sein Denken und Handeln. Die Umgangsform zwischen den Subjekten ist – im Falle Penthesileas, des paradigmatischen Subjekts – geprägt von Küssen und Bissen, Anerkennung und Zerstörung, Instantiierung und Selbstverwerfung gleichermaßen, die wechselseitig ineinander umschlagen.

Deutlich wird aber auch, daß die Kategorie des Dritten in dieser Anthropologie Kleists immer im Zusammenhang mit Gewalt bzw. der Verknüpfung von Gewalt und Sexualität auftritt, weil hier dieses Mu-

²³ Auch für Gerhard Neumann ist dieses Geschlechterverhältnis das mit „Gewalt“ verbundene „Inzitament möglicher Schöpfungsakte“; siehe Neumann (Anm. 4), S. 13-30, Zitate S. 17 u. 20.

ster in besonderer Weise für das Subjekt als Subjekt und als Körper und das heißt auch: für die Geschlechtlichkeit des Individuums relevant wird. Man kann sogar so weit gehen und festhalten, daß es erst diese Gewalt ist, die diese Vorstellung vom Subjekt aus der Sphäre der reinen Transzendentalität des Bewußtseins und der Vernunft in die des Körpers zurückholt und somit anthropologisch unterfüttert. Mit der Gewalt gewinnt das Subjekt seine Körperlichkeit, mit der Körperlichkeit seine Geschlechtlichkeit. Und in der radikalen Zuspitzung des Subjekts auf Penthesilea wird sie als Frau auch zum Paradigma von Geschlechtlichkeit und Subjektivität.

Dieses Differenzierungsmuster ist selbst nomologisch, es ist als intrinsischer Zusammenhang durchschaubar. Denn die Herausbildung der Kategorie des Dritten ist selbst ein notwendig gewaltsamer Akt, weil er eine Ordnung und eine Kultur aufhebt, die ihrerseits Gewalt kontrolliert. Gleichzeitig wird daran deutlich, daß sich Gewalt – wie Sexualität auch – immer an einer Differenz, und zwar paradigmatisch an der Geschlechterdifferenz des Subjekts, entzündet.²⁴ Wo Mann und Frau aufeinandertreffen – ob die Amazonen auf die Männerheere treffen, ob Penthesilea sich aus ihrem Verband löst oder ob es zur Konfrontation zwischen Mann und Frau, zum Kampf zwischen Penthesilea und Achill, kommt – immer ist dies ein gewaltsamer Akt, ein Akt – fast im doppelten Wortsinne – zwischen Mann und Frau.

Dabei unterliegt die Gewalt selbst diesem Differenzierungsschema: das Verhältnis der Gewalt (nicht zuletzt als Vergewaltigung) und Ordnung wird in einer Einheit gefaßt, die Gewalt zwar abwehrt, sie aber gleichzeitig institutionalisieren und monopolisieren muß. So wird an der Geschichte des Amazonenstaates dieses Strukturmuster als historischer Prozeß offenbar. Der Amazonenstaat kann insofern als Paradigma von Gesellschaftsbildung, Staatsgründung und Kulturation gelesen werden. Gewalt wird aufgehoben, indem Gewalt Gewalt unterdrückt. Gewalt zerstört eine Ordnung, und mit Gewalt wird eine neue Ordnung hergestellt, und zwar so, daß die neue Ordnung immer das Neue gegenüber der alten Ordnung repräsentiert. Die neue Ordnung besteht dann in nichts anderem mehr als in der Einheit jener Differenz der Extreme, die die alte Ordnung konstitutiv noch als getrennt denken und handhaben bzw. deren eine Seite sie konstitutiv ausschließen mußte, während die neue Ordnung sie als integralen Bestandteil aufnehmen kann. Und Penthesilea – nicht obwohl, sondern weil sie diesem Staat gleichzeitig widerspricht und

²⁴ Siehe hierzu Wolf Kittler: *Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege*. Freiburg 1987, S. 190 ff.

entspricht – verkörpert das Subjekts des Staates – man möchte sagen: – kat exochen!

6. Das poetologische und das anthropologische Modell

Das Modell einer Differenzierung, das eine genuin dritte Kategorie ausprägt, wird also auf den drei Ebenen des Staates, des Paares und des Individuums ausgefaltet. Zentral in allen drei Ebenen ist das Geschlechterverhältnis als Paradigma der Differenzierung. Die damit implizierte Verbindung von anthropologischer Dimension²⁵ und historischer Perspektive läßt sich mit der berühmten geschichtsphilosophischen Schlußwendung aus Kleists Text *Über das Marionettentheater* unmittelbar in Einklang bringen. Man muß hierbei nicht mehr der Frage nachgehen, ob der *Marionettentheater*-Text eine Poetologie sei²⁶, die im Werk und so auch in der *Penthesilea* umgesetzt worden sei. Dennoch kann dieser Verweis auf das *Marionettentheater* zeigen, daß die Entfaltung des anthropologischen Modells einem Strukturmuster folgt, das sich über die Texte des Werkes hinweg nachverfolgen läßt und eben dadurch eine poetologische Dimension bekommt, wie sie im *Marionettentheater*-Text gebündelt zum Ausdruck kommt.

Hält man diese Schlußwendung als Folie hinter den Text des *Penthesilea*-Dramas, tritt die Überlagerung von Anthropologie und Poetologie umso deutlicher zutage. Sie drückt sich darin aus, daß die Grundstruktur der Konstitution des Subjekts immer zugleich auch die Struktur der narrativen bzw. dramaturgischen Konfliktentfaltung darstellt und zudem als historisch-evolutionärer Prozeß zu verstehen ist. Es ist die Entfaltung eines Differenzschemas, das eine genuine Kategorie der Drittheit ausbildet, indem die Extreme des Differenzschemas aufgehoben werden. *Penthesilea* als Individuum, als Subjekt und als Frau liefert hierfür ein Paradigma – ein Paradigma des Paradoxons! Sie geht durch ein Unendliches und vereint schließlich die Extreme von Furie und Grazie in sich.

Kleist hat das Paradox, wie es mit dem Subjekt prinzipiell vorgegeben ist und mit *Penthesilea* exemplarisch vorgeführt wird, aus den aufklärerischen dichotomischen Prinzipien herausdestilliert und wieder in die kulturelle Anthropologie seiner Zeit poetisch eingespeist. Und diese Überlagerung von Ästhetik, Anthropologie und Poetologie

²⁵ Siehe nochmals Neumann (Anm. 4), S. 13-30.

²⁶ Zu einer kritischen Diskussion dieser Frage siehe Klaus Kanzog: „Heinrich von Kleists *Über das Marionettentheater* – wirklich eine Poetik?“ In: *Poetik und Geschichte*. Viktor Zmegac zum 60. Geburtstag, hg. v. Dieter Borchmeyer. Tübingen 1989, S. 349-362.

ist es auch, die das eigentliche Skandalon der *Penthesilea* ausmacht. Denn hier wird literarisch-poetologisch sowohl einer ästhetischen Vorgabe und einer anthropologischen Grundvorstellung der Aufklärung und der Goethezeit ebenso wie auch den idealistischen Denkgewohnheiten – in einer Orgie der Grausamkeit – widersprochen, indem die Kategorie des Dritten als genuine Einheit der Differenz, nicht als Synthetisierungsprodukt entworfen, sondern als konstitutiv für das Subjekt ausgegeben wird. Darin ist Kleists innovativer Beitrag zum Subjektdenken seiner Zeit, der weit in die Postmoderne vorausdeutet, zu sehen.²⁷

²⁷ Siehe hierzu Peter V. Zima: Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne. Basel/ Tübingen 2000.

Meike Steiger (Berlin)

„Schöpferische Restauration“. Zur politischen Romantik-Rezeption.

Im März 1927 spricht Rudolf Borchardt im Auditorium Maximum der Münchner Universität und damit am gleichen Ort, an dem zwei Monate zuvor Hugo von Hofmannsthal vor honorigem Publikum seine berühmte Rede *Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation* gehalten hat. Beide Vortragenden koppeln das ihnen gemeinsame Projekt einer „konservativen Revolution“, mit dessen Proklamation Hofmannsthals Rede bekanntermaßen endet, mit einer kritischen Rückbesinnung auf die politische Romantik. Aktuelle Politik erscheint also hier vor dem Horizont der Geschichte. Wie die Vergangenheit auf die eigene Geschichte appliziert werden kann, stellt sich dabei als ein Problem, das Borchardt explizit thematisiert.

Die Geschichte ist der Lehrmeister der Völker, aber weder der Hauslehrer, der bei Tisch mitessen darf, noch der Einpauker, der ihnen nach den beliebten Rezepten der Erleichterung die bitteren Früchte des Lernens versüßt oder verformelt; sie hat vielmehr etwas von der Sphinx der Sage, deren Rätsel auf Leben und Tod gelöst sein wollen. Schöpferische Restauration habe ich den Gegenstand dieser Betrachtungen genannt – da ist sie, so sieht sie, so sah sie in einer Vergangenheit [gemeint ist hier die Romantik; M. S.], nicht eben einer alten, fernen, aus.¹

Mit seiner Rede *Schöpferische Restauration* bezieht sich Borchardt zum einen auf die politische Romantik und ihre Programmatik und zum anderen schließt er mit dieser paradoxen Wendung nicht nur an den Schluß von Hofmannsthals Rede, sondern allgemein an die in der gleichen Zeit bei verschiedenen Autoren belegte und bekannte politische Formel von der „konservativen Revolution“² an. Diese doppelte

¹ Rudolf Borchardt: *Schöpferische Restauration*. In: Ders.: Gesammelte Werke in Einzelbänden. Reden, hg. v. Marie Luise Borchardt/ Rudolf Alexander Schröder/ Silvio Rizzi. Stuttgart 1955, S. 230-253, hier S. 240. – Mehrere aufeinander folgende Zitate des gleichen Autors werden direkt im Haupttext unter Angabe der Seitenzahl belegt.

² Zur Fügung „konservative Revolution“ vgl. Hermann Rudolph: *Kulturkritik und konservative Revolution*. Zum kulturell-politischen Denken Hofmannsthals und sei-

Bewegung einer Rückwendung zur Geschichte zum einen und eines Bezugs zu zeitgenössischen Diskussionen zum anderen soll im folgenden untersucht werden. Dabei wird in einem ersten Schritt die Rezeption der politischen Romantik im 19. Jahrhundert kurz rekapituliert, um dann mit Friedrich Meineckes *Weltbürgertum und Nationalstaat* und Carl Schmitts *Politische Romantik* zwei einschlägige zeitgenössische Arbeiten vorzustellen, die markante und sich widersprechende Bilder der politischen Romantik entwerfen. In einem dritten Schritt geht es darum, Borchardts und Hofmannsthals Reden im Kontext der politischen Romantikrezeption zu verorten. Herausgestellt werden soll dabei, wie die jeweiligen Perspektivierungen der Romantik von der eigenen Gegenwart her motiviert sind, konkret von den politischen Konzeptionen und Präferenzen der Autoren.³

Die Geschichte der Romantikrezeption im 19. Jahrhundert ist im wesentlichen die Geschichte der Romantikkritik. Hermann Kurzke hat gezeigt, daß die Romantikaneignung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei den Junghegelianern, bei Heinrich Heine und der liberalen Literaturhistorie von Georg Gottfried Gervinus sich zum einen auf die *politische* Romantik konzentriert und diese zum zweiten in kritischer Absicht auf ihre konservativen Momente festlegt.⁴ Die frühe Romantikkritik wird beherrscht vom durch Hegel etablierten Topos des mangelnden romantischen Wirklichkeits- und Gegenwarts-

nem problemgeschichtlichen Kontext. Tübingen 1991, S. 263 ff. Der Begriff der „konservativen Revolution“ ist zu Beginn der Weimarer Republik bei Thomas Mann, Ernst Troeltsch und Moeller van den Bruck nachweisbar. Weitere Hinweise bei Armin Mohler: *Die konservative Revolution in Deutschland 1918-1932*. Ein Handbuch. 3., erw. Aufl. Darmstadt 1989. Eine kritische Dekonstruktion des Begriffs leistet Stefan Breuer: *Anatomie der Konservativen Revolution*. 2., durchgesehen und korr. Aufl. Darmstadt 1995, S. 180 ff.

³ Ernst Osterkamp hat darauf hingewiesen, daß Borchardts Rede an der Münchner Universität auch in einem wissenschaftsstrategischen Kontext zu perspektivieren ist (vgl. Ernst Osterkamp: „Verschmelzung der kritischen und der dichterischen Sphäre“. Das Engagement deutscher Dichter im Konflikt um die Muncker-Nachfolge 1926/27 und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. In: *JbdtSchges* 33, 1989, S. 348-369). In der zum Zeitpunkt des Vortrags offenen Frage um die Neubesetzung eines germanistischen Lehrstuhls an der Münchner Universität ergreift Borchardt Partei für Josef Nadler. Verdeckt tut er dies in seiner Rede *Schöpferische Restauration*, indem er, wie sich zeigen ließe, Nadler in der romantischen nationalen Bewegung, insbesondere in der Figur August Wilhelm Schlegels spiegelt, um Nadler so den versammelten Münchner Honoratioren und Universitätsprofessoren als ‚nationalen Erneuerer‘ zu empfehlen.

⁴ Vgl. Hermann Kurzke: *Romantik und Konservatismus*. Das ‚politische‘ Werk Friedrich von Hardenbergs (Novalis) im Horizont seiner Wirkungsgeschichte. München 1983, S. 11-35.

sinn. Hegel legt mit seiner Diagnose vom Wirklichkeitsverlust des romantischen Subjekts den Grund für diesen wirkungsmächtigen Interpretationsstrang, der dann von Heine als Hauptvorwurf gegenüber Friedrich Schlegel als Gegenwartsverlust der Romantiker reformuliert wird und den Gervinus in seiner Literaturgeschichte ebenfalls aufnimmt als Praxisscheu der Romantiker, die vor dem Gegenwärtigen, Tätigen, Wirklichen flüchteten. Diese Diagnose verknüpft sich bei den Junghegelianern Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge ebenso wie bei Heine und Gervinus mit der Kritik am romantischen Konservatismus. Denn gerade das fehlende Sensorium für die eigene Zeit und Politik ist es, das – nach der Argumentation der Romantikkritiker – diese zu ihrer Rückwärtsgewandtheit, zu ihrer Präferenz für einen ständisch-katholischen Staat nach mittelalterlichem Vorbild, insgesamt zur restaurativen Tendenz treibt. Kurzke resümiert, daß bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der „Konservatismus [...] zum zentralen Definitionselement des Romantikbegriffs“⁵ und zum Kristallisationspunkt der Romantikkritik avanciert.

Nach 1900 ist eine derart sprunghafte Expansion in der Romantikrezeption zu verzeichnen, daß der Literaturwissenschaftler Julius Petersen konstatiert, „die Beschäftigung mit der Romantik [hat] ein derart erdrückendes Übergewicht gewonnen, daß [...] die heutige Literaturgeschichte beinahe mit Romantikforschung gleichgesetzt werden kann [...]“.⁶ Seine Darstellung der Romantikrezeption etwa seit 1900 beschränkt sich dabei nicht auf Beiträge aus den Literaturwissenschaften, sondern es dokumentiert sich bei Petersen durch die besprochenen Kunsthistoriker, Historiker, Soziologen, Staatsrechtler auch die disziplinäre Ausbreitung des Romantikinteresses.⁷ So findet nach der Jahrhundertwende nicht nur, was Karl Heinz Bohrer betont, eine Neuentdeckung der künstlerischen Romantik, eine „ästhetische Umkehr der Kritik“⁸ statt, sondern die Rezeption expandiert insge-

⁵ Kurzke (Anm. 4), S. 34.

⁶ Julius Petersen: Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft. Leipzig 1926, S. 2. Petersen gibt einen Überblick zu den verschiedenen methodischen Ausprägungen der zeitgenössischen Literaturwissenschaft am Beispiel der Romantikforschung so, daß er zugleich einen Forschungsüberblick der Publikationen zur Romantik seit 1900 liefert; eine Dokumentation der besprochenen Literatur findet sich am Ende der Publikation (S. 186–203).

⁷ Die literaturwissenschaftliche Romantikrezeption seit 1900 ist dargestellt bei Ralf Klausnitzer: Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich. Paderborn 1999, S. 31–80.

⁸ Karl Heinz Bohrer: Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne. Frankfurt a. M. 1989, S. 243.

samt und in allen Bereichen, im Ästhetischen, Wissenschaftlichen und Politischen.

Mit Friedrich Meineckes *Weltbürgertum und Nationalstaat*⁹ setzt zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine neue, jetzt affirmative politische Akzentuierung der Romantik ein. Überraschend ist, daß es gerade der liberale Historiker Meinecke ist, der es sich zur ausgesprochenen Aufgabe macht, die Aufmerksamkeit auf den „romantisch-konservativen Zweig“ der „nationalen Idee in Deutschland“ zu lenken, der „im ganzen weniger bekannt und gewürdigt“ werde als der „liberale und demokratische“.¹⁰ Kritisch verhält er sich, wie zu erwarten ist, zur „spezifisch konservativen Ausdeutung des Nationalitätsprinzips“ (S. 87) bei Friedrich Schlegel (S. 86-87).

Je konservativer eine Nation ist, wird uns gesagt, um so mehr ist sie Nation. [...] Der eigentlich nationale Staat ist für ihn demnach der ständische Staat [...]. Adels herrschaft ist für ihn tatsächlich beinahe gleichbedeutend mit Nationalität. [...] Dadurch vergewaltigte er sogleich den Begriff der nationalen Eigentümlichkeit und Ursprünglichkeit, indem er ihr vorschrieb, worin sie zu bestehen habe, und jede Abweichung davon für Korruption und Verfall erklärte. Und er kanonisierte und dogmatisierte damit nur eine bestimmte Entwicklungsstufe des politischen Lebens, die überdies nicht eigentümlich für die einzelne Nation, sondern eigentümlich für den ganzen romanisch-germanischen Völkerkreis gewesen war.

In der Frage der Herrschaftsform folgt Meinecke der liberalen Kritik des 19. Jahrhunderts am romantischen Feudalstaat. Nicht was die Staatsverfassung betrifft, sondern an einem anderen Punkt setzt seine positive Umdeutung der politischen Romantik an. Er greift in seiner Darstellung der politischen Romantiker Friedrich Schlegel, Novalis und Adam Müller den zum Topos der Romantikrezeption gewordenen Vorwurf der Wirklichkeitsferne auf, wendet ihn aber jetzt nicht gegen die Romantiker, sondern macht ihn zur Signatur des deutschen Idealismus und des durch ihn bestimmten Zeitgeistes. Allenfalls die Frühromantik sei weiterhin durch diese Zeitstimmung geprägt, während die spätere Romantik sich gerade durch eine „Hinwendung zur Wirklichkeit“ (S. 81), zum Politischen und das heißt bei Meinecke zum Nationalen auszeichne. Das Interesse der Romantiker am Mittelalter, das von der Romantikkritik als Rückwärtsgewandtheit interpretiert worden ist, deutet Meinecke entgegen der kritischen

⁹ Die Arbeit ist 1907 zuerst erschienen; hier wird zitiert nach Friedrich Meinecke: *Weltbürgertum und Nationalstaat*. München ⁶1922.

¹⁰ Meinecke (Anm. 9), S. 21.

Lesart nun positiv als Beginn des historischen Denkens in der Staatslehre (S. 136).

Burke hat [...] auf Adam Müller [...] tief gewirkt; [...] er hat [...] den naturrechtlichen Staatsauffassungen des 18. Jahrhunderts den ersten entscheidenden Stoß versetzt und allem Denken über den Staat Elemente zugefügt, die niemals wieder ausgeschieden werden können. Er hat die irrationellen Bestandteile des Staatslebens, die Macht der Tradition, der Sitte, des Instinktes, der triebartigen Empfindungen tiefer würdigen und verstehen gelehrt.

Im Anschluß an Burke werde eine politische Gemeinschaft bei Adam Müller nicht mehr durch ahistorische Vernunftgründe legitimiert, sondern durch die „historisch-politische Besonderheit“ einer „Staatsgemeinschaft“: „Nationalität“ ist das „Ergebnis historisch-politischer Vorgänge“ (S. 153). Das Nationale in der Fassung der politischen Romantik bestimmt Meinecke im Rückgang auf Adam Müller und dessen „Theorie des nationalen Staatslebens“ (S. 130). Unter dem Einfluß von Friedrich Gentz mit dessen „Sinn für den Zusammenhang von Nationalkultur und Nationalstaat“ (S. 134) werde der Staat bei Müller als „geschlossene, lebensvolle und eigenartige Einheit“ (S. 148) konzeptualisiert. Meinecke exponiert das romantische Nationenkonzept als eine Kombination von staatlicher und kultureller Einheit.

Diese Perspektivierung romantischer Ordnungsvorstellung weist dabei deutliche Parallelen zu Meineckes eigener Idealvorstellung von Nationalität auf, wie er sie im ersten einleitenden Kapitel skizziert. Er unterscheidet in diesem ersten Kapitel „Allgemeines über Nation, Nationalstaat und Weltbürgertum“ zwischen „Staatsnation“ und „Kulturnation“ und fragt nach ihrem Verhältnis zueinander. Die reine „Staatsnation“, die zumeist historisch als „Staatsbildung von oben her“ entstanden ist, gilt ihm als „höchst unvollkommen“ (S. 8); das gleiche ist für die reine „Kulturnation“ zu sagen, denn die „erste Voraussetzung dafür, daß eine Nation sich entwickelt, ist, daß sie eine feste territoriale Grundlage, ein ‚Vaterland‘ gewinnt“ (S. 2). Statt dessen präferiert er eine Kombination beider Typen (S. 11):

Und weil das Wesen des modernen Nationalstaates nun höchstmögliche Aktivität der ihn bildenden Nation ist, so ist es auch mit seiner äußeren Herstellung und Erhaltung noch lange nicht getan. Es ist damit nur der äußere Wall der Macht gleichsam geschaffen, [...] innerhalb dessen sie nun ihr inneres geistiges und gesellschaftliches Leben zugleich zu steigern und zu harmonisieren strebt.

Die Diagnose, daß eine Staatsgründung zwar die notwendige Voraussetzung von Nationalität sei, aber nicht ihre hinreichende Bedingung,

sondern eine soziale und kulturelle politische Einheit hinzukommen müsse, wendet Meinecke hier zwar nicht explizit auf die eigene Gegenwart an, aber sie läßt sich doch leicht als Kommentar zur deutschen Reichsgründung und der ihr nachfolgenden Epoche lesen. 1871 ist nach Meinecke nicht die abschließende Antwort auf die nationale Frage.

Mit seinem emphatischen Nationenkonzept schießt Meinecke freilich über das Nationenverständnis des älteren Liberalismus hinaus, dessen Ziel vor 1871 die nationale Einheit war und dessen Fokus nach der Reichsgründung auf den freiheitlichen Ausbau der Staatsverfassung gerichtet war.¹¹ Mit Hans-Ulrich Wehler läßt sich hier von einem Wechsel vom „unifizierenden“ zum „integrierenden“¹² Nationenkonzept sprechen. Ein Wandel, den die Legitimations- und Existenzkrisen generierten, die der staatlichen Nationengründung folgten. Wehlers These, daß die „Nationalbildung als Folge der Herrschaftsbildung“ (S. 75) anzusehen ist, bestätigt sich hier. Die staatliche Einheit zieht als „Legitimations-, Integrations- und Mobilisierungsideo-logie“ (S. 63) das „integrierende“ Nationenkonzept nach sich.¹³

Die Geschichtswissenschaft hat innerhalb Meineckes Projekt, eine geistige nationale Gemeinschaft zusätzlich zur staatlichen zu schaf-

¹¹ Vgl. zu den Zielen, Fraktionierungen und Problemen des Liberalismus 1870-1918 die Darstellung von Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte. 1866-1918: Machtstaat vor der Demokratie*. München 1998, Bd. II, S. 314-330 und S. 521-535. Meineckes emphatisches Nationenkonzept läßt sich auch als Reaktion auf die internen Probleme des Liberalismus nach 1890 beschreiben, die nach Nipperdey aus einer Krise der „klassischen liberalen Wert- und Zielvorstellungen“ (S. 524) resultierten. Nipperdey beschreibt, wie nicht mehr als traditionell liberal anzusehende, teilweise sogar dem Liberalismus widersprechende Programmatiken Eingang gefunden haben; so gab es „konservative Liberale“, die den „Staat vor dem Individuum ins Zentrum der modernen Kultur“ (S. 525) setzten. Wenn auch Meineckes emphatisches Nationenkonzept deutlich eine konservative Richtung aufweist, so zeigt er sich andererseits als gemäßigt, als pluralistisch-freiheitlich orientiert innerhalb des Nationalismus, wenn er programmatisch im ersten Kapitel verkündet: „[...] Aufgabe des modernen Nationalstaates [kann] nicht sein, die Gegensätze zu vernichten, die nationale Kultur zu nivellieren, sondern nur eine Gemeinsamkeit in gewissen Grundanschauungen und eine gegenseitige Duldung und Anerkennung dessen, was verschieden und mannigfaltig bleiben darf, zu erreichen [...]“ (Meinecke [Anm.9], S. 13). Meinecke gehört keinesfalls zum Radikalnationalismus, dessen Entstehung nach 1890 Nipperdey beschreibt, der entweder völkische oder imperialistische Züge trägt.

¹² Hans-Ulrich Wehler: *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*. München 2001, S. 52.

¹³ Nipperdey konstatiert für die Zeit nach 1890 in Deutschland: „Der Nationalismus intensiviert sich noch einmal ganz außerordentlich [...]“ (Nipperdey [Anm. 11], S. 595).

fen, ihren Platz, wie er im „Vorwort zur zweiten Auflage“¹⁴ von 1911 (S. VI) programmatisch verkündet.

Mein Buch beruht auf der Meinung, daß die deutsche Geschichtsforschung, ohne auf die wertvollen Überlieferungen ihres methodischen Betriebes zu verzichten, doch wiederum zu freier Regung und Fühlung mit den großen Mächten des Staats- und Kulturlebens sich erheben müsse, daß sie sich, ohne Schaden zu nehmen an ihrem eigensten Wesen und Zwecke, mutiger baden dürfe in Philosophie wie in Politik, ja daß sie erst dadurch ihr eigenstes Wesen entwickeln könne, universal und national zugleich zu sein.

Der Gegenwartsbezug seiner historischen Forschung bleibt dabei eine Konstante der verschiedenen Auflagen seines Buches, so bemerkt er im Vorwort zur vierten Auflage von 1917: „Der Krieg hat das Interesse an den Problemen des Buches lebendig erhalten“ (S. VII). Ende 1918 im Vorwort zur fünften Auflage heißt es dann: „Die Entwicklungsfäden, die aus meiner Forschung und Betrachtung in die heutige ernste Lage und ihre Aufgaben hinüberführen, wird der aufmerksame Leser leicht bemerken. [...] Seine innersten Grundgedanken werden auch, wie ich glaube, in der neuen Zeit sich behaupten“ (S. VIII). Als nationale Geschichtsschreibung bleibt nach Meineckes Selbstverständnis seine Schrift auch während des Krieges und über ihn hinaus aktuell.

Wie die positive Romantikrezeption des Liberalen Meinecke erstaunt, so verblüfft der konservative Staatsrechtler Carl Schmitt mit seinem krass negativen Bild der politischen Romantiker. In seiner Arbeit *Die Politische Romantik*¹⁵ von 1919 erneuert und radikalisiert er die Darstellung der gegenwartsvergessenen Romantik, wie sie die Deutungstradition des 19. Jahrhunderts bestimmte, gegen Meineckes Bild der weltbezogen-politischen Romantik. Als Äquivalent zum fehlenden Wirklichkeitsbewußtsein und Gegenwartssinn konstatiert die traditionelle Kritik die romantische Hinwendung zum Geistigen und zur Vergangenheit. Anders Schmitt, der der Romantik jedes Interesse an der konkreten, individuellen oder historischen Beschaffenheit von Objekten oder Ideen abspricht und eben auch eine ernsthafte Absicht in bezug auf einen ständisch-katholischen Staat nach mittelalterlichem Vorbild; stattdessen diene den Romantikern die „Welt als occasio“¹⁶, „als bloßer Anlaß“ (S. 20), um daran die eigene Phantasie, den Möglichkeitssinn zu erproben und zu

¹⁴ Meinecke (Anm. 9), S. VI.

¹⁵ Carl Schmitt: *Politische Romantik*. Berlin 1998.

¹⁶ Schmitt (Anm. 15), S. 102.

genießen.¹⁷ So sind die Gegenbegriffe zum Wirklichen und zur Gegenwart bei Schmitt nicht mehr das Geistige und die Vergangenheit, sondern das Mögliche. Die Romantik entdeckt danach nicht, wie in Meineckes Darstellung, das historische Denken (S. 80).

Das vergangene Faktum hat die Seinsqualität des Wirklichen, ist konkret und real, nicht willkürliche Dichtung, und hat trotzdem nicht die Zudringlichkeit der gegenwärtigen Realität, die den Romantiker als existierenden Einzelmenschen in jeder Sekunde bedrängt. Sie ist insofern Realität und Nicht-Realität zugleich, sie kann auch gedeutet, kombiniert und konstruiert werden; sie ist geronnene Zeit, die man in die Hand nehmen kann, um wunderbare Figuren daraus entstehen zu lassen.

Die Geschichtsdarstellungen der Romantiker sind für Schmitt daher nur „phantastische Konstruktionen“, und er findet es „fast komisch, daß sehr ernste Historiker die Romantik für die Begründerin historischen Sinnes halten“ (S. 85). Im Gegensatz zur von Schmitt hier kritisierten Perspektivierung der Romantiker als historische und nationale Denker resümiert er die romantische Geisteshaltung mit der bekannt gewordenen Formel vom „subjektivierten Occasionalismus“.

Schmitt charakterisiert damit die politische Romantik in einer Weise, die seinem eigenen Politik- und Staatskonzept diametral entgegensteht. Die Romantiker (S. 77) stellten die

[...] Möglichkeit als die höhere Kategorie hin [...]; den Zustand ewigen Werdens und nie sich vollendender Möglichkeiten zogen sie der Beschränktheit konkreter Wirklichkeit vor. Denn realisiert wird ja immer nur eine der unzähligen Möglichkeiten, im Augenblick der Realisierung sind alle andern unendlichen Möglichkeiten präkludiert, eine Welt ist vernichtet für eine bornierte Realität, die ‚Fülle der Idee‘ einer armseligen Bestimmtheit geopfert.

Während Schlegel und Novalis die „unrealisierten“ (S. 80) und „unzähligen Möglichkeiten“ präferieren, die „Entscheidung offenlassen“, ja für sie eine „Unfähigkeit, sich zu entscheiden“ (S. 120), charakteristisch ist, tritt er für die Entscheidung ein. Nach Schmitts Deziisionismus, wie er ihn als Ordnungsmodell in der Schrift *Politische Theologie* von 1922 entwickelt, legitimiert sich eine politische Gemeinschaft durch die Entscheidungs- und Durchsetzungsfähigkeit ihres Souveräns: „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand ent-

¹⁷ Bohrer hat darauf hingewiesen, daß Schmitts Kritik der politischen Romantik gerade ihre ästhetische Modernität herausstellt. So scheinen seine Charakterisierungen des Romantischen über das Mögliche, das Phantastische, das Erlebnis der ihm zeitgenössischen Ästhetik entlehnt (vgl. Bohrer [Anm. 8], S. 284-311).

scheidet“.¹⁸ Nach dieser Schmitt'schen Definition des Politischen folgt für die politische Romantik, daß sie unpolitisch ist. Schmitt kritisiert damit nicht wie die liberale und demokratische Romantikkritik des 19. Jahrhunderts bis zu Meinecke die konservative, ständisch-katholische Grundhaltung der Romantik und die entsprechende restaurative Herrschaftsform; im Gegenteil spricht er ihr eine entschiedene Haltung im Politischen und damit das Politische in seinem Sinne überhaupt ab. Nach seiner Darstellung kann die Romantik sowohl konservativ als auch revolutionär sein und zwar wegen ihrer grundlegenden occasionalistischen Struktur.

Schmitts politischer Impuls ist es zum ersten, den ‚wahren Konservatismus‘, für den bei ihm historisch die Namen Bonald, de Maistre, Donoso Cortes und Burke eintreten und deren Staatskonzeptionen Gegenstand der *Politische[n] Theologie* sind, vom nur scheinbaren romantischen Konservatismus zu unterscheiden.¹⁹ Schmitt unterscheidet dazu zwischen der „Passivität“ der Romantiker im Politischen und „den aus politischen Erfahrungen und Zielen sich ergebenden Hemmungen eines aktiven Staatsmannes“ (S. 119):

Das Kriterium liegt darin, ob die Fähigkeit, zwischen Recht und Unrecht sich zu entscheiden, vorhanden ist oder nicht. Sie ist das Prinzip jeder politischen Energie, der revolutionären [...] wie der konservativen [...].

Es geht ihm hier um den „Unterschied zwischen politischer Romantik und gegenrevolutionärer Staatstheorie“ (S. 120). Zweitens wendet sich Schmitt mit seiner Perspektivierung der politischen Romantik als wirklichkeitsfern und unpolitisch gegen Meinecke.²⁰ Es konkurrieren hier nicht nur zwei Romantikdeutungen, sondern auch zwei gegenwärtige politische Ordnungsmodelle: Meineckes Programm ist es, den Legitimitätskrisen des liberal-parlamentarischen Nationalstaats mit einem „integrativen“ Nationenkonzept (Wehler) beizukommen,

¹⁸ Carl Schmitt: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*. Berlin 1996, S. 13.

¹⁹ Kurzke bemerkt ebenfalls, daß es Schmitt um die „Reinigung der konservativen Tradition von ihrem störenden romantischen Element“ (Kurzke [Anm. 4], S. 41) geht, ohne jedoch weiterhin die konservative Tradition auszuweisen, auf die es Schmitt ankommt.

²⁰ Daß es Schmitt auch um eine Entgegensetzung zum zeitgenössischen Liberalismus geht, betont auch Bohrer: „Die Romantik ist nur der ferne Name für eine gegenwärtige Sache: den bürgerlichen Liberalismus als der Zielscheibe eines kulturevolutionären Denkens [...]“ (Bohrer [Anm. 8], S. 285). „Nun benutzt Schmitt die politische Romantik als geistesgeschichtliche Präfiguration des zeitgenössischen Liberalismus, dem seine aktuelle Feindschaft gilt, weil er hier die Folgen eines dem ‚Realitäts‘-Zwang sich entziehenden subjektivistischen Denkens vermutet“ (S. 301-302).

während Schmitt mit seiner dezisionistischen Souveränitätslehre letztlich auf eine Änderung der Staatsverfassung zielt im Sinne einer antiliberalen, gouvernemental orientierten Herrschaftsform.

Hofmannsthals und Borchardts Reden 1927 in München folgen der von Meinecke eröffneten politischen Perspektive auf die Romantik, indem sie zum ersten ihre Romantikdarstellungen auf die nationale Frage beziehen und zum zweiten diese bis in die eigene Gegenwart verlängern.²¹ Dieser Gegenwartsbezug, der bei Meinecke nur implizit vorhanden war, wird von Hofmannsthal in *Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation*²² explizit hergestellt. In seiner Rede beklagt er, daß entgegen dem französischen „Nationstaat“²³, der seine Einheit einer gemeinsamen Sprache und Literatur verdanke, in Deutschland eine derartige nationale Gemeinschaft fehle, weil kein „Zusammenhang in der Ebene der Gleichzeitigkeit, kein Zusammenhang in der Tiefe der Geschlechterfolge“ (S. 28) bestehe. In expliziter Bezugnahme auf Nietzsches erste *Unzeitgemässe Betrachtung* ruft Hofmannsthal die Figur des „Suchenden“ (S. 29) auf den Plan. Die „Suchenden“ werden bei Nietzsche kurz und positiv als Verteidiger der „ächten ursprünglichen deutschen Kultur“²⁴ eingeführt. Zwar macht Hofmannsthal, darin Nietzsche folgend, die „Suchenden“ ebenfalls zum „geistigen Gewissen der Nation“²⁵, allerdings weicht er in ihrer weiteren Charakterisierung in zwei Punkten von Nietzsche ab: erstens unterscheidet er dem Typ nach die romantischen Suchenden von den zeitgenössischen, und zweitens schreibt er der ersten Gruppe, hierin nicht an Nietzsche, sondern an Schmitt erinnernd, deutlich negative

²¹ Kurzke bemerkt, daß die „konservative Politisierung des Romantikbegriffs in den Jahren von 1914 bis 1945 den höchsten Grad [erreicht]. Ihr Brennpunkt ist in den Gruppierungen der ‚konservativen Revolution‘ zu suchen [...]“ (Kurzke [Anm. 4], S. 36). Neben Beispielen aus der politischen Publizistik wie Georg Quabbe und Arthur Moeller van den Bruck geht Kurzke hier ausführlicher auf die Romantikkrezeption bei Thomas Mann, Carl Schmitt und Othmar Spann ein. Weitere Belege zur Romantikkrezeption innerhalb der sogenannten *Konservativen Revolution* bei Mohler (Anm. 2).

²² Hugo von Hofmannsthal: *Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation*. Rede, gehalten im Auditorium maximum der Universität München am 10. Januar 1927. Zugewidmet Karl Vossler, dem Rektor der Universität. In: Ders.: *Gesammelte Werke*, hg. v. Herbert Steiner. Reden und Aufsätze III. 1925-1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen. 1889-1929, hg. v. Bernd Schoeller. Frankfurt a. M. 1980, S. 24-41.

²³ Hofmannsthal (Anm. 22), S. 27.

²⁴ Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemässe Betrachtungen* I. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio Colli/ Mazzino Montinari. München 1988, Bd. I, S. 157-242, hier S. 167.

²⁵ Hofmannsthal (Anm. 22), S. 30.

Züge ein.²⁶ Auf die selbst gestellte Frage: „Worin denn liegt aber das Neue, daß diese unsere Suchenden bezeichnet als die Unsrigen, wodurch denn unterscheiden sie sich vom romantischen [...] Treiben [...]?“ (S. 36), antwortet Hofmannsthal (S. 37):

An Stelle jenes damaligen verantwortungslosen Wesens, [...] ist bei unseren Suchenden ein strengeres, männlicheres Gehaben unverkennbar getreten, [...] eine fast grimmige Festigkeit gegenüber der Verführung, sowohl ans Begriffliche als an das Schwärmerische sich zu verlieren – ein Mißtrauen gegen das unverantwortlich Spekulative [...]. Denn nicht Freiheit ist es, was sie zu suchen aus sind, sondern Bindung.

Die Unterscheidung, die Hofmannsthal zwischen den romantischen und den zeitgenössischen „Suchenden“ macht, ist weniger eine historische denn eine typologische. Zwei Typen „Suchende“, die Bindungs- und die Freiheitssuchenden, werden ohne eine historische Fundierung gegeneinander gestellt. Nach Schmitt sind die politischen Romantiker, namentlich Friedrich Schlegel und Adam Müller, „sozial und geistig ohne jeden Halt“, woraus er folgert, daß sie sich „ohne ein anderes Verantwortungsgefühl als das eines diensteifrigen, servilen Funktionärs, für jedes politische System benutzen lassen [...]“.²⁷ Diese hier kritisch akzentuierte Ungebundenheit der Romantiker²⁸ liegt

²⁶ Daß Hofmannsthal den „Suchenden“ abweichend von Nietzsche kritische Charakterisierungen beigibt, bemerkt Karl Pestalozzi, ohne jedoch weiter zu fragen, woher diese kommen oder wie sie motiviert sind: „Der von Nietzsche heroisch konnotierte Suchende wird mehr und mehr als Opfer seiner Verblendung entlarvt“ (Karl Pestalozzi: „Zur Problematik von Hofmannsthals Schrifttumsrede“. In: Basler Hofmannsthal-Beiträge, hg. v. K. P. Stern/ Martin Stern. Würzburg 1991, S. 241-249, hier S. 245). Bei Pestalozzi auch weitere Forschung zu Hofmannsthals Rede, in der aber bisher weder Hofmannsthals Romantikbild im Vortrag noch dessen Herkunft untersucht wurde; vielmehr richtet sich der Fokus auf die zeitgenössischen „Suchenden“ und ihre konkrete Identifizierung, so bei Lorenz Jäger: „Neue Quellen zur Münchner Rede und zu Hofmannsthals Freundschaft mit Florens Christian Rang“. In: Hofmannsthal-Blätter 29, 1984, S. 3-29.

²⁷ Schmitt (Anm. 15), S. 111-112.

²⁸ Karl Mannheim, dem Schmitts Arbeit bekannt war, stellt die Diagnose von der geistigen und sozialen Ungebundenheit der politischen Romantiker ins Zentrum seiner Darstellung, ohne damit ein negatives Urteil zu verbinden; die bekannt gewordene Kategorie des „freischwebenden Intellektuellen“ bei Mannheim ist vielmehr bestimmt durch die Ambivalenz dieses Typs: „Diese freischwebenden Intellektuellen sind die typischen Rechtfertigungsdenker, ‚Ideologen‘, die jedes politische Wollen, in dessen Dienst sie sich stellen, zu unter- und zu hintergründen verstehen. Aus ihrer eigenen Lage ergibt sich keine Gebundenheit, sie haben aber eine äußerst feine Empfindsamkeit für die in dem Lebensraum vorhandenen Kollektivwollungen und die Fähigkeit, sie aufzuspüren und sich in sie einzufühlen. Sie wissen von sich aus gar nichts; sobald sie aber etwas Fremdes auffangen, und sich mit ihm identifizie-

bei Schmitt in der Struktur des romantischen Denkens begründet (S. 18).

Die romantische Haltung wird am klarsten durch einen eigenartigen Begriff bezeichnet, den der *occasio*. [...] seine eigentliche Bedeutung erhält er durch einen Gegensatz: er verneint den Begriff der *causa*, das heißt [...] jede Bindung an eine Norm. Es ist ein auflösender Begriff, denn alles, was dem Leben und dem Geschehen Konsequenz und Ordnung gibt, [...] ist mit der Vorstellung des bloß *Occasionellen* unvereinbar.

Bei Hofmannsthal ist es der „Verantwortlichkeitssinn“²⁹, der die zeitgenössischen von den romantischen „Suchenden“ unterscheidet, und die Erkenntnis, „daß dem Leben entfliehen, wie die Romantik wähnte, unmöglich ist: daß das Leben lebbar nur wird durch gültige Bindungen“ (S. 39). Die romantische Gegenwartsvergessenheit, die Hofmannsthal zudem bemüht, ist ein durchgängiger Topos der Romantikrezeption, aber die Kritik an einer daraus abgeleiteten romantischen Verantwortungslosigkeit teilt Hofmannsthal im besonderen mit Schmitt.³⁰ Sein Gegenentwurf einer politischen Gemein-

ren, wissen sie es *besser* und in der Tat besser als jene, für die die Lage, das seinsmäßige Schwergewicht ein Wollen zum Schicksal macht. So wird denn auch die Eigenart dieses Denkstils durch die Sensibilität charakterisiert“ (David Kettler u. a. (Hgg.): Karl Mannheim: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1984, S. 146). Diese Qualität der „freischwebenden Intellektuellen“ hat ihren Platz und ihre Funktion innerhalb von Mannheims Darstellung der gesellschaftlichen Modernisierung: „[...] es scheint, daß [...] bei dem immer komplizierter werdenden Gesellschaftsprozess seine intellektuelle Durchleuchtung immer nötiger wird. Am Anfang dieser Linie, [...] in der die Geschichte gleichsam ein Organ der Selbstbeobachtung sich schafft, stehen jene geschichtsphilosophischen Spekulationen, die die Aufklärungsphilosophie aufgestellt hat. Und genau dieselbe Funktion erfüllt das romantische Denken [...]. [...] gäbe es diese ungebundene, sozial freigestellte Literatenschicht nicht, so wäre es leicht möglich, daß in dem kapitalistisch werdenden Sozialkörper ein großer Teil unserer geistigen Inhalte verschwände und nur die nackten Interessen übrigblieben“ (S. 145-147).

²⁹ Hofmannsthal (Anm. 22), S. 39.

³⁰ In der 1919 gehaltenen *Rede auf Beethoven* vergleicht Hofmannsthal ebenfalls an mehreren Stellen die Generation um 1800 mit seiner eigenen Zeit. Hier fehlen noch fast völlig die negativen Charakterisierungen der Romantiker, vielmehr findet eine weitgehende Identifikation beider Zeiten als Epochen des Aufbruchs statt. Tatsächlich ist belegt, daß Hofmannsthal Schmitts Schriften 1926 zuerst rezipiert. In einem Brief an Josef Redlich vom 9.11.1926 berichtet Hofmannsthal, daß er vor „etlichen Wochen“ Carl Schmitt und dessen Schrift *Politische Theologie* entdeckt und sogleich auch *Die Diktatur* gelesen habe (Hugo von Hofmannsthal, Josef Redlich: Briefwechsel. Frankfurt a. M. 1971, S. 77 f.). In seinen Aufzeichnungen aus dem Nachlaß vom Oktober 1926, also drei Monate vor dem Vortrag in München, schreibt er: „Lese in der ‚Politischen Theologie‘ von Carl Schmitt [...]. *Autoritas, non veritas facit legem* Hobbes (zitiert bei Schmitt, ‚Politische Theologie‘)“ (Hofmannsthal [Anm. 22], S. 586-587).

schaft, die auf „gültigen Bindungen“ aufbaut, findet dabei ihr Äquivalent in Schmitts Lehre vom Souverän, der bindend über Recht und Unrecht entscheidet.³¹

Wie Hofmannsthal diagnostiziert Borchardt in seiner Rede *Schöpferische Restauration* einen zeitgenössischen Mangel an nationaler Gemeinschaft für Deutschland und fundiert dieses Problem in einem ausgedehnten Vergleich mit der romantischen Epoche. Borchardt bestimmt die Romantik als eine Bewegung, die nach den Befreiungskriegen unter Berufung auf die „Welt der Geschichte“ und auf den „historischen Begriff des Volkes“³² Deutschland als nationale Gemeinschaft konstituiert.³³ Zugleich stellt Borchardt aber heraus, daß der „pathetische Begriff des Volkes“ (S. 238) der Romantiker nicht zu halten sei, weil er eine „Fiktion“ (ebd.) darstelle (vgl. S. 247):

Die romantischen Definitionen des Volkes an sich, und des Volkes in Volkslied, Volkskunst, Volksstimme, Volksgefühl, Volkswahrheit sind als theoretische Begriffe durch die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts aufgelöst und abgeräumt, als praktische teils in der Sprache der Parteien zerrissen und zerfallen, teils längst zu bloßen Vorwänden geworden.

Borchardt verknüpft damit aber keine Kritik an der Romantik und negiert damit auch nicht die Wirksamkeit des romantischen Volksbegriffs zur Nationenbildung, die er im Gegenteil exponiert. Eine andere historische Entwicklung ist es nach seiner Darstellung, die das romantische Projekt zerstört (S. 247).

³¹ Daß sich Hofmannsthal mit seinem Ruf nach Bindung auch wieder dem George-Kreis annähert, darauf hat Stefan Breuer hingewiesen: „[...] am Ende schmilzt Hofmannsthals mühsam gewonnene Distanz gegenüber dem Georgianismus wieder zusammen. Mit der Schriftumsrede hat ihn der lange Schatten der Großen Mutter wieder eingeholt“ (Stefan Breuer: *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*. Darmstadt 1995, S. 148).

³² Borchardt (Anm. 1), S. 241.

³³ Stärker als Meinecke stellt der von Borchardt geschätzte Königsberger Literaturhistoriker Josef Nadler die Romantik als den alleinigen Urheber des deutschen nationalen Gedankens heraus. Nach seinem stammes- und landschaftshistoriographischen Ansatz, der die geistig-literarische Entwicklung als abhängig von Völkern und den von ihnen bewohnten Regionen sieht, verläuft bis ins 19. Jahrhundert eine Spaltung durch Deutschland, die die Entwicklung in der süd-westlichen Hälfte, der „römisch-germanischen Einheit“, von der nord-östlichen, der „deutsch-slawischen“ trennt. Mit der aus dem ostdeutschen Raum erwachsenden Romantik hebt nach Nadlers Darstellung eine nationale Einheitsbewegung an, deren vereinheitlichendes Prinzip der „völkische Drang“ sei, „sich in die nationale Vergangenheit des Mutterlandes einzuleben“ (Josef Nadler: *Die Berliner Romantik 1800-1814. Ein Beitrag zur gemeinvölkischen Frage: Renaissance, Romantik, Restauration*. Berlin 1921, S. 52). Die politische Romantik verfolgt also nach Nadler ein Nationenkonzept, das wesentlich auf der historischen Rückversicherung der politischen Gemeinschaft besteht.

Das Volk der Romantik besteht nicht mehr. Die Umschichtungen der vierziger und fünfziger Jahre hat das alte Volk [...] von der Überlieferung seiner Väter halb abgerissen, wir haben in Deutschland fünfundvierzig Großstädte, von denen dreinundvierzig zur Zeit der Romantik nicht bestanden, und sie sind ausnahmslos auf das Proletariat gegründet, das der Romantik unbekannt war [...], angesogen durch das aufzehrende Vakuum des großstädtischen Arbeiterbedarfs und in diesem Vakuum in kürzester Zeit auf die Beute des Kapitalismus, der Sensation und der Reklame reduziert, [...] ohne Nationalität, ohne Erinnerung an eine Vorzeit, [...] und in nichts anderem als dem Wahlrecht und der Steuerpflicht dazu befähigt, Teil eines Volkes zu sein [...].

Durch die in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts expandierende Industrialisierung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Umstrukturierungen geht nach Borchardts Diagnose das romantische „Volk“, die breite Basis der Nationenbildung, verloren. Mit der von Borchardt nicht ohne drastische Ausfälle beschriebenen „Masse“ ist aus seiner Sicht keine „Nation“ zu machen.

Das anstehende Projekt der „Schöpferischen Restauration“ stellt er daher nicht mehr unter den „quantitativen“ (S. 248) romantischen Leitbegriff des Volks, sondern unter den von ihm qualitativ verstandenen der „Nation“ (S. 249):

Wir ersetzen den Begriff des Volkes durch den von ihm streng geschiedenen der Nation, und haben auf die von sehr geschätzter Seite uns gemachte Vorhaltung, kein Volksteil habe das Recht, sich und die Seinen vorzugsweise als Nation zu bezeichnen, die höfliche Erwiderung, daß dem allerdings so ist, und daß wir niemandem die Zugehörigkeit zur Nation konzedieren, der nicht [...] den Geist der deutschen Geschichte und die Geschichte des deutschen Geistes in sich wieder erlebt und wieder erbaut [...].

Borchardt setzt konzeptuell den Akzent in der nationalen Erneuerung beim Einzelnen und dessen Bildungsprozeß. Bei Hofmannsthal führt der kontrastive Vergleich zwischen Romantik und Gegenwart zur Markierung einer typologischen Differenz und schließlich zur Absage an den romantischen Typus. Borchardt markiert historische Differenzen zwischen der romantischen und der zeitgenössischen nationalen Bewegung, spitzt dies aber nicht wie Hofmannsthal zu einer Absage an die Romantik zu. Im Gegenteil baut er mit seiner Darstellung zugleich eine Brücke zur eigenen Gegenwart, indem er den Romantiker eine gesteigerte Wahrnehmung gegenüber den Defiziten ihrer Gegenwart attestiert. Nach Borchardts Perspektive stehen die Romantiker in Opposition zu einer Verfallssituation, die sich als Verfallsgeschichte bis in die Gegenwart fortsetzt. Borchardts Schilderung der

„Notlage“ in Deutschland seit 1750, gegen die die Romantik opponiert, ist durchsetzt mit aktualisierenden Nebenbeibemerkungen wie „ganz wie bei uns“ oder „wie heut“ (S. 234). Die kulturkritische Perspektivierung bestimmt die Romantik relational als Gegenbewegung zur damaligen Zeit und aktualisiert sie zugleich als Vorbild für die von Borchardt programmatisch postulierte „Verwerfung unserer Zeit“ (S. 250). Der Einsatz der Bezeichnung Romantik als Relationsbegriff ermöglicht ihre zeitgenössische Vergegenwärtigung.³⁴ Borchardt radikalisiert nicht nur das Bild der romantischen nationalen Bewegung gegenüber Meinecke, indem er sie als *Gegenbewegung* kennzeichnet, sondern zusätzlich steigert er die Gegenwartsdiagnose zur radikalen Absage an die eigene Zeit. Das nationale Projekt der Romantik wird nicht mehr wie bei Meinecke der eigenen politischen Gemeinschaft als Aufgabe präsentiert, sondern gegen sie gewendet und zu einer Negation der Gegenwart zugespitzt. Das romantische Konzept der Kulturnation wird hier nicht als Ergänzung und Legitimationsbeschaffung der Staatsnation eingesetzt, sondern im Gegenteil wendet Borchardt den Begriff der Nation als kulturkritischen Kampfbegriff gegen die bestehende politische und gesellschaftliche Ordnung.³⁵

Borchardts Nationenkonzept läßt sich als elitär bezeichnen und in seiner Funktion im Gegenteil zu Meineckes „integrierendem“ Nationenkonzept auf Exklusion festlegen: wer nicht das kaum höher zu hängende Bildungslevel von Borchardt erreicht, der ist bei ihm unten durch. Verschiebt man die Perspektive allerdings ein wenig, so haben wir es hier mit einem extremen Individualismus, ja Privatismus zu tun, den Carl Schmitt als modernes Moment der Romantik so verabscheute. Was ist es anderes als „subjektivierter Occasionalismus“, wenn Borchardt 1925 im *Eranos-Brief* im Rückblick auf seine Studienzeit proklamiert: „Überall eher war Deutschland, als zwischen den

³⁴ Kurzke weist auf diese Denkfigur in der Romantikrezeption der „konservativen Revolution“ hin: Die „Gruppierungen der ‚konservativen Revolution‘“ sehen „ihren Kampf gegen die Weimarer Republik archetypisch im Kampf der Romantiker gegen Aufklärung und französische Revolution vorgebildet“ (Kurzke [Anm. 4], S. 36). – Die politische Bewegung des Konservatismus wird anders als der Liberalismus, Sozialismus und Kommunismus in der Regel ebenfalls als Relationsbegriff gefaßt.

³⁵ Diesen Wandel im Umgang mit dem Nationenkonzept beschreibt Stefan Breuer für die Autoren des „neuen Nationalismus“ der Weimarer Republik, denen es mit der Berufung auf die „Volksgemeinschaft“ nicht darum ging, „dem demokratischen Staat eine Legitimitätsreserve zu erschließen, sondern [...] ihm die Legitimität abzusprenken [...]“ (Breuer [Anm. 31], S. 189–190). Allerdings ist Borchardt konzeptuell deutlich geschieden von den Apologeten einer „Volksgemeinschaft“, weil er sich für seinen Nationenbegriff gerade nicht auf rassische oder völkische Merkmale, sondern auf kulturelle bezieht.

geographischen Grenzen von 97. Nirgends war es mir näher als in mir selber. In mir hatte ich es zu suchen, in mir was ich nicht fand zu holen.“³⁶ Borchardt setzt auf das ingeniose Individuum und damit auf eine „*Schöpferische* Restauration“ (Hervorhebung von mir, M. S.). Die Geschichte des modernen „freischwebenden Intellektuellen“ läßt Karl Mannheim mit den Romantikern beginnen, und Borchardt ist in diesem Sinne einer ihrer Nachkommen.

³⁶ Rudolf Borchardt: *Eranos-Brief*. In: Ders.: *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Prosa I, hg. v. Marie Luise Borchardt. Stuttgart 1957, S. 90-130, hier S. 118.

Romantik und Moderne

Manfred Frank (Tübingen)

„Romantische Ironie“ als musikalisches Verfahren Am Beispiel von Tieck, Brahms, Wagner und Weber¹

Wolfgang Iser zum 70. Geburtstag

Ein berühmtes Fragment des Novalis lautet: „Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge.“² Mit Recht hat man darin eine Charakterisierung der frühromantischen Grundhaltung überhaupt erkennen wollen. Sie hat Folgen für die Ästhetik, ja für die künstlerische Praxis im weitesten Sinn dieses Wortes. Darüber – mit einer Anwendung auf Lyrik und Musik – will ich im Folgenden handeln.

Die frühromantische Ästhetik ist nämlich mit einem Problem konfrontiert, das – blickt man auf die Geschichte des ästhetischen Denkens seit den antiken Anfängen – ganz einzigartig, ja völlig neu ist. Der Kunst muß nämlich etwas gelingen, woran die Philosophie scheitert: uns eine Darstellung d[ies]es Unbedingten zu liefern. Das Unbedingte heißt im philosophischen Diskurs dieser Epoche auch das ‚Unendliche‘ oder ‚das Absolute‘; und entsprechend wird von der Welt der Dinge auch als vom Reich des Relativen oder des Endlichen gesprochen. Relativ (oder bedingt) ist eines, das kein unabhängiges Bestehen in sich selbst hat, sondern eines anderen zu seinem Sein bedarf. Diese Beziehung auf ein anderes ist aber das gerade Gegenteil

¹ Den folgenden Vortrag habe ich, stark gekürzt, umformuliert und von seinem ursprünglichen Kontext befreit, aus der letzten (22.) meiner Vorlesungen zur Einführung in die frühromantische Ästhetik. Frankfurt a. M. 1989 (es 1563), S. 380-462, übernommen. Dort sind auch die Partituren der fünf Gesangstücke mit abgedruckt. – Nur drei starke Motive haben mich zur Reproduktion des Textes bewegen können: die feierliche Erinnerung an Tiecks 150. Todesjahr, das freundliche Drängen meiner Kollegen aus dem Redaktionskomitee des *Athenäum* und der besondere Reiz, der darin besteht, dass die Leser(innen) die Musikeinlagen dank der beigelegten CD nun wirklich auch hören können. Zuletzt hatte ich den Text mit den Musikbeispielen aus Anlass von Wolfgang Isers 70. Geburtstag in Konstanz vorgetragen. Ihm ist er gewidmet.

² Aus: „Vermischte Bemerkungen“, Nr. 1. In: Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. v. Paul Kluckhohn/ Richard Samuel. Stuttgart 1960 ff. (= NS), Bd. II, S. 412.

von Absolutheit – denn absolut wäre (wörtlich übersetzt) ‚id, quod est omnibus relationibus absolutum‘.

Wäre nun – so ist der Grundgedanke der romantischen Philosophen – das Relative das Letzte, zu dem unsere Orientierungsbedürfnisse gelangen können, so kämen wir nie zu einem Wissen. Denn Wissen ist (schon nach Platon) begründete wahre Meinung. So ist jedes Meinen von einer Bedingung (nämlich seiner Begründung durch ein anderes Meinen) abhängig – einer Begründung, die außerhalb seiner liegt und wiederum von einer Bedingung abhängt usw. Gäbe es nun nicht ein (im Wortsinne) Un-bedingtes, so verliefen sich die Begründungsversuche für Wissen im Unendlichen. Wir tauchten aus der Kette der endlosen Relativitäten niemals auf. Also muß es ein Meinen geben, das in sich selbst, und nicht in einem anderen begründet ist. Ein solches Meinen dürfte absolut heißen.

Aber dieses Ziel ist uns (wie wir eben gehört haben) verwehrt. Das hängt mit der Struktur unseres Denkens zusammen. Denken ist urteilen. Und das Urteil (oder, wie wir heute sagen würden, der Aussagesatz) hat (so lehrte es Fichte im WS 1794/95) die Struktur eines „ursprünglichen Teilens“.³ Es deutet etwas (ein Satzsubjekt) durch ein anderes (das Prädikat). So geraten die Glieder der Aussage in einen Gegensatz, der durch das ‚Verhältniswörtchen ist‘ (also die *Copula*) zwar vermittelt, aber nicht aufgehoben wird. Eines, das nur gilt kraft eines anderen, welches ihm zur Bestimmtheit verhilft, ist durch dieses andere bedingt, also gerade kein Unbedingtes. So kann unser Denken das Absolute – den Inbegriff dessen, was zur ultimativen Fundierung unserer Überzeugungen not tut – nicht erreichen.

Aber die Kunst kann gerade das. Friedrich Schlegel sagt: „[...] die Notwendigkeit der Poesie [gründet] [sich] auf das Bedürfnis, welches aus der Unvollkommenheit der Philosophie hervorgeht, das Unendliche darzustellen.“⁴ Wir können nämlich, fügt Novalis hinzu, einsehen, daß, „wenn der Character des gegebenen Problems Unauflöslichkeit ist, [...] so lösen wir dasselbe, wenn wir seine Unauflöslichkeit [als solche] darstellen“ (NS III, S. 376, Nr. 612). Und die Kunst ist genau dies: ‚Dar-

³ Johann Gottlieb Fichte: Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hg. v. Reinhard Lauth/ Hans Jacob. Stuttgart/ Bad Cannstatt 1962 ff. (= GA), Bd. II.4, S. 182.

⁴ Aus einer Privatvorlesung von 1807. Marburger Ms., S. 52 f. Zit. nach Karl Konrad Pohlheim: Die Arabeske. Ansichten und Ideen aus Friedrich Schlegels Poetik. München/ Paderborn/ Wien 1966, S. 59. Vgl. ein Fragment aus den *Ideen* (von 1800): „Wo die Philosophie aufhört, muß die Poesie anfangen“ (in: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, hg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Paderborn/ Darmstadt/ Zürich 1958 ff. [= KA], Bd. II, S. 261).

stellung des Undarstellbaren‘ (ebd., S. 685, Nr. 671). Was heißt das? Die Frühromantiker sind überzeugt, daß das Prinzip unseres Wissens – das Absolute – auf einem transzendenten Grunde ruht, der sich nicht in die Innerlichkeit unserer Vertrautheit mit uns selbst auflösen läßt. So wird der Grund von Selbstsein zu einem unausdeutbaren Rätsel. Dies Rätsel kann nicht mehr (allein) vom Denken bearbeitet werden. Darum vollendet sich die Philosophie in der und als Kunst. Denn in der Kunst ist uns ein Gebilde gegeben, dessen Sinnfülle von keinem möglichen Gedanken erschöpft wird. Darum kann der unausschöpfliche Gedankenreichtum, mit dem uns die Erfahrung des Kunstschönen konfrontiert, zum Symbol werden jenes in Reflexion uneinholbaren Einheitsgrundes, der der Fassungskraft des dualen Selbstbewußtseins aus strukturellen Gründen entgehen muß. (Auch Selbstbewußtsein hat ja die Struktur der ‚Ur-teilung‘: Ein Subjekt bezieht sich darin auf sich selbst als ein anderes: als Objekt.) Diesen Typ von symbolischer Repräsentation nennt die Frühromantik in polemischer Absetzung vom klassizistischen Wortgebrauch Allegorie. Die Allegorie – sagt Friedrich Schlegel – „deutet“ indirekt auf das, was sie direkt nicht aussprechen kann: das Unendliche (KA XVIII, S. 416, Nr. 1140). Das meint ja, wörtlich übersetzt, ἀλληγορεῖν: etwas anderes meinen als das, was man sagt (ἄλλα καὶ ἄλλως ἀγορεύειν). „Alle Schönheit“, schreibt Schlegel, „ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen“ (KA II, S. 324). Aber jedes einzelne Gedicht will das Ganze, „das überall Eine und zwar in seiner ungeteilten Einheit“ in sich darstellen; „das kann es nur durch Allegorie“ (ebd., S. 414). Allegorie ist eben nur „Andeutung des Unendlichen [...], Aussicht in dasselbe“ (ebd., S. 211; vgl. KA XI, S. 119). „Sie geh[t] bis an die Pforte des Höchsten, und begnügt sich hier, das Unendliche, das [Absolute], was sich philosophisch nicht bezeichnen und erklären läßt, unbestimmt [nur] anzudeuten“ (ebd.).

Der Allegorien-produzierende Künstler meint also das Unbedingte – und kann doch immer nur Dinge produzieren: Wörter, Bilder, Tonfolgen, die alle gegenständlich und durch andere bedingt sind. Er will ‚das Unendliche‘ darstellen, aber er produziert in alle Ewigkeit nur Endliches. Nun läßt sich rasch einsehen, daß dieser Widerspruch grundsätzlich ist. Schlegel sagt: „Das eigentlich Widersprechende in unserm Ich ist, daß wir uns zugleich endlich und unendlich fühlen“ (KA XII, S. 335). Wie anders sollten wir diesen Widerspruch lösen, als daß wir (und unvermeidlich) Endliches, Bestimmtes produzieren und zugleich beständig der Endlichkeit des Dargestellten widersprechen?

Dieser Widerspruch kann aber nicht auf der Ebene des künstlerischen Inhalts liegen. Kein Inhalt ist von sich selbst her derart, daß er

seine eigene Endlichkeit/Bestimmtheit dementieren könnte. Also muß er in der ‚Art, wie‘ ich produziere, liegen: in einem bestimmten Stilzug, dem der Ironie. Ironisch ist etwas gesagt (halten wir uns zunächst an die Dichtung), wenn durch die Art, wie ich es sage, seine Bestimmtheit auch wieder aufgehoben wird oder sich selbst zurücknimmt zugunsten der Unendlichkeit dessen, was an seiner Stelle ebenso gut hätte gesagt werden können.

Wie erreicht dies der Dichter? Natürlich nicht in der Zusammenhanglosigkeit einer einfachen und isolierten Äußerung. Damit die ironische Rede sprechen und ihr Sprechen auch wieder aufheben kann, muß sie durch eine zeitliche, möglichst variable Abfolge schreiten. Je stärker die Variation, je schroffer die Gegensätze, die dem nachvollziehenden Verstand zugemutet werden, umso weniger kann sich das Gefühl einer (identitätsgesteuerten) Kontinuität bilden, umso mehr drängt sich dagegen das Gefühl eines unentwegten Flottierens des Sinns unter der Ausdruckskette auf. Tieck hat die hier geforderte Technik in einer frühen Studie (von 1796) genau untersucht. Sie trägt den Titel *Shakespeares Behandlung des Wunderbaren* und ist ebenso instruktiv für seine eigene poetische Verfahrensweise wie lichtvoll in der Analyse der Struktur poetischer Rede im allgemeinen.

Die Ausgangsfrage der Abhandlung lautet: Wie erreicht es Shakespeare in seinen Dramen, den Zuschauer zur Hinnahme des Wunderbaren bereit zu machen? Das Wunderbare – das ist die erste wichtige Beobachtung – ist, gerade wie die Ironie, kein semantisches Merkmal – es wird, mit anderen Worten, nicht dadurch eingeführt, daß von Hexen, Kobolden oder mythischen Figuren gehandelt wird. Das Wunderbare wird vorbereitet durch Stilzüge des poetischen Sprechens, nämlich eine so blitzschnelle Abfolge entgegengesetztester Gefühle, etwa des ‚Fürchterlichen und Lächerlichen‘,

daß der Zuschauer nie auf irgend einen Gegenstand einen festen und bleibenden Blick heftet, daß der Dichter die Aufmerksamkeit beständig zerstreut und die Phantasie in einer gewissen Verwirrung erhält, damit seine Phantome nicht zu viele körperliche Consistenz erhalten und dadurch unwahrscheinlich werden.⁵

Auf die Weise wird die Urteilskraft, die sich in der Folge des Entgegengesetzten orientieren will, matt gesetzt und ergibt sich schließlich, verwirrt, einem blinden Sich-Schicken ins Inkommensurable. Wir verlieren, sagt Tieck, am Ende

⁵ Ludwig Tieck: Kritische Schriften. Leipzig 1848, Bd. I, S. 55.

die Kennzeichen, nach denen wir sonst das Wahre beurteilen, wir finden nichts, worauf wir unser Auge fixieren könnten; die Seele wird in eine Art Schwindel versetzt, in welchem sie sich am Ende gezwungen der Täuschung überläßt, da sie alle Kennzeichen der Wahrheit oder des Irrthums verloren hat.⁶

Von solch einem Schwindel berichtet auch die berühmte Ironie-Definition Friedrich Schlegels:

Die Ironie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöselichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Sie ist die freieste aller Lizenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und mißglauben, bis sie schwindlicht werden, den Scherz gerade für Ernst, und den Ernst für Scherz halten.⁷

Etwas von diesem Schwindel kann uns ein hintersinnig-leichtes Liedchen von Tieck vermitteln:

Mit Leiden
Und Freuden
Gleich lieblich zu spielen
Und Schmerzen
Im Scherzen
So leise zu fühlen,
Ist wen'gen beschieden.
Sie wählen zum Frieden
Das eine von beiden,
Sind nicht zu beneiden:
Ach gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden.⁸

Die Freuden, näher besehen, verlieren ihr distinktives Merkmal und werden ihrem Gegenteil, den Leiden, ähnlich, für die wieder das gleiche gilt. Es gibt also durchaus Bestimmtheit und Unterschiedenheit; die werden aber poetisch so behandelt, daß sich ihre Setzung geheimnisvoll überdeterminiert durch die Aufhebung des Gesetzten: dessen Überschreitung auf das hin, was es nicht ist.

⁶ Ebd., S. 57.

⁷ KA II, S. 160, Nr. 108.

⁸ Ludwig Tieck: *Schriften*. Berlin 1828-1854, 28 Bde. (Nachdruck Berlin 1966 [hinfort zit.: *Schriften*], Bd. 10, S. 96).

Wir erkennen in Tiecks Gebrauchsanleitung zur Herstellung des Effekts des Wunderbaren leicht die Grundzüge der Schlegelschen Ironie wieder: Zwei Gefühle, deren eines dem anderen geradezu entgegengesetzt ist (wie ‚das Gräßliche‘ und ‚das Lächerliche‘, ‚das Ernste‘ und das ‚Scherzhafte‘), heften sich so rasch an denselben Gegenstand, daß die Urteilskraft, verzweifelt, hier zur Klarheit zu kommen, am Ende dem Film der Kontraste sich willig überläßt. Die Virtualisierung des Aussagegehaltes der Botschaft geschieht durch dessen Relativierung aufgrund einer zu rasch an ihre Stelle tretenden neuen, so daß der letztlich sich durchsetzende Eindruck genau der eines ‚so könnte es sein, aber ebenso gut auch anders‘ ist. Der gar seriöse (freilich mehr als nur konservative) Züricher Germanist Emil Staiger hat Tiecks poetischer Verfahrungsweise verärgert vorgeworfen, jeder Zug in seinen Märchen-Erzählungen führe, isoliert, in die Irre, keine einzige einheitliche Interpretation lasse sich auf die Totalität aller Textmerkmale stützen – als sei nicht dies die zur Perfektion getriebene romantische Ironie, die man eben nicht in der Bedeutungssubstanz der Texte, auch nicht im Lachenerregenden, sondern in ihrer schwerelos-alldeutigen Faktur suchen muß.⁹ Zahlreich sind die Texte Tiecks, vor allem lyrische, die uns diese Art von Schwindel erregen, und es sind oft seine anmutigsten. Denn das anmutige Sprechen hat gerade jenen „Äthergeist“, den Tieck der ‚höheren Ironie‘ zuerkannte und den er der ‚gemeinen Ironie‘ entgegensetzte, „wo das Schlechte gut, und das Gute schlecht genannt wird, wie [bei] Swift und andere[n]“. Jener Äthergeist der höheren Ironie, sagt er, „der, so sehr er das Werk bis in seine Tiefen hinab mit Liebe durchdr[ingt], [schwebt] doch befriedigt und unbefangen über dem Ganzen“ (*Schriften*, Bd. 6, S. XXVII ff.). Schon Tiecks erster bedeutender Rezensent, August Wilhelm Schlegel, rühmt seiner Dichtung die Anmut nach: „Ich vergaß noch die Grazie“, schreibt er, „eine ihm [Tieck] so angeborene Eigenschaft, daß sie sich wie von selbst einstellt und daß er ihr nicht entsagen könnte, wenn er auch wollte.“¹⁰ Dies schwerelos-ironische Sprechen hat freilich nicht nur Freunde gefunden. Es hat ihm die besondere Wut der Seriösen (von Schiller über Hegel bis Kierkegaard), ja bis hin zum Bierernst der Nazi-Germanistik eingetragen, die Tiecks Desengagement und Substanzlosigkeit, seine Ironie als zersetzende Intellektualität anpran-

⁹ Emil Staiger: „Ludwig Tieck und der Ursprung der deutschen Romantik“. In: *Stilwandel*, Zürich 1963, S. 175–204.

¹⁰ *Sämtliche Werke*, hg. v. Eduard Böcking. Leipzig 1846 f. (Nachdruck: Hildesheim 1971), Bd. 11, S. 144 (= Schlußanmerkung zum Wiederabdruck der *Athenäum*-Rezension).

gerte.¹¹ Tatsächlich meinte Tieck, eine Wahrheit und nicht eine Schwäche ins Werk zu setzen, wenn er durch seine Sprachbehandlung die Einsicht zu vermitteln suchte, daß unsere Seele schwerelos ist wie der Äther und transparent wie das Nichts.

Tiecks Figuren sind von einer inneren Leere umgetrieben, sie wollen „das Ferne und das Nahe,/ Das Mögliche, was doch unmöglich ist“ (*Schriften*, Bd. 2, S. 112), und halten die Stabilität der klassischen Charaktere für Lüge. Tiecks Freund Novalis hatte notiert: „Ein Gedicht muß ganz *unerschöpflich* seyn, wie ein Mensch“ (NS III, S. 664, Nr. 603). Er hatte auch leidenschaftlich nach „Mannichfaltigkeit in der Darstellung von Menschen“ verlangt: „nur keine *Puppen*, keine sog[enannten] Karactere – lebendige, bizarre, inconsequente, bunte Welt. Je bunteres Leben, je besser“ (ebd., S. 558, Nr. 16). Tieck sagt es ironischer. In einem seiner wirrsten und von der Kritik am meisten zerzausten Romane findet sich folgender Dialog:

Wenn Ihr es überlegt, daß im ganzen Menschenleben kein Zweck und kein Zusammenhang zu finden ist, so werdet Ihr es gern aufgeben, diese Dinge in meinen Lebenslauf hineinzubringen.

Wahrhaftig, du hast Recht, sagte Bernard, und du bist wirklich verständiger, als ich dachte.

Ich bin vielleicht klüger als Ihr, sagte Peter, ich lasse mir nur selten etwas merken.

So wäre also, sagte Bernard tiefsinnig, das ganze große Menschendasein nichts Festes und Begründetes? Es führte vielleicht zu nichts und hätte nichts zu bedeuten, Thorheit wäre es, hier historischen Zusammenhang und eine große poetische Composition zu suchen, eine *Bambocchiade* oder ein *Wouvermanns* drückten es vielleicht am richtigsten aus.¹²

Richtig ausgedrückt wäre das Menschendasein im möglichst schwerelosen und flüchtigen Stil, den Novalis an seinem Freund beneidete.¹³ Tieck hat nämlich das Rezept der ironischen Faktur in seiner Dichtung umgesetzt.

Nehmen wir als Beispiel den Zyklus der *Magelonen-Lieder* (von 1796). Darin lösen die widersprechendsten Gefühle einander ab, in

¹¹ Vgl. die beiden Artikel im Zentralorgan der Nazi-Germanistik, der *Zeitschrift für Deutschkunde*: Josef Veldtrup: „Friedrich Schlegel und die jüdische Geistigkeit“, Bd. 52, 1938, H. 7, S. 401-414; Walther Linden: „Umwertung der deutschen Romantik“. In: ebd., Bd. 47, 1933, H. 2, S. 65-91. Dazu Ralf Klausnitzer: *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*. Paderborn u. a. 1999, bes. S. 115 ff., S. 401 ff.

¹² *Schriften*, Bd. 9, S. 193.

¹³ Vgl. NS II, S. 258, Nr. 504; NS III, S. 647, Nr. 557; ebd., S. 303, Nr. 345; ebd., S. 654, Nr. 580.

einer so wilden Flucht, daß oft selbst logisch strukturierende Konjunktionen fehlen (Asyndeta überwiegen). Heine¹⁴ hat Tiecks Dichtung mit der Feinheit der Mendelssohnschen Musik verglichen; auch sie, von der man meint, sie dringe zum einen Ohr hinein, um es durchs andere wieder zu verlassen, enthüllt ihren federleichten Zauber nur einem „Eidechsenohr“. Bei Mendelssohn haben wir beständig das Gefühl, die Musik sei zu zart, ja zu leise – aber das ist keine Sache zaghafter Orchestrierung oder geringer Lautstärke – ihr ist die Auflösung ironisch eingewebt. Und darin ist sie ganz romantisch. Aber nicht Felix, sondern seine Schwester Fanny hat einen Teil der *Magelonen*-Lieder vertont. Indessen ist Johannes Brahms' mehr als ein halbes Jahrhundert später (nämlich zwischen 1861 und 1869) entstandene Vertonung so kongenial zu Tiecks Dichtung, daß wir die Unwirklichkeit des verführerischen Gedankens, Felix Mendelssohn-Bartholdy habe die Musik zu Tiecks Liedern geschrieben, nicht zu sehr bedauern müssen.

Nachdem ich Sie so lange hingehalten habe, sind Sie nun gewiß begierig, ein paar Veranschaulichungen des ironischen Schreibens gereicht zu bekommen. Darauf bin ich gerüstet. Hören wir zunächst das 3. Lied des *Magelonen*-Zyklus:

Text I

Sind es Schmerzen, sind es Freuden,
Die durch meinen Busen ziehn?
Alle alten Wünsche scheiden,
Tausend neue Blumen blühn.

Durch die Dämmerung der Tränen
Seh ich ferne Sonnen stehn, –
Welches Schmachten! Welches Sehnen!
Wag ichs? Soll ich näher gehn?

Ach, und fällt die Träne nieder
Ist es dunkel um mich her,
Dennoch kömmt kein Wunsch mir wieder
Zukunft ist von Hoffnung leer.

So schlage denn, strebendes Herz,
So fließet denn Tränen herab,
Ach Lust ist nur tieferer Schmerz,
Leben ist dunkles Grab. –

¹⁴ Im *Musikalischen Salon* (= Bericht für die *Augsburger Allgemeine Zeitung* vom 25. April 1844). In: Heinrich Heine: *Sämtliche Schriften*, hg. v. Klaus Briegleb. München 1997, Bd. 5, S. 529 f.

Ohne Verschulden
Soll ich erdulden?
Wie ist's, daß mir im Traum
Alle Gedanken
Auf und nieder schwanken!

Ich kenne mich noch kaum.
O hört mich ihr gütigen Sterne,
O höre mich, grünende Flur,
Du, Liebe, den heiligen Schwur:
Bleib ich ihr ferne,
Sterb ich gerne.
Ach! nur im Licht von ihrem Blick
Wohnt Leben und Hoffnung und Glück!¹⁵

Auf Anhieb: nichts Spektakuläres in diesen gereimten Strophen, weder inhaltlich noch in der Form. Beim zweiten Hinhören wird man zumindest folgendes bemerken: Das Metrum wechselt nach zweimaliger Wiederkehr eines einheitlichen Strophenschemas (vier alternierend gereimte Trochäen), um fortan – fast gleitend und unmerklich – zwar nicht auf den Reim, aber aufs Metrum zu verzichten. Einigen Zeilen fehlt das regelmäßige Metrum gänzlich, z. B. diesen: „Ach Lust ist nur tieferer Schmerz“ (u ú u [ú] u u ú), wo nur zwei von acht Silben einen Akzent tragen, die erste und die letzte: Lust und Schmerz, oder: „Wie ists daß mir im Traum [...]“ (u ú u u u ú). Allgemein ist die Zeilenlänge ziemlich ungleich. Der längste Vers besteht aus acht Silben, der kürzeste aus vier. Dem entspricht die Zahl der Hebungen, die von zwei bis höchstens vier variiert. Wer das Gedicht zum erstenmal mit lauter Stimme liest, wird beim Skandieren unerwartete Schwierigkeiten bekommen, vor allem wenn er sich auf ein Metrum einstellt, das den Versen ab der dritten Strophe fehlt. In der Tat, je weiter das Gedicht fortschreitet, um so weniger darf man sicher sein, Verspaare anzutreffen, deren Kadenz nach dem gleichen metrischen Schema gearbeitet ist. Diese Unbestimmtheit – die schon Carl Maria von Werbers, erst recht Brahms' Vertonung wunderbar respektiert, ja womöglich verstärkt hat – geht so weit, daß wir beim lauten Vortrag gewisser Zeilen weder vor- noch nachher zu entscheiden wüßten, in welchem Metrum es sich bewegt. Mehr noch: Das Versmaß, das wir einheitlich im voraus nicht anzugeben vermöchten, scheint sich einer vorgängigen und recht willkürlichen Entscheidung des Lesers zu beugen. Grundsätzlich hindert zum Beispiel

¹⁵ Aus: Phantásus. In: Ludwig Tieck: Schriften in zwölf Bänden, hg. v. Manfred Frank. Frankfurt a. M. 1985, Bd. 6, S. 257 f. (hinfort zit.: *Phantásus*).

nichts, den vorletzten Vers als eine Folge von vier Jamben zu identifizieren: „Ach! nûr im Lîcht von îhrem Blîck.“ In Wahrheit begehrt aber alles in diesem Vers gegen eine so mechanische Betonung auf, und Brahms' Vertonung hat der Zeile folgenden Rhythmus unterlegt (mit dem jedes Metrum verabschiedet ist): „Ách! nur im Licht von ihrem Blîck.“ Viele andere Beispiele ließen sich hinzufügen, und sie haben alle die gleiche Tendenz. Allgemein beobachtet man – das gilt viel stärker noch für andere *Magelonen*-Lieder –, daß die einzige angebbare Regel die der maximal großen Variation der Versfüße und der unvermittelt aufeinanderfolgenden Kontraste ist. So gelingt es Tieck, uns für die Frage nach Form und Komposition noch vor der nach dem Inhalt des Gedichts zu interessieren; und das wäre ganz konform mit der Frage, die Rudolph im Roman *Franz Sternbalds Wanderungen* stellt: „Warum soll eben der Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?“¹⁶

Wenn man indes dem Inhalt sich zuwendet, so wenig packend er auf den ersten Blick auch scheinen muß, so wird man Zeuge einer Unbeständigkeit, einer Wandelbarkeit, einer so auffälligen Häufung von Brüchen zwischen Stimmungen und Gefühlslagen, daß es keiner kleinen Anstrengung bedürfte, um darin so etwas wie einen roten Faden der Wahrscheinlichkeit oder eine psychologische Logik auszumachen. Ein solcher Versuch wäre sogar im voraus zum Scheitern verurteilt. Das von Tieck angewandte Verfahren lenkt uns viel mehr auf die Inkonsequenz, auf die Diskontinuität, kurz: die Zeitlichkeit des Fließens der Gefühle, als auf ihre Konstanz, ihre Dauerbarkeit oder ihre Verlässlichkeit. Das Gedicht beginnt mit einem Zweifel oder vielmehr einer vollkommenen Ungewißheit: „Sind es Schmerzen, sind es Freuden, / Die durch meinen Busen ziehn?“ Die alten Wünsche scheiden, neue künden sich an. Aber gerade das Neue und Hoffnungsregende läßt sich nur hinter einer „Dämmerung der Tränen“ ahnen. Die Figur des Oxymoron durchquert das Gedicht von einem Ende zum andern. Sie ist genau der Ausdruck der Unentscheidbarkeit der im Konflikt befindlichen Gefühle. Jedenfalls scheint doch das Scheiden der alten Wünsche, im Moment des Aufblühens tausender neuer, etwas Hoffnungsfrohes anzukündigen; zwar geschieht es durch Tränen, aber was sie vorandeuten, ist der Aufgang „ferner Sonnen“. Das stellt sich gleich als Täuschung heraus: „Ach, und fällt die Träne nieder / Ist es dunkel um mich her, / Dennoch kömmt kein Wunsch mir wieder / Zukunft ist von Hoffnung leer.“ Aber auch die damit beschworene Hoffnungslosigkeit behält nicht das letzte Wort: nicht

¹⁶ *Schriften*, Bd. 16, S. 333.

die Hoffnung, sondern der „heiligste Schwur“: lieber sterben als ihr fern bleiben. Aber das ist ein Sprechakt, der nichts affirmiert, ihm fehlt – würde Frege sagen – die „behauptende Kraft“. So bleibt alles unentschieden, selbst der Schluß.

Hören Sie nun die Vertonung durch Brahms. Die Komposition könnte schwerlich sensibler sein für die Eigentümlichkeiten des Textes selbst, vor allem seine formalen. Beachten Sie vor allem, mit welcher Geschicklichkeit sich die musikalische Syntax, nach einmaliger identischer Wiederholung der Eingangs-Strophenform, in eine freie Ton-Folge ohne prädominantes Metrum oder melodische Figuren aufschwingt: in eine Melodie, die sich gleichsam nach Maßgabe jäher, unvorhersehbarer und vor allem stark unterschiedener Inspirationen spontan selbst erfindet.

[CD Nr. 1, mit Dietrich Fischer-Dieskau, begleitet von Sviatoslav Richter]

So hübsch das eben gehörte Lied sein mag – sowohl Tiecks Text als auch Brahms' Vertonung –, es wäre sonderbar, wollten wir ihm eine avantgardistische Note zusprechen. Mir ist nicht darum zu tun, Tieck oder Brahms zu Zeitgenossen des letzten Jahrhunderts zu machen – in vieler Hinsicht schnitten die beiden schlecht dabei ab; denn – weiß Gott – nicht alles hat sich in Deutschland in Politik und Kultur in die Richtung eines qualitativen Fortschritts hin bewegt, was sich von der Frühromantik entfernt hat. Immerhin können wir in Tiecks Lyrik einen radikalen Richtungswechsel feststellen, der, wie jeder Stilwandel, bescheiden beginnt, um bald die Dimensionen anzunehmen, die wir heute an ihm erkennen. Bevor ich die wesentlichen Etappen desselben zu bezeichnen versuchen will, möchte ich Ihnen zunächst ein weiteres *Magelonen*-Lied vorstellen:

TEXT II

Wie soll ich die Freude,
Die Wonne denn tragen?
Daß unter dem Schlagen
Des Herzens die Seele nicht scheide?

Und wenn nun die Stunden
Der Liebe verschwunden,
Wozu das Gelüste,
In trauriger Wüste
Noch weiter ein lustleeres Leben zu ziehn,
Wenn nirgend dem Ufer mehr Blumen entblühn?

Wie geht mit bleibehangnen Füßen
 Die Zeit bedächt'g Schritt vor Schritt!
 Doch wenn ich werde scheiden müssen,
 Wie federleicht fliegt dann ihr Tritt!

Schlage, sehnstüchtige Gewalt,
 In tiefer treuer Brust!
 Wie Lautenton vorüber hallt,
 Entflieht des Lebens schönste Lust.

Ach, wie bald
 Bin ich der Wonne mir kaum noch bewußt.

Rausche, rausche weiter fort,
 Tiefer Strom der Zeit,
 Wandelst bald aus Morgen Heut,
 Gehst von Ort zu Ort;
 Hast du mich bisher getragen,
 Lustig bald, dann still,
 Will es nun auch weiter wagen,
 Wie es werden will.

Darf mich doch nicht elend achten,
 Da die Einzge winkt,
 Liebe läßt mich nicht verschmachten,
 Bis dies Leben sinkt;
 Nein, der Strom wird immer breiter,
 Himmel bleibt mit immer heiter,
 Fröhlichen Ruderschlags fahr ich hinab,
 Bring Liebe und Leben zugleich an das Grab.¹⁷

Dies Lied vollzieht einen weiteren Schritt in die vom erst-zitierten beschrittene Richtung. Zunächst darin, daß es in ihm gar keine ganz strenge und pünktliche Wiederholung eines strophischen Schemas mehr gibt. Der Rhythmus emanzipiert sich aus einem vorgegebenen Metrum, gemäß Tiecks Grundgedanken, daß ein Gedicht, statt sich äußerlich einem Schema zu fügen, sich seinen Rhythmus nach Maßgabe der abfolgenden Gefühle und ihres Gewichtes spontan zu erschaffen habe. Anders gesagt – das sind ungefähr Tiecks eigene Worte –, wenn es eine Regel im Versrhythmus gibt, so muß es die der „Empfindungsreihe“ sein, der wirklichen, von keinem Schema kommandierten Gefühlsabfolge, die sich in der musikalischen Natur der Töne unmittelbar realisiert findet.¹⁸ Jeder Ton als Träger einer Emp-

¹⁷ *Phantasia*, S. 267 f.

¹⁸ Das Buch über Shakespeare. Handschriftliche Aufzeichnungen von Ludwig Tieck. Aus seinem Nachlaß hg. v. Henry Lüdeke. Halle a. d. Saale 1920, S. 117 f.

findung besitzt eine bestimmte Qualität und erfüllt durch sie allein ein gewisses Zeitmaß. Aufgrund dieser Zeitquanta, wenn ich sie so nennen darf, bilden sich die Versmaße; und da die keiner andern Regel folgen als der der sich spontan aussprechenden Empfindungen, kann man erst mit dem Verklingen des letzten Versfußes rückblickend das Metrum des Gedichts bestimmen, das dann nur für dieses eine gültig gewesen sein wird. Kurz, das Metrum dieses lyrischen Sprechens – dessen Erfinder Tieck war – entspringt nicht aus dem Gehorsam gegenüber einer vorgegebenen metrischen Regel, sondern erzeugt diese Regel spontan durch die Gewichte, die den wechselnden Empfindungen zukommen und die ihrerseits den Rhythmus des Gedichts determinieren. Um die erlebte Zeit angemessen darzustellen, muß sich die lyrische Sprache von aller „konventionellen Regelmäßigkeit“ befreien. Den „konventionelle[n] Regeln“ fehlt nämlich jener authentische Ausweis, den solche freie Rhythmen haben, welche „innere[n] Regeln“ folgen, „die die Natur der Kunst erfordert“. Der echte Dichter kennt grundsätzlich nur eine Regel, „auf alles Rücksicht [zu] nehmen, was die Natur der Empfindungen erfordert“ (*Das Buch über Shakespeare* [Anm. 18], S. 300). Dazu gehört eben entschieden „diese Fähigkeit [...zum] schnelle[n] Wechseln der Empfindungen“ (ebd., S. 117).

Die Abfolge der Gefühle in unserem Gedicht gehorcht als einziger Regel dem Imperativ maximaler Variation und engstem Aufeinanderprallen-Lassen konträrer Empfindungen. Dem Ausdruck jubilatorischer, fast exaltierter Freude folgt – ohne Anzeige einer psychologischen Logik – ein Sich-Überlassen an die rückhaltloseste Niedergeschlagenheit, ja Todesverliebtheit. Die dritte Strophe reflektiert auf die Flüchtigkeit jeder Empfindung aufgrund ihrer Zeitlichkeit, die sie zwingt, alle Augenblicke wieder anders zu sein, ohne auf eine definitive und dauerbare Selbstidentität zuzutreiben. Alle Freude ist nur ein Augenblick, der rasch vergeht und dessen Zeitausdehnung so gering ist, daß das Bewußtsein, das von ihr besteht, sich in der bescheidensten Anmut wie folgt äußern muß: „Ach, wie bald / Bin ich der Wonne mir kaum noch bewußt.“ Gewiß, auch diese Empfindung behält nicht das letzte Wort. Wie im vorherigen Gedicht trägt die Hoffnung den Sieg über die Resignation davon. Aber wer hofft, ist ohne alle Sicherheit. Hoffen heißt: eben nicht wissen, „wie es werden wird“, des Wissens ermangeln. Überdies ist das Hoffen eine ausgezeichnete Verhaltung der menschlichen Wirklichkeit: die, durch welche sie sich positiv auf die Zukunft entwirft. Und das kann nur ein Seiendes, das wesentlich mit sich selbst nicht identisch ist: Von einer Gegenwart, die ist, auf das sich entwerfen, was (noch) nicht ist, kann nur – wie es

Novalis zuerst formuliert hat – ein Wesen, das in seinem Sein Mangel an Sein ist: Unvollkommenheit, Sehnsucht nach dem, was ihm fehlt. Kurz: der Blick auf die Zukunft, mit dem das sorglos komponierte Gedicht schließt, mindert keineswegs die Macht, die die Zeit über alle seine Gefühlsbekundungen hat, sondern steigert deren Gewicht noch. Brahms' Umsetzung des Gedichts in Musik, die Zeitkunst par excellence, macht das wunderbar fühlbar.

[CD Nr. 2]

Ein drittes Lied aus dem *Magelonen*-Zyklus möchte ich Ihnen zu Gehör bringen. Es gehört zwar zu den Höhepunkten lyrischen Schaffens der Frühromantik, scheint aber zur Illustration unseres Frageinteresses weniger geeignet. Es besteht nämlich aus drei Strophen, deren metrisch-rhythmische Form allenfalls unmerklich variiert. Diesen winzigen Variationen müssen wir desto aufmerksamer nachforschen; es bedarf ja zum Hören Tieckscher Lyrik, wie wir wissen, eines Eidechsenohrs, und das wollen wir auf die feinen Nuancen richten, durch welche das Gedicht seine manifeste Semantik leise dementiert. Zunächst der Text:

Text III

Ruhe, Süßliebchen im Schatten

Der grünen dämmernden Nacht,

Es säuselt das Gras auf den Matten

Es fächelt und kühlt dich der Schatten,

Und treue Liebe wacht.

Schlafe, schlaf ein,

Leiser rauschet der Hain, –

Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr versteckten Gesänge,

Und stört nicht die süßeste Ruh!

Es lauscht der Vögel Gedränge,

Es ruhen die lauten Gesänge,

Schließ, Liebchen, dein Auge zu.

Schlafe, schlaf ein,

Im dämmernden Schein, –

Ich will dein Wächter sein.

Murmelt fort ihr Melodien,

Rausche nur, du stiller Bach,

Schöne Liebesphantasien

Sprechen in den Melodien,

Zarte Träume schwimmen nach.

Durch den flüsternden Hain

Schwärmen goldene Bienelein,
Und sumsen zum Schlummer dich ein.¹⁹

Ich vernachlässige alle anderen Aspekte, die unsere Aufmerksamkeit verdienen würden, und konzentriere mich auf die Art und Weise, in der das Gedicht (aber auch die geniale Vertonung durch Brahms) sich als Veranschaulichungen der romantischen Ironie verstehen lassen. In der Tat wird das ganze Gedicht durchquert von einer Spannung zwischen dem Gesagten und dem, was sich ungesagt nur durch seinen Rhythmus und seine Klangqualität offenbart – durch Elemente also, die man normalerweise nicht als sinnrelevant betrachtet. So bildet sich, im Gegenzug zur ausgedrückten Bedeutung, ein Gegenstrom verborgenen, ja verdrängten Sinns. Welcher? Um darauf zu antworten, müssen wir den unmittelbaren Kontext des Volksmärchens *von der schönen Magelone aus Neapel und dem Grafen Peter aus der Provence* einbeziehen. Das ist übrigens eine Eigentümlichkeit fast aller Tieckschen Gedichte, daß sie des dramatischen oder des Prosa-Kontextes, in den sie eingebettet sind, zu ihrer Interpretation bedürfen. Alles Reden, auch das lyrische, muß in Tiecks Augen situiert und individuiert geschehen, und diese Effekte erreicht es nur durch den Zusammenhang mit Reden, die seinen Rahmen übersteigen. Auch so enthüllt sich erneut das romantische Selbstverständnis vom fragmentarischen Charakter alles bestimmten Sagens, das sich durch Berührung mit unabsehbaren Kontexten in seiner Bedeutungssubstanz unerschöpflich anreichert und auflädt – als Glied eines „Infinitioniums“ in den Worten des Novalis (NS III, S. 262, Nr. 113). So ist es durchaus die Mannigfaltigkeit von lateralen Bezügen, die ein Gedicht mit dem All seiner wirklichen und möglichen Kontexte unterhält, die seinen Sinn prägt. So hatte es Tieck im *Buch über Shakespeare* von der „Empfindungsreihe“ gesagt: Jedes Gefühl tendiert dazu, sich mit vorigen und anderen anzureichern: „auf grössern Grad erwärmt, verbinden sich mehrere Gefühle mit dem vorigen, immer neue Ansichten eröffnen sich“ (ebd., S. 117). Und sprachlich reflektiert sich das durchs Aufsaugen der Semantik von Kontexten in das gesprochene Wort, das gleichsam funkelt und schillert wie ein verschiedene Lichter widerspiegelnder Kristall.

Der Erzählzusammenhang ist rasch nachgetragen. Peter hat die schöne Magelone entführt, die ihn liebt und die anders Gefahr liefe, mit einem ungeliebten Ritter von Neapel verheiratet zu werden. Nach einem langen, anstrengenden nächtlichen Ritt fühlt Magelone eine

¹⁹ *Phantasmus*, S. 277 f.

große Müdigkeit. Sie läßt sich vom Pferd herabgleiten und bittet, sanft gelagert unter dem Blätterdach eines großen Baumes, ihren Liebsten, dem „harmonischen Gewirr“ der Waldesstimmen noch die eigene süße Stimme hinzuzufügen, „damit die schöne Musik vollständig sei“ (*Phantastus*, S. 277; vgl. den Kommentar S. 1316 und S. 1321 f.); „ich will versuchen ein wenig zu schlafen; aber wecke mich ja zur rechten Zeit, damit wir bald bei deinen lieben Eltern anlangen können“. Nun folgt das Schlaflied. Bevor wir es in der Brahms'schen Vertonung hören, bitte ich Sie, darauf zu achten, daß in den Worten der schönen Magelone kaum von Ruhe und Stille die Rede ist, der eine Schläferin gewöhnlich sich hinzugeben liebt. Im Gegenteil könnte das „harmonische Gewirr“ der Waldesstimmen, zu denen die Stimme des Sängers, endlich der laut rauschende, vorgeblich „stille Bach“ und die „sumsenden Bienelein“ hinzutreten, kaum ausgeprägter sein. So dementiert das Lied durch seine Form die erklärende Absicht, die Geliebte in Schlaf zu wiegen. In der parallelen Volksbuch-Version, die Tieck als Vorlage diente (vgl. ebd., S. 1321 f.), ist Peters erwachendes und wachsendes Begehren geradezu ausgesprochen. Tiecks Meisterschaft besteht darin, die unausgesprochene Intention (welche die ausgesprochene durchkreuzt) gleichsam musikalisch sich manifestieren zu lassen. Brahms' Vertonung hat diesen Zug genial verstärkt: statt einzuschläfern, wird der Gesang von Strophe zu Strophe, schritthaltend mit dem funkelnden Vokalismus und dem immer unruhiger werdenden Rhythmus der Verse, immer leidenschaftlicher und aufgeregter, durch die Form den Inhalt in Frage stellend. So ist das aufkommende Begehren beider Liebenden kunstvoll aus dem geradezu Ausgesprochenen des Volksbuchs ins Musikalische und Gestische verlegt, worin es sich nur manifestiert (man möchte mit Wittgenstein sagen: es ‚zeigt sich‘ darin nur). In der dritten Strophe wird der „stille Bach“ geradezu aufgefordert, „fortzumurmeln“, „nur zu rauschen“ – und Brahms läßt den Sänger die Stimme gewaltig heben. So ist – ironisch im Sinne der Theorie – eine bestimmte Intention durch nicht-semantische Kunstmittel in eine Unbestimmtheit getaucht, die ihren Inhalt aufhebt oder in den Gegensinn verdreht, ohne daß der gewöhnlich mit der ironischen Rede assoziierte Effekt des Lächerlichen eintritt.

Im Volksbuch, der von Tieck verfeinerten Basis seiner Umarbeitung, ist das erwachende Begehren der dramatische Wendepunkt der Erzählung. Er löst eine Kette von Unglücksfällen, Leiden und Prüfungen aus. Es „deuchte“ Peter nämlich, während die Geliebte eingeschläfert scheint,

als wenn Magelone mit Bangigkeit Atem holte, er schnürte sie daher etwas auf, und ihr weißer Busen trat aus den verhüllten Gewändern her-

vor. Peter war über die unaussprechliche Schönheit entzückt, er glaubte im Himmel zu sein und alle seine Sinne wandten sich um; er konnte nicht aufhören, seine Augen zu weiden und sich an dem Glanze zu betauschen.²⁰

Zwischen den Brüsten versteckt, bemerkt er endlich das kleine Behältnis, in welchem Magelone die drei Ringe verwahrt, die ihr Peter geschenkt hatte. Peter entfernt sie von ihrem Platz; es kommt, wie es kommen muß: ein schwarzer, garstiger Rabe stürzt herab und trägt den Zindel im Schnabel davon, läßt ihn ins Meer fallen, Peter steigt in ein Boot, ihn herauszufischen, ein Sturm kommt auf und treibt ihn aufs offene Meer und in ein fernes Land.

Dies alles gehört zur ausgesprochenen Semantik des Gedichts. Das Ironische an seiner Faktur aber läßt sich nur hören, denn da wird mit allen Registern der Sonorität der Silben und leicht wechselnden, extrem belebten Rhythmen gearbeitet, die der Intention, die Geliebte einzuschläfern, entgegenhandeln. Brahms hätte diese Spannung nicht geschickter vertonen können, als er's getan hat.

Hören Sie nun die Musik.

[CD Nr. 3]

In den Jahren, die der Niederschrift der *Magelonen*-Lieder folgten, hat Tieck weit kühnere lyrische Experimente gewagt. Ich würde Ihnen davon recht gerne Proben vorlegen – wenn ich damit nicht gegen das Gebot der Bündigkeit verstieße. Diese völlig asymmetrischen, extrem dissonanten Gebilde, denen schon zeitgenössische Rezensenten Formlosigkeit und Mißtönigkeit vorwarfen (z. B. dem *Mondscheinlied* aus dem *Sternbald*-Roman), sind nämlich nicht vertont worden – und das ist natürlich kein Zufall. So kühn-avantgardistisch die romantische Musik-Theorie nämlich auch war (ich könnte Ihnen die erstaunlichsten Forderungen, gerade im Werk des Novalis, vorlesen; so verlangt er eine „absichtliche [...] Zufallsproduktion“ [NS III, S. 451, Nr. 953] oder eine „allgemeine[...]n *Sprache der Musik*“ [ebd., S. 283 f., Nr. 245]: „[d]enn das N Machen mit dem N Organ ist der Gegenstand dieser allgemeinen Kunstlehre und Kunst“ [ebd., S. 257, Nr. 926; ohnehin sagt Novalis, „die höchsten Kunstwercke [seien] schlechthin *ungefällig* – Es sind Ideale, die uns nur approximando gefallen können – und *sollen* – ästhetische Imperative“ [ebd., S. 413, Nr. 745, vgl. Nr. 748]), – ich sage: so kühn die ästhetischen Phantasi-

²⁰ *Phantasmus*, S. 278.

en der Frühromantiker, so konservativ war ihr musikalischer Geschmack, ja selbst – vergleichsweise – die musikalische Praxis. So müssen wir weit ins 19. Jahrhundert vorblicken, um einer Evolution der musikalischen Technik zu begegnen, die der Irregularität und Polytonalität der Tieckschen Lyrik angemessen ist – in der das lyrische Melos erstmals radikal gebrochen wird.

Adorno hat die Auflösung der Unterscheidung von Themen und Variationen vor allem am Werk von Brahms nachgewiesen (und an der besonderen Bedeutung, die er für die Ausbildung von Schönbergs musikalischem Stil hatte)²¹ – und von hier fällt ein Licht auch auf das Interesse, das gerade Brahms an Tieck hat finden können.

Auf andere – nicht minder zukunftssträchtige Weise – gilt das für Wagners „unendliche Melodie“. Man hat zwar mit Recht eingewendet, daß die einzige Stelle in Wagners *Sämtliche[n] Schriften und Dichtungen*²² (SSD VII, S. 130), an denen dieser Ausdruck begegnet, keinerlei Handhabe für die Interpretation bietet, Wagner habe damit eine Satztechnik, eine Kompositionsart bezeichnen wollen. Dennoch hat der Ausdruck wirkungsgeschichtlich gerade in diesem Sinne überdauert.²³ Und das aus Gründen, die auf Wagners eigene Äußerungen verweisen. Zum einen legt er Wert darauf, in seinen Musikdramen die Differenz arioser und rezitativer Partien durch „einen bisher nicht gekannten ununterbrochenen musikalischen Fluß“ aufgehoben und melodisch nivelliert zu haben (SSD IX, S. 211). Diese Kompositionstechnik erlaube es, die Handlung vollkommen zu befreien „von der Nöthigung zu einer Motivierung durch [äußerliche] Reflexion“ (ebd., S. 309). „Die Musik ist es nun, was uns, indem sie unablässig die Mitempfindung bringt, zugleich ermächtigt, eben diese Handlung in drastischer Bestimmtheit vorzuführen“ (ebd.). Hier gibt es endlich einen ununterbrochenen Fluß der Motivation, der eine äußerliche Differenzierung in thematische und durchführende Passagen unmöglich macht. Wagner bezeichnet jenes „ununterbrochene Hineinredenlassen des Orchesters in die Angelegenheiten der Sänger“ bekanntlich als „das Durch-Komponieren“ (SSD X, S. 171) des musikalisch-sprachlichen Kunstwerks, das seine Einsicht nicht in kleineren thematisch oder arios herausgehobenen Partien punktuell stifte,

²¹ Theodor W. Adorno: *Philosophie der neuen Musik*. Frankfurt a. M. 21958, S. 57 (im Kontext).

²² Leipzig 1871-1883, mehrfach nachgedruckt als *Volks-Ausgabe* (hinfort im laufenden Text zit.: SSD).

²³ Fritz Reckow: „Zu Wagners Begriff der unendlichen Melodie“. In: *Das Drama Richard Wagners als musikalisches Kunstwerk*, hg. v. Carl Dahlhaus. Regensburg 1970, S. 81-103, bes. 93, 99, 103.

sondern „in einem das ganze Kunstwerk durchziehende[n] Gewebe von Grundthemen“ (ebd., S. 185; vgl. IV, SS. 322, 202). Diese Satzform trägt als einzige der Realität des menschlichen Selbst Rechnung, dessen Wesen die Zeitlichkeit, der Mangel an erfüllter Gegenwart, die unendliche Sehnsucht, kurz: die Transzendenz ist.

Regt dieses Meer [der Tonkunst] aus seiner eigenen Tiefe sich selbst auf, gebiert es den Grund seiner Bewegung aus dem Urgrund seines eigenen Elementes, so ist auch seine Bewegung eine endlose, nie beruhigte, ewig ungestillt zu sich selbst zurückkehrende, ewig wiederverlangend von Neuem sich erregende.²⁴

Wenige Seiten später beschwört Wagner das romantische Grundthema des unendlich unbefriedigten Sehns:

Im Reiche der Harmonie ist [...] nicht Anfang und Ende, wie die gegenstandslose, sich selbst verzehrende Gemüthsinbrunst, unkundig ihres Quelles, nur sie selbst ist, Verlangen, Sehnen Stürmen, Schwachen, – Ersterben, d. h. Sterben ohne in einem Gegenstande sich befriedigt zu haben, also Sterben ohne zu sterben, somit immer wieder Zurückkehr zu sich selbst.²⁵

Ich entnehme dem Zitat vor allem die Ansicht, daß partielle Einheiten aufgehört haben, dem Sehrenden für wesentlich zu gelten. Er kann sich bei keinem einzelnen Ziel oder Gegenstand befriedigen. Und diese Unmöglichkeit verhindert das Komponieren nach der Technik etwa des Sonatensatzes mit seiner überdeutlichen Differenzierung des insistierenden Themas und einer zeitlich begrenzten subjektiven Reflexion, die in der Reprise wieder ins Thema zurückfließt und als dessen Durchführung nie seiner Kontrolle entgeht.

Dergleichen Überlegungen scheinen uns von unserm Gegenstand abzuführen, da sie immer mehr aus dem Gebiet der Analogie von Musik und Lyrik ins eigentliche Gebiet der Tonkunst hinübergleiten. Das ist freilich nicht ganz der Fall. Wagners Musikdrama als Resultat einer Verschmelzung und Überschreitung der Grenzen verschiedener Kunstformen, darunter zunächst eben auch der Wortkunst – mußte durch die phonische und rhythmische Struktur seiner Texte dafür sorgen, daß eine vom ‚Prokrustesbett‘ stereotyper Ordnungsvorschriften befreite unendliche Melodie auf ihrer Basis sich entfalten konnte. Nun verführen zumal die metrische Gleichförmigkeit eines Gedichts und die Wiederkehr des Reims zum Festhalten an einem regulären Periodenschema und einer gleichförmigen musikalischen Syntax.

²⁴ SSD III, S. 83.

²⁵ SSD III, S. 86 f.

Sollten diese restaurativen Züge aufgehoben werden, so mußte der Versrhythmus der Textvorlage nicht nur irregulär gearbeitet, sondern auch um ständigen Wechsel der soeben gesetzten Taktart bemüht sein. Wenn prinzipiell keine Silbe oder Tonfolge wiederholt werden durfte,²⁶ war es sinnvoll, schon im Text die Wiederholung auch nur eines Takt-Typus zur Ausnahme werden zu lassen. Wagner schreibt dazu in seiner *Mitteilung an meine Freunde*:

Überall, wo mich wiederum der Ausdruck der poetischen Rede so vorwiegend bestimmte, daß ich die Melodie vor meinem Gefühle nur aus ihr rechtfertigen konnte, mußte diese Melodie, sobald sie in keinem gewaltsamen Verhältnisse zum Vers stehen sollte, fast allen rhythmischen [meint hier wie bei A. W. Schlegel metrischen] Charakter verlieren; und bei diesem Verfahren war ich unendlich gewissenhafter und von meiner Aufgabe erfüllter, als wenn ich umgekehrt die Melodie durch willkürliche Rhythmik zu beleben suchte. [. . .] Die Einbuße meiner Melodie an rhythmischer Bestimmtheit, oder besser: Auffälligkeit, ersetzte ich nun aber durch eine harmonische Belebung des Ausdruckes, wie nur gerade ich sie als Bedürfnis für die Melodie fühlen konnte.²⁷

Diese „neu zu gewinnende rhythmische Belebung der Melodie durch ihre Rechtfertigung aus dem Verse, aus der Sprache selbst“ (ebd., S. 328) habe ihn auf den Stabreim geführt, dessen metrische Irregularität und modulatorische Geschmeidigkeit ihn „zur unendlich mannigfaltigsten Kundgebung“ spontaner Empfindungen befähige. Die Prosaisierung der musikalischen Sprache – zur Kompositionstechnik erweitert – ist ein vor allem geeignetes Mittel, als tönender Ausdruck dessen zu dienen, was Tieck „Empfindungsreihe“ nennt. Die Empfindungen sind nicht regellos; aber sie schaffen sich ihren Rhythmus im Augenblick des Ausdrucks selbst, indem sie durch die Qualität der sukzedierenden „Töne“ das Maß der ganzen Reihe determinieren, nicht aber von einem metrischen Stereotyp äußerlich sich in die Reihe zwingen lassen. Dergleichen war unvermeidlich, solange das musikalische Periodenschema das Gerüst der Melodie bildete. Unter der Voraussetzung

²⁶ Diese Selbstdisziplinierung der Melodie bildete ein Haupttätigkeitsfeld der zeitgenössischen Wagnerkritik: „Keine Wiederholung auch nur einer Sylbe durch die ganze Oper, ununterbrochen lebendiger, rascher, feuriger, stürmischer Fortgang des Dramas“ (Besprechung des Lohengrin durch den Frhr. von Biedenfeld in *Europa. Chronik der gebildeten Welt* vom 19. 10. 1850). Vgl. Fr. D. in der *Augsburger Allgemeine[n] Zeitung* vom 4. 9. 1850: „Das geht ohne Absatz so fort, bis der Vorhang fällt kein Recitativ, kein Andante, kein Caberletta, auch kein Duett [...]; nirgends ein Ruhepunkt, überall Bewegung, Hatz und Hast, eine wilde Kraft“ (in: *Situationsgeschichte der Musikkritik* [...], hg. v. Helmut Kirchmeyer. Regensburg 1968, Dritter Bd., IV. Teil, Sp. 735 und 695).

²⁷ SSD IV, S. 327. Vgl. ebd., SS. 325, 328 und *Oper und Drama*, S. 191 f.

solcher musikalischer Gattungsvorschriften mußte die Empfindungsreihe in ein metrisches Maß sich fügen; denn rhythmische Regelmäßigkeit – Schematik, um es pejorativ auszudrücken – ist, in Wechselwirkung mit der Harmonik und der Motivik, formbildend.

Melodieteile von gleicher Länge tendieren dazu, sich zu ergänzen und sich, wenn Harmonik und Motivik den Konnex unterstützen oder mindestens nicht durchkreuzen, zu einer Gruppe zusammenzuschließen. Das quantitative Moment erfüllt eine qualitative, syntaktische Funktion. Und zwar ist die klassische musikalische Syntax hierarchisch: Zwei korrespondierende Takte bilden eine Phrase, zwei Phrasen einen Halbsatz, zwei Halbsätze Vorder- und Nachsatz – eine Periode. Eine Viertaktgruppe kann zwar, ohne daß das Korrespondenzprinzip aufgehoben wäre, zu drei Takten schrumpfen oder sich zu fünf Takten ausdehnen; soll aber die Syntax verständlich bleiben, so setzt die Ausnahme, die Abweichung von der Norm des Gleichmaßes, voraus, daß sich die Regel dem musikalischen Gefühl fest eingeprägt hat.²⁸

In Wagners musikalischer Syntax – der unendlichen Melodie – ist diese Gattungs-Norm aufgehoben; und es ist (für unseren Zusammenhang) bedeutsam, daß diese Aufhebung vom Rhythmus der Stabreim-Verse zugleich mit der Emanzipation der Dissonanz erzwungen wird. Dahlhaus hat an den ersten elf Versen von Waltrautes Erzählung aus der Götterdämmerung (Erster Aufzug, Szene „Die Felsenhöhle“, = SSD VI, S. 201 f. [= Text IV]):

Höre mit Sinn, was ich dir sage! –
 Seit er von dir geschieden,
 zur Schlacht nicht mehr
 schickte uns Wotan;
 irr und ratlos
 ritten wir ängstlich zu Heer.
 Walhalls mutige Helden
 mied Walvater:
 einsam zu Roß
 ohne Ruh' und Rast
 durchschweift' er als Wand'rer die Welt.²⁹

²⁸ Carl Dahlhaus: Richard Wagners Musikdramen. Velber 1971, Neudruck der 2., überarbeiteten Auflage Stuttgart 1996, S. 151.

²⁹ Die Fortsetzung des Textes:

Jüngst kehrte er heim;
 in der Hand hielt er
 seines Speeres Splitter:
 die hatte ein Held ihm geschlagen.
 Mit stummem Wink
 Walhalls Starke
 wies er zum Forst,

überzeugend dargetan, wie hier die Modulation der zur Prosa tendierenden Töne die Zersetzung des musikalischen Periodenschemas förmlich erzwingt und daß die zusammenschließende Wirkung des Stab- oder Endreims die auflösenden und dissonanten Effekte der sprachlichen und „musikalischen Prosa“ nicht aufzuhalten vermag.³⁰ Weder folgt die Sequenz der Takte einer Regel noch gibt es eine erkennbare Logik in der Fügung der Perioden: Die einzige Ordnung, die man nicht leugnen wird, ist die der „Empfindungsreihe“, die sich über das gesamte Drama als unendliches Gewebe – als Text – von Leitmotiven ausbreitet und an keiner Stelle durch eine traditionelle und äußerliche Gattungsökonomie kontrolliert wird, die eine Unterscheidung arioser und rezitativischer, thematischer und variierender Passagen erlaubte.

In Wagners musikalischer Syntax ist die klassische Norm aufgehoben. Die Stabreim-Verse zu Anfang von Waltrautes Erzählung im ersten Akt der *Götterdämmerung* sind unregelmäßig aneinandergefügt; und es scheint, als sei der Stabreim von Wagner als Ausgleich und Rechtfertigung des irregulären Versrhythmus empfunden worden: Er wäre demnach, so gering seine manifeste musikalische Bedeutung ist, der dichterische Rechtfertigungsgrund für Wagners Emanzipation vom musikalischen Periodenschema, eine Tendenz, die ihn zum Verzicht auf das Gleichmaß der Hebungen trieb. [Folgt das Zitat der ersten 10 Zeilen von *Waltrautes Erzählung*.]

Die Behauptung, daß Alliteration Ausdruck und klangliches Zeichen semantischer Zusammenhänge sei, daß also in der Regel Stabreime und Sinnakzente zusammenträfen, wäre eine Übertreibung aus apologetischem Eifer. Nicht selten bleibt entweder ein Hauptakzent außerhalb des Reims (2: dir, 9: einsam), oder der Reim verbindet ein akzen-

die Welt-Esche zu fällen;
des Stammes Scheite
hieß er sie schichten
zum ragenden Hauf'
rings um der Seligen Saal.
Der Götter Rat
ließ es berufen;
den Hochsitz nahm
heilig er ein:
ihm zu Seiten
hieß er die bangen sich setzen,
in Ring und Reih'
die Hall' erfüllen die Helden.

(*Götterdämmerung*, I. Aufzug, 2. Szene, „Waltrautes Erzählung“).

³⁰ Carl Dahlhaus: Richard Wagners Musikdramen (zit. nach der Reclam-Ausgabe), SS. 104 f., 135 f., 151 f.

tuiertes Wort (mied in 8) mit einem unwesentlichen (mutige statt Helden in 7). Ist demnach – und anderes ist gar nicht zu erwarten – die zusammenschließende Wirkung des Stabreims gering, so ist die auflösende des irregulären Versrhythmus, dessen Kehrseite die Alliteration darstellt, um so deutlicher. Die Länge der melodischen Phrasen, die den Textzeilen in *Waltrautes Erzählung* entsprechen, wechselt, ohne daß eine Regel erkennbar wäre [Dahlhaus zählt anders als mein Zitat ab der zweiten Verszeile]: $1 + \frac{1}{2} + 1 + 1 + 1 + 2 + 1 \frac{1}{2} + 1 + 1 + 1 \frac{1}{2}$ Takte. Man kann ohne Übertreibung von musikalischer Prosa sprechen. Und auch die Gruppen, die durch Zusammenfassung semantisch eng verbundener Zeilen entstehen, also die Zeilenkomplexe 2-4, 5-6, 7-8 und 9-11, sind in ihrer Taktanzahl irregulär: $2 \frac{1}{2} + 2 + 3 \frac{1}{2} + 3 \frac{1}{2}$. Die Lücken im Taktgefüge, die durch Halbtaktanfänge oder -endungen der Vokalphrasen entstehen, werden durch Orchestermotive ausgefüllt. Aber auch die musikalische Syntax, die aus dem Ineinandergreifen von Vokal und Instrumentalmelodik resultiert, ist nichts weniger als regelmäßig. Denn erstens wechseln in der Orchestermelodie, wie Wagner sie nannte, Zwei- und Drei- und Viertaktgruppen miteinander (und die Viertaktgruppe am Schluß der zitierten Periode, das Unruhemotiv, besteht nicht aus $2 + 2$, sondern aus $1 + 2 + 1$ Takten). Zweitens sind Vokalphrasen und Instrumentalmotive nicht selten miteinander verschränkt, statt analog gegliedert zu sein: Die erste Vokalphrase, die $2 \frac{1}{2}$ Takte umfaßt, wird zwar durch das Orchester zur Dreitaktgruppe ergänzt; doch bildet der dritte Takt, der in der Vokalmelodie als Schlußtakt fungiert, in der Orchestermelodie einen Anfangstakt, den Beginn eines zweitaktigen Motivs. Drittens sind die Orchestermotive im Ring eher aneinandergereiht, als daß sie sich harmonisch und melodisch ergänzen und als Vorder- und Nachsatz zu einer Periode im Sinne der klassischen musikalischen Syntax zusammenschließen. Wagners syntaktische Grundform ist die Parataxe, nicht die Hypotaxe.³¹

[CD Nr. 4, Gwendolyn Killebrew mit dem Orchester der Bayreuther Festspiele unter der Leitung von Pierre Boulez]

Weniger avanciert haben wir mit ‚musikalischer Prosa‘ wie Dahlhaus sie im Blick auf Wagners Ring nennt,³² dann und wann auch schon in den Opern Carl Maria von Webers zu tun. Gewiß ist nur die *Euryanthe* wirklich durchkomponiert, der *Freischütz* und der *Oberon* sind eher Singspiele, von Gesprächs- ja Erzählpartien unterbrochen. Indessen bietet doch die sogenannte *Szene und Arie der Rezia* eine eindrucksvolle Illustration der romantischen Tendenz zur Emanzipa-

³¹ Dahlhaus, ebd., S. 152 f.

³² Der Ausdruck ‚musikalische Prosa‘ ist tatsächlich von Wagner selbst (aus *Oper und Drama* [SSD IV, SS. 114, 116]).

tion prosaischer Irregularität in der Musik. Die 1826 in London (nicht ganz) vollendete Komposition macht im Grunde die Unterscheidung rezitativischer und arioser Teile hinfällig. Die Melodie läßt sich vom ziemlich unregelmäßigen Rhythmus des Prosaeinsatzes bestimmen, und das heißt, daß sie sich von der Regelmäßigkeit des klassischen Periodenschemas kaum weniger entschieden trennt als Wagners ‚unendliche Melodie‘. Die Szene setzt ein mit folgenden Worten:

Ozean, du Ungeheuer! Schlangen gleich hältst du umschlungen rund die ganze Welt! Dem Auge bist ein Anblick voll Größe du, wenn friedlich in des Morgens Licht du schläfst! Doch wenn in Wut du dich erhebst, o Meer, und schlingst den Knoten um dein Opfer her, zermalmend das mächtige Schiff, als wär's ein Rohr, dann, Ozean, stellst du ein Schreckbild dar.³³

Noch eindrucksvoller im englischen Original:

Ocean! thou mighty monster! / That lies circled like a green serpent,
round about the world! / To musing eye thou art an awful sight, / When
calmly sleeping in the morning light; / But when thou risest in thy wrath, /
As now, and fling'st thy folds around some fated prow! / Crushing the
strong ribbed bark as if it were a reed! / Then, Ocean, art thou terrible
indeed.

Gewiß reicht die metrische Unregelmäßigkeit dieser Zeilen nicht an die von Tieck- oder Wagner-Versen heran; auch ist Weber viel konventioneller in den Ausdrucksmitteln und weniger radikal als Wagner im Ausreizen der Grenzen der Tonalität. Er duldet die Wiederholung von Silben, ja (später auch) ganzer Zeilen oder die Verteilung einer Silbe auf mehrere Töne. Immer wieder rastet die Prosatendenz der Vorlage in blankversartige Passagen ein, die eine gewisse Regularität des Melodieverlaufs und eine ariose Singbarkeit gestatten. Weber beutet diesen Zug im allgemeinen aber nicht aus, und außer im Jubel der Schlußverse meidet er gleichförmige Wiederholung musikalischer Syntagmen (wenn ich sie so nennen darf). Das Melodische entwickelt sich unmerklich aus dem Sprechgesang, in den es ebenso unmerklich zurückführt; und in den rhythmisch stärker gebundenen Verszeilen, die dem eben zitierten Passus folgen (siehe Fußnote 34), ist kompositorisch kaum ein Bruch zu bemerken gegenüber dem Eingangsrezitativ, das ja bereits stark melodische Partien aufwies. Es ist, als sei die Melodie ein willkommener, aber nicht gesuchter Gast, ein

³³ Text nach der Übersetzung aus dem englischen Original des James Robinson Planché von Theodor Hell.

eher zufälliger Grenzfall innerhalb einer rhythmisch entfesselten Empfindungsreihe, die die Melodie zumindest nicht strukturell bevorzundet, sondern das A-rhythmische, die Auflösung der musikalischen Syntax und die Anschmiegun des Melodieverlaufs an die Eigenschaften der unabsehbar wechselnden Gefühle fordert. Metrisch gebundene Melodien haben eine Tendenz zur Starre, die Weberschen dagegen in ihrer Freibeweglichkeit und Unabsehlichkeit eine diesem Meister ganz eigentümliche Anmut, die sich auch durch die düsteren, dramatischen oder jubulatorischen Partien durchhält, die ein Wagner mit mehr Erdschwere und einem oft störenden Pathos ausgestattet hätte. Insofern ist Weber der leichtfüßigere und eben darin romantischere Komponist – ein Stilzug, der ihm regelmäßig Tadel und Geringschätzung eingetragen hat, ganz wie seinem dichterischen Freunde Ludwig Tieck, der in Dresden sein Hausnachbar und häufiger Gesprächspartner war, der seine Musik aber nur mit Vorbehalten schätzte. Hören Sie nun die Szene und Arie der Rezia aus dem *Oberon* (in der textlichen und dramaturgischen Neufassung von Walter Panofsky):

[CD Nr. 5, mit Inga Nielsen als Rezia. Deutsches Symphonie-Orchester Berlin unter der Leitung von Marek Janowski]³⁴

Wir erkennen in der Beschreibung, die Carl Dahlhaus von Wagners Kompositionstechnik gegeben hat, Grundzüge der von Wilhelm Schlegel und (in seiner Nachfolge) Schelling so genannten Priorität

³⁴ Ozean, du Ungeheuer!

Schlangen gleich hältst du umschlungen rund die ganze Welt!
Dem Auge bist ein Anblick voll Größe du,
wenn friedlich in des Morgens Licht du schläfst!
Doch wenn in Wut du dich erhebst, o Meer,
und schlingst die Knoten um dein Opfer her,
zermalmend das mächtige Schiff, als wär's ein Rohr,
dann, Ozean, stellst du ein Schreckbild dar.

Noch seh' ich die Wellen toben
Durch die Nacht ihr Schäumen schleudern
An der Brandung wild erhoben,
Jede Lebenshoffnung scheitern! –

Doch still! Seh' ich nicht Licht dort schimmern?
Ruhend auf der fernen Macht,
Wie des Morgens blasses Flimmern

Heller nun empor es glühet
In dem Sturm, dess' Nebelzug

der Modulation über den Rhythmus wieder. Die freie Subjektivität – und daß wir uns nur recht verstehen: ihre Freiheit ist gerade ihre Ungebundenheit an ein vorbestehendes Absolutum – sucht sich selbst ihre Melodie nach Maßgabe der wirklichen, nicht mehr von der musikalischen Syntax der klassischen Komposition oder vom metrischen Zwang der Tradition kommandierten Abfolge ihrer Gefühle. Und da Gefühle nicht von sich aus sprachlich sind, müssen sie sich über Ausdrucksträger vermitteln, deren phonische Qualitäten dann den Rhythmus organisch aus sich hervorgehen lassen. Schwerfällige Silben – solche mit langen Vokalen, umrahmt von mehreren Konsonanten (z. B. *Spätrot*) – verlangsamen die Artikulation; andere, spitzer und leichter (z. B. *wie rieseln die Quellen*), akzelerieren die Aussprache des Syntagmas, zu dem sie gehören. Was Wilhelm Schlegel und Schelling ‚Modulation‘ genannt hatten³⁵, findet sich trefflich

Wie zerrissne Wimpel fliehet,
Wie wilder Rosse Mähnenflug! –

Und nun die Sonn' erstrahlt! Die Winde lispeln leis;
Gestillter Zorn wogt nur im Wellenkreis.
Wolkenlos strahlt jetzt die Sonne
Auf die Purpurwellen nieder,
Wie ein Held nach Schlachtenwonne
Siegreich eilt zur Heimat wieder. –

Ach, vielleicht erblicket nimmer
Weder dieses Aug' ihr Licht!
Lebe wohl, du Glanz, für immer!
Denn für mich erstrahlst du nicht. –

Doch was glänzt so schön und weiß,
Hebt sich mit der Wellen Heben?
's ist die Möwe, sie schweift im Kreis,
Wo die Flut raubt ein Leben!
Heil! Es ist ein Boot, ein Schiff!
Und ruhig segelt's seinen Pfad,
Ungestört durch das Riff. –
O Wonne! Mein Hüon! Zum Ufer herbei!
Schnell! Schnell! Diesen Schleier! Er weht!
O Gott, sende Rat!
Sie sehn mich! Schon Antwort! Sie rudern mit Macht!
Hüon! Hüon! Hüon! –
Mein Hüon! Mein Gatte! Die Rettung, sie naht!
Rettung naht! Rettung naht! Rettung naht!

³⁵ A. W. Schlegels und Schellings Ansichten sind genau beschrieben in: Manfred Frank: Das Problem „Zeit“ in der deutschen Romantik [...]. Paderborn/München/Wien/Zürich 1990, S. 370 ff.

bewährt in der Art und Weise, wie Wagner diesen Gedanken aufgegriffen hat. Auch und gerade im Musikdrama lässt sich die Melodieführung wesentlich durch Prosodie und Klanglichkeit des vertonten Textes bestimmen. Nach Wagners Ansicht ist die Musik bloßes Begleitinstrument der zugrundeliegenden Sprache und läßt sich mit hin durch die Beschaffenheit derselben bis in ihre feinsten musikalischen Eigenschaften leiten. Letzten Endes zieht Wagners Musik – wie wir das, in viel geringerem Maßstab, als den Grundzug der *Magelonen*-Lieder herausgearbeitet haben – die Eigenschaften, die man ihr gewöhnlich zuspricht (Dissonanz, Ametrie, Variabilität, Aufhebung des Unterschieds zwischen Thema und Variation, Arie und Rezitativ usw.) aus der phonisch-rhythmischen Unregelmäßigkeit des Textes, dem sie sich anschmiegt.

So also – und damit sind wir am Schluß – kann die romantische Ironie von einem Hauptgegenstand ästhetischer Theorie zu einem Stützpunkt der Kunst selbst werden. Keine Rede, keine Tonfolge findet sich notwendig abgefedert durch eine regelmäßige Wiederholung, die sie von ihrer isolierten Fragment-Natur erlöste – wie das der Fall des symbolisch-klassizistischen Sprechens und Komponierens war. Der unendliche Wechsel hat eher zur Folge, daß das Bruchstück relativiert wird in bezug auf alle anderen, aber so, daß über allen, wie Tieck es formuliert hatte, eine alles überschende, alles vernichtende Heiterkeit – ein Äthergeist – schwebt. Er ergreift nicht Partei für *ein* einzelnes und gegen ein anderes; er ist der Geist der romantischen Ironie. Obwohl er sich allem Einzelnen und Endlichen gegenüber vernichtend verhält, ist er doch wesentlich liberal: Schließlich korrigiert er lächelnd die falsche Wertschätzung einer partiellen Moral, die sich als allgemeingeltend aufspreizt. Auch paßt er in ein Zeitalter – es ist die Moderne, nicht die *Postmoderne* –, das seine Überzeugungen nicht länger aus einem ultimativen Versicherungsgrund beglaubigt weiß. Aber auch die ‚religiöse‘ Einstellung entmutigt die Ironie nicht von vornherein. Ist sie doch dadurch, daß sie „Mislaut“ und „Mißverhältnis“ im Ganzen des „Lebens“ aufdeckt, ein „negativer [...] Beweis“ für die Hinfälligkeit alles Endlichen und ein positiver für den überlegenen Wert des Unendlichen (KA XVIII, S. 218, Nr. 293; vgl. ebd., S. 213, Nr. 207). Von ihm redet die Dichtung, vor allem die romantische, als von ihrem einzigen Gegenstand. Aber vergessen wir nicht das Wort des Novalis: „[...] wovon man spricht, das hat man nicht“ (NS II, S. 671). So bleibt es bei dem, wovon wir ausgegangen waren: Die Kunst ist „Sehnsucht nach dem Unendlichen“ (KA XVIII, S. 418, Nr. 1168, S. 420, Nr. 1200) – wir suchen es überall, aber wir finden immer nur Endliches. Dem trägt die Musik Rechnung – als Darstellung der romantischen Ironie.

Inhalt der im Umschlag konfektionierten CD:

Aus: Johannes Brahms: „Magelonen-Lieder“. Interpretation: Dietrich Fischer-Dieskau (Bariton)/ Sviatoslav Richter (Klavier) (= Orfeo, Life Recording 1970, Salzburger Festspiele: ORF C 490 981 B, geprägt 1998, LC 8175):

Nr. 1: „Sind es Schmerzen, sind es Freuden,/ Die durch meinen Busen ziehn“

Nr. 2: „Wie soll ich die Freude,/ Die Wonne denn tragen

Nr. 3: „Ruhe, Süßliebchen, im Schatten,/ Der grünen dämmernden Nacht“

Aus: Richard Wagner: „Götterdämmerung“ (Interpretation: Gwendolyn Killebrew (tiefer Sopran); Dir.: Pierre Boulez (1976 ff.); Orchester der Bayreuther Festspiele (= Philips Classic Production 1981, Nr. 434424-2):

Nr. 4: Beginn der Erzählung der Waltraute aus dem ersten Akt „Höre mit Sinn, was ich dir sage“

Aus: C. M. von Weber: „Oberon“. Interpretation: Inga Nielsen; Dir.: Marek Janowski, Deutsches Symphonie-Orchester Berlin (= RCA, BMG, Deutschlandradio, 1997):

Nr. 5: Rezitativ und Arie der Rezia, Nr. 13.

Miszellen

Birgit Rehme-Iffert (Tübingen)

J. A. Eberhard (1739-1809), der Lehrer Schleiermachers

Bei der historisch-systematischen Erforschung der Genese des romantischen und frühidealistischen Denkens wird in der Regel und zu Recht der Kant-Rezeption ein großer Stellenwert eingeräumt – erklärt sich doch die Motivation und Struktur dieser Art von Philosophie nicht zuletzt aus dem Anliegen, Kants Kritizismus entweder zu überbieten, indem z. B. dessen Dualismen überwunden werden sollen, oder aber sich auf die Einhaltung der spekulativen Erkenntnisgrenzen rückzubesinnen. Weniger wird jedoch dem Umstand Rechnung getragen, daß Kants Philosophie selbst erst als ein Resultat einer massiven Kontroverse zu verstehen ist, v. a. mit den Vertretern der sog. „Schulphilosophie“ leibnizianischer Provenienz. Insofern also, als man die spezifische Verfaßtheit der nach-kantischen Philosophie rekonstruieren möchte, sollte man bedenken, daß sowohl bei deren Anschluss an Kant als auch bei deren Überbietungsstrategie diejenigen Elemente wieder zum Vorschein kommen, mit denen Kant selbst sich bei der Entwicklung seines Kritizismus auseinandersetzte. Als Momente, die bei der Überwindung des Dualismus zum Tragen kommen, seien z. B. die Übernahme eines monistischen Minimum-Maximum-Schemas, also eines Gradationsmodells des stufenweisen Überganges zwischen sich entgegenstehenden Polen oder die Annahme einer „obersten Kraft“ als Prinzip der Wirklichkeit, die alles durchdringt und von der z. B. derivative Gemütskräfte abgeleitet werden können, genannt.

Es kann beobachtet werden, daß die nach-kantische Philosophie gerade in der Art und Weise, wie sie sich auf Kant zurückbesinnt oder auch Lösungsvorschläge für dessen systemimmanente Unzulänglichkeiten anbietet, wieder auf vor-kantische Vorstellungen leibnizianischer, platonischer und neuplatonischer Herkunft rekurriert, ohne jedoch z. B. in Bezug auf die Grenzen und Möglichkeiten eines philosophischen Systems den skeptischen Zug des kantischen Kritizismus aufzugeben.

Betrachtet man nun Schleiermachers theoretische Philosophie, wie sie in den verschiedenen Versionen seiner *Dialektik*-Vorlesungen zwischen 1811 und 1831 artikuliert wird, so zeigt sich, daß dort nicht nur typisch frühromantische Einflüsse und Überzeugungen zu finden sind

(so die Ablehnung der Grundsatzphilosophie und die dazu alternative Vorstellung der „unendlichen Annäherung“ an die regulative Idee eines Systems; der Anschluss an die platonische dialogisch-dialektische Methode als eines gemeinschaftlichen Prozesses der Wahrheitssuche; außerdem die Favorisierung des Subjekts als des höchsten identitätsstiftenden Punktes zur Konstitution von Erkenntnis, der ontologisch jedoch als ein nicht sui-suffizienter betrachtet wird, was mit einem gegen Fichtes Idealismus gewendeten Realismus einhergeht). Auffällig ist, daß ebenso oben genannte leibnizianische Theoreme in Schleiermachers Ontologie, Logik (Schleiermacher operiert z. B. ganz anders als Kant mit Individualbegriffen) und Erkenntnistheorie (wie die Lehre angeborener Begriffe) Eingang finden.

In diesem Beitrag soll in aller Kürze dem möglichen Einfluss, den Schleiermachers Hallenser Lehrer Johann August Eberhard auf die Entwicklung des Schleiermacherschen Denkens gehabt haben könnte, nachgegangen werden. Dabei zeigt sich, daß es v. a. die Verbindung von platonischem mit leibnizianischem Gedankengut ist, die Schleiermachers Philosophie durch die Lehre Eberhards mit geprägt haben könnte.¹

Schleiermacher studierte von 1787-1789 in Halle. J. A. Eberhard, der dort ab 1778 lehrte, ist bekannt als ein Angelpunkt der Polemik gegen den Kantischen Kritizismus. Das Forum dieser philosophischen Fronten zwischen der sog. Schulphilosophie und Kant war das von ihm herausgegebene *Philosophische Magazin*, in welchem auch die Philosophie des Kantianers Reinhold angegriffen wurde.²

Mitten hinein in diese Auseinandersetzung geriet der junge Schleiermacher.³ Einen guten Einblick in die damalige philosophische De-

¹ Dieser Beitrag ist neben der Veröffentlichung des Hoffbauer-Dokuments in diesem Band eines der Ergebnisse meines 3monatigen Forschungsaufenthaltes in Halle a. d. Saale, der von dem Fritz-Thyssen Stipendienprogramm der Franckeschen Stiftungen ermöglicht wurde, denen hiermit gedankt sei. Weiterhin möchte ich mich bei Prof. Jürgen Stolzenberg herzlich für dessen Beratung und Unterstützung bedanken.

² Schleiermacher besaß sowohl das *Philosophische Magazin* als auch das *Philosophische Journal*, das von I. Niethammer herausgegebene Organ der frühromantischen Reinholdschüler und Kantianer, in dem Fichte und die Grundsatzphilosophie kritisiert wurden (siehe Günter Meckenstock [Hg.]: Schleiermachers Bibliothek. Bearbeitung des faksimilierten Rauchschen Auktionskatalogs und der Hauptbücher des Verlages G. Reimer, Berlin/ New York 1993).

³ Günter Meckenstock (Hg.): F. D. E. Schleiermacher, Jugendschriften 1787-1797 (entspricht: F. D. E. Schleiermacher, Kritische Gesamtausgabe [= KGA, hg. v. H.-J. Birkner/ G. Ebeling/ H. Fischer/ H. Kimmeler/ K.-V. Selge. Berlin 1985], I. Abtl., Bd. 1), SS. XIX und XXV der Einleitung.

batte gibt der Briefwechsel Schleiermachers mit seinem Freund C. G. Brickmann, in dem Eberhard als akademischem Lehrer sowie der damit verbundenen Kenntnis der Argumentationen von Kant und Kantianern wie Reinhold bzw. Eberhard und den „Leibnizianern“ eine große Bedeutung beigelegt wird.⁴ Dort ist dokumentiert (s. die Briefe Nr. 79, 82, 123 und 48), daß Schleiermacher im Wintersemester 1787/88 eine Vorlesung über *Geschichte der Philosophie* (veröffentlicht 1788 unter demselben Titel) sowie über Metaphysik bei Eberhard gehört hat.⁵

In der Literatur über Eberhard wurde bisher hauptsächlich seine Auseinandersetzung mit Kant untersucht.⁶ Hinsichtlich seines Einflusses auf den Schüler Schleiermacher fokussiert B. Oberdorfer⁷ die praktische Philosophie. Weder die Inhalte der Metaphysik-Vorlesung, wie sie sich im *Kurze[n] Abriß* derselben (s. o.) widerspiegeln noch die *Geschichte der Philosophie* wurden in der Literatur jedoch bisher als mögliche Quellen für die Genese der Schleiermacherschen theoretischen Philosophie thematisiert. Im folgenden sollen anhand von einigen ausgewählten zentralen Punkten die Überzeugungen und Theorien der beiden Denker miteinander verglichen werden.

Das „verknüpfende Band“

Im letzten Abschnitt seiner *Theorie des Denkens und Empfindens* betont Eberhard, daß Geist und Körper (Schleiermacher nennt es die „intellektuelle“ bzw. die „organische Funktion“) in einer gleichberechtigten Wechselwirkung zueinander stehen, so daß kein Moment ohne das andere begriffen werden kann. Dies entspricht auch der Schleiermacherschen Überzeugung. Beide vertreten hier eine leibnizianisch anmutende, aber auch von Platon herrührende Theorie der Mischung und der stufenlosen Gradation zwischen beiden Polen; die

⁴ Andreas Arndt/ Wolfgang Virmond (Hgg.): F. D. E. Schleiermacher, Briefwechsel 1774-1796 (= KGA, V. Abt., Bd. 1). Vgl. das Hallensische Vorlesungsverzeichnis: *Praelectiones Academiae Fridericianae*. Kopie aus dem dortigen Universitätsarchiv.

⁵ Einen *Kurze[n] Abriß der Metaphysik* veröffentlichte Eberhard 1794, weiterhin relevant für seine theoretische Philosophie sind seine Antrittsvorlesung *Von dem Begriffe der Philosophie und ihren Theilen* (1778), die *Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens* von 1776 und die *Vermischte[n] Schriften* von 1788.

⁶ Gerda Haßler: Johann August Eberhard (1739-1809) ein streitbarer Geist an den Grenzen der Aufklärung mit einer Auswahl von Texten Eberhards. Halle 2000. Manfred Gawlina: Das Medusenhaupt der Kritik. Die Kontroverse zwischen Immanuel Kant und Johann August Eberhard. Berlin/ New York 1996.

⁷ Bernd Oberdorfer: *Geselligkeit und Realisierung von Sittlichkeit. Die Theorieentwicklung Friedrich Schleiermachers bis 1799*. Berlin/ New York 1995.

an Platons *Timaios* erinnernde Rede des „verknüpfenden Bandes“ wird hier kombiniert mit Leibniz' Minimum-Maximum-Schema.

Die Theorie des Übergangs

Eberhard entwickelt nun weiterhin eine Konzeption des Übergangs zwischen Vernunft und Sinnlichkeit als derivativen Kräften bzw. Gemütsvermögen des Subjekts (mit Kant und Reinhold gesprochen, jedoch ohne deren Dualismus: den zwei Erkenntnisstämmen Spontaneität und Rezeptivität, Form und Stoff), die, um überhaupt miteinander zusammenwirken zu können (und dies macht das Wesen der Möglichkeit von Erkenntnis aus), begriffen werden müssen als begründet in einer ursprünglichen Einheit desselben. Dort heißt es:

Um beyde Kräfte, die Kraft zu denken und die Kraft zu empfinden uns in einem gegenseitigen Einflusse vorstellen zu können, müssen wir uns ihres Verhältnisses zu der ursprünglichen Grundkraft der Seele zu versichern suchen. Es muß sich in dieser Grundkraft ein gemeinschaftlicher Vereinigungspunkt für beyde anzeigen lassen, wenn sie gegenseitig von einander abhängig seyn sollen.⁸

Diese Ansicht weist eine frappierende Ähnlichkeit auf zu Schleiermachers zentraler Argumentation in der *Dialektik* (DO⁹, SS. 265-314), in der er, ausgehend von eben diesem Modell des Übergangs (das., S. 286), also der Interaktion von Denken und Wollen, hinführt zum Gedanken der unhintergehbaren Identität des Subjekts, die jedoch nicht gewußt, sondern nur gefühlt werden kann und über eben dieses Gefühl der Abhängigkeit einen Verweis darstellt zum es bedingenden Sein als transzendtem Grund.¹⁰

Trotz der Gemeinsamkeit bei der Verwendung des Modells des Überganges besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied darin, daß Eberhard die Identität des Ich als eine substanzielle Grundkraft inter-

⁸ *Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens*, S. 17.

⁹ DO = Rudolf Odebrecht (Hg.): Friedrich Schleiermachers *Dialektik*, Leipzig 1942. Des weiteren gelten folgende Siglen:

Dial(1814/15) = A. Arndt (Hg.): F. D. E. Schleiermacher, *Dialektik* (1814/15), Einleitung zur *Dialektik* (1833), Hamburg 1988.

Dial(1811) = A. Arndt (Hg.): F. D. E. Schleiermacher, *Dialektik* (1811), Hamburg 1986.

DialJ = L. Jonas (Hg.): F. D. E. Schleiermacher, *Dialektik*, aus Schleiermachers literarischem Nachlasse, Berlin 1839 (= L. Jonas u. a. [Hgg.]: F. D. E. Schleiermacher, *Sämtliche Werke*, 3. Abtl., Bd. 4.2).

¹⁰ Vgl. weiterhin F. D. E. Schleiermacher: *Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der Evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt* (1830/31), hg. v. Martin Redeker. Berlin/ New York 1999, S. 19.

pretiert, so, als hätte es das „Paralogismenkapitel“ der *Kritik der reinen Vernunft* nicht gegeben. Diesen Schritt in die vorkantische Philosophie tut Schleiermacher keinesfalls.

Das Theorem des Zusammenhanges

Eberhard macht in seinen metaphysischen Schriften (*Kurzer Abriss der Metaphysik, Von dem Begriffe der Philosophie und ihren Theilen*)¹¹ ebenso wie Schleiermacher in seiner *Dialektik* den Begriff eines sowohl ontologisch als auch erkenntnistheoretisch interpretierten Zusammenhanges (der Welt, welcher dann wiederum, angeleitet durch die angeborenen Erkenntnisprinzipien jeweils in den Subjekten intersubjektiv nachkonstruiert werden kann) stark. Insofern teilen beide Autoren die Überzeugung eines Parallelismus zwischen dem Zusammenhang als einer ontologischen und dem Zusammenhang als einer erkenntnistheoretischen Struktur.¹²

Die Ideen-Konzeption

Der Vergleich des Anschlusses an oder auch der Uminterpretation der Platonischen Ideenlehre ist der interessanteste Punkt, der das Denken von Eberhard mit dem Schleiermacherschen verbindet. Auffällig ist in systematischer (wie auch in konstellationsphilosophischer) Hinsicht der Umstand, daß sowohl Eberhard als auch sein Schüler Schleiermacher eine Neigung besitzen, Platon „leibnizianisiert“ zu interpretieren und dieses Konglomerat selbst in ihre philosophischen Untersuchungen einbauen. Beide ontologisieren zudem in platonischer Manier die Ideen, indem sie sie gleichzeitig als Ideal- und Realgrund, als Prinzipien sowohl des Wissens als auch der Wirklichkeit, betrachten. Dies unterscheidet die Philosophie beider vom kantischen Kritizismus, welcher die Ideen lediglich als regulative, nie als konstitutive Prinzipien zuläßt.

Vergleicht man den Umgang beider Philosophen mit Platons Ideenlehre, so stellt sich zuerst einmal heraus, daß Schleiermacher die Kantische regulative Idee sozusagen „platonisiert“, indem er sie ontologisiert.¹³ Eberhard wiederum „leibnizianisiert“ die Platonische Ide-

¹¹ Vgl. in den *Vermischte[n] Schriften* die SS. 167, 169, 173.

¹² Zur Bedeutung des „Zusammenhanges“ in Schleiermachers *Dialektik* siehe von der Autorin: Wahrheit und Wissen in der *Dialektik* Schleiermachers. In: Schleiermachers *Dialektik*. Die Liebe zum Wissen in Philosophie und Theologie, hg. v. Christine Helmer/ Christiane Kranich/ Birgit Rehme-Iffert. Tübingen 2003, SS. 294-308.

¹³ DialJ, SS. 171/172, § 229: „1. Die Idee der Gottheit könnte nicht regulativ sein, Princip des formalen, und zwar nicht bloß im Handeln sondern auch im Denken,

enlehre. In dem Platonbild, das er an seine Schüler vermittelte, lassen sich so deutlich leibnizianische Elemente finden.

Diese leibnizianischen Elemente fallen jedoch auch bei näherer Betrachtung der Schleiermacherschen Ontologie auf: in Form eines Stufen- und Gradationsmodells, welches in seiner Art, eine Vermittlung zwischen Sein und Denken herzustellen, eine Mischung zwischen dem platonischen „verknüpfenden Band“ und der leibnizianischen Minimum-Maximum-Lehre zu sein scheint. Hier sind in Schleiermachers *Dialektik* Verbindungen von platonischen und leibnizianischen Theoriebildungen zu finden, die auch durch Eberhard an ihn weitergegeben worden sein könnten.

Bei der Lektüre der *Neue[n] Vermischte[n] Schriften* Eberhards (von 1788, Kap. VII/3, SS. 389/390) kann man feststellen, daß hier die platonischen Ideen nicht nur wie bei Schleiermacher ontologisiert, sondern zudem noch als „wirkende Ursache“, ja als „unendlicher Verstand“ interpretiert werden. Außerdem wird eine Analogie hergestellt zwischen dem unendlichen Verstand mit den „endlichen Verständern“, indem ersterer seine Strukturen in letzteren abbildet. Dadurch ist adäquate Erkenntnis als eine Wiedererinnerung möglich. Auch Schleiermacher geht in seiner *Dialektik* von einem Strukturparallelismus zwischen Sein und Denken aus: die Teilhabe des menschlichen „Partialzusammenhanges“ (als erkenntnistheoretischem Aspekt der Idee) an einem kosmologischen „Totalzusammenhang“ (als ontologischem Aspekt der Idee) ist Grundlage für den Drang zum Wissenwollen und stellt gleichzeitig die Prinzipien für den Prozeß der Wissenssuche bereit. Durch diese Terminologie des Zusammenhanges und der Annahme eines Parallelismus zwischen Sein und Denken ist die pla-

wenn sie nicht konstitutiv wäre, nämlich unser eignes Sein konstituierend.“ Vgl. Dial(1811), S. 5: „Mit den höchsten Prinzipien des Wissens ist zugleich die Art gesetzt, wie man es im Einzelnen anschaut und das Einzelne draus produziert. [...] Das Höchste und Allgemeinste des Wissens also und die Prinzipien des Philosophierens selbst sind dasselbe. [...] Konstitutive und regulative Prinzipien lassen sich also nicht mit Kant unterscheiden.“

Siehe außerdem: „Hier ist also neben dem Verhältnis zwischen der Einheit des Begriffs und der Vielheit der Dinge [...] auch die Einheit des Seins und Erkennens zum Grunde gelegt und formal in dem Gebiet der Dialektik selbst abgebildet. [...] Auf diese Weise nun ist nicht nur seine Dialektik als formale Seite der Spiegel der realen sowohl physischen als ethischen, sondern auch das heuristische Prinzip der absoluten Einheit [...]“. In: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: *Über die Philosophie Platons. Geschichte der Philosophie. Vorlesungen über Sokrates und Platon* (zwischen 1819 und 1823). Die Einleitungen zur Übersetzung des Platon (1804-1828), hg. und eingel. v. Peter M. Steiner mit Beiträgen von Andreas Arndt und Jörg Jantzen. Hamburg 1996, S. 13.

tonische Strukturanalogie der Ideenlehre bereits leibnizianisch uminterpretiert, wobei sie zudem eine ‚romantische‘, an Schlegels Platoninterpretation erinnernde Charakteristik erhält.

Eberhard legt eine an den *Timaios* angelehnte Interpretation des ‚Überganges‘ der Ideen als Realgründen (sozusagen der ‚obersten Kraft‘) und der Seele und Materie nahe, die an ein Minimum-Maximum-Schema à la Leibniz denken läßt. Sowohl das leibnizianische Gradationsmodell als ontologischer Hintergrund, von dem her sich die Beschaffenheit des Subjekts als eines in ein Umgreifendes eingebetteten verstehen läßt als auch die Vorstellung der Ermöglichung von Erkenntnis durch eine Teilhabe (methexis) an diesem umgreifenden Sein finden sich in Schleiermachers *Dialektik*, sodaß der leibnizianisierende Zug in der Vermittlung Platons an den Schüler Schleiermacher durch Eberhard anscheinend nicht zu leugnen ist.¹⁴

Die Irrtumstheorie

In seiner *Dialektik* stellt Schleiermacher eine Typologie der unterschiedlichen Verhältnisbestimmungen von Wissen und Nicht-Wissen und damit eine Irrtumstheorie auf (DO, SS. 324-338: „Die Zustände des Wissens und der Irrtum“¹⁵), welche deutliche Ähnlichkeiten zu Platons *Theaitet* (187a-200d) besitzt. Die Art und Weise, wie dort (vgl. den *Sophistes*, 262d-265b und *Phaidros*, 261e) betont wird, daß der Irrtum letztlich eine Theorie und eine uns zugängliche Kenntnis zumindest einer Anzeige des Zieles von Wahrheit bzw. deren Kriterien voraussetzt, taucht wiederum ebenfalls bei Eberhard in seinen *Vermischte[n] Schriften* (2. Kapitel: „Über Wahrheit und Irrtum“, SS. 23-31) auf. Auch hier wird behauptet, daß der Irrtum nur als abkünftiger Modus von Wahrheit überhaupt begriffen und ausgemacht werden kann. Eberhard verteidigt den Gedanken eines „vernünftigen Skepticismus“ (das., S. 31), also eines nicht haltlosen, sondern geminderten Eingeständnisses der Fallibilität von Erkenntnis, welche sich der Einsicht in die obersten Prinzipien und Bedingungen für Wissen

¹⁴ Auch Hans-Georg Gadamer unterstreicht in seinem Aufsatz „Schleiermacher als Platoniker“. (In: Ders.: Kleine Schriften III. Tübingen 1972, SS. 148/149) die Bedeutung des *Menon* sowie v. a. die Favorisierung der Vorstellung eines „verknüpfenden Bandes“ zwischen Transzendenz und Immanenz, Ideellem und Reellem im Platonischen *Timaios*, der sich Schleiermacher verbunden fühlt und die er mit einem ontologisch hergeleiteten Individualitätsgedanken und einem Gradationsmodell Leibnizianischer Provenienz kombiniert.

¹⁵ Vgl. DialJ, S. 540: „Die Thatsache des Irrthums läßt sich nur dadurch begreifen, daß der Irrthum immer nur an der Wahrheit ist.“ Siehe weiterhin das., SS. 549 und 209, § 262; Dial(1811), S. 72, § 99; Dial(1814/15), S. 82, § 14.

verdankt. Der Vergleich zu Schleiermachers Sicht der Skepsis, deren Berechtigung und Funktion (siehe DO, S. 329, aber auch DialJ, S. 487, wo Schleiermacher 2 Arten von Skepsis vorstellt, eine berechnete und eine zu verwerfende sowie das., S. 503, wo schließlich die Rede ist von einem „wahr[e] Skepticismus“) zeigt weiterhin Ähnlichkeiten zu den Gedanken, die Eberhard über Wahrheit und Irrtum vorstellt.

Die supplementierende Methode

In seinen *Vermischte[n] Schriften* (SS. 162/163) erwähnt Eberhard ein Verfahren, welches an die Rede von der supplementierenden Methode bei Schleiermacher erinnert. Die jeweils vorhandenen Grenzpunkte eines Phänomens (z. B. Freies/ Notwendiges, Ideelles/ Reelles als Ober- bzw. Untergrenzen) müssen zuerst ausgereizt und anvisiert werden, um sie miteinander zu vermitteln, denn dadurch kann allererst die stets vorhandene Mischung zwischen beiden angemessen erfasst werden. Dies ist ganz im Sinne von Schleiermacher, der in seiner *Dialektik* den permanenten Vermittlungsprozeß zwischen erkenntnistranszendenten Extremen als heuristische Grundoperation anwendet.

Während im Vorangehenden die Gemeinsamkeiten in der Philosophie Eberhards und Schleiermachers herausgearbeitet wurden, sollen jedoch keinesfalls die Unterschiede zwischen beiden außer Acht gelassen werden: während für Eberhard z. B. die Gotteserkenntnis die höchste mögliche Form von Erkenntnis darstellt (so im *Begriff der Philosophie und deren Theilen*), destruiert Schleiermacher jede Art von traditionellem Gottesbeweis (im Abschn. „Kritik der vier Formeln für den transzendenten Grund“ in der DO). Des weiteren ist Schleiermacher erkenntnistheoretischer und ontologischer Realist. Er teilt die Auffassung Kants, daß Sein kein reales Prädikat ist und nicht aufgeht in der Vollbestimmtheit seiner Merkmale. Eberhard hingegen ist an diesem Punkt merkwürdig schwankend: einerseits behauptet er, daß durchaus nicht alles Mögliche bzw. Denkbare auch wirklich sein könne, andererseits teilt er aber die ontotheologische Beweisführung der Existenz Gottes; die Möglichkeit des Wirklichen liegt in Gottes Willen als oberster Kraft begründet (siehe Eberhards *Kurze[n] Abriß der Metaphysik* und die Antrittsvorlesung *Von der Philosophie und ihren Theilen*). Am interessantesten sind die Differenzen der beiden Autoren aber bezüglich der Freiheitskonzeption, auf welche zuletzt eingegangen werden soll.

Die Auffassung der Freiheit

In den §§ 4-5 der Schleiermacherschen *Glaubenslehre* stellt dieser seine Überzeugung dar, daß weder eine vollständige Freiheit noch eine totale Abhängigkeit des Menschen denkbar und plausibel sind; vielmehr ist trotz der radikalen Abhängigkeit des Subjekts vom ihm begründenden Sein ein freies und verantwortliches Handeln möglich. Andererseits ist uneingeschränkte Freiheit unter den Bedingungen einer radikalen ontologischen Dependenz nicht vorstellbar. Immerzu steht menschliches Denken und Handeln unter der Voraussetzung, daß jeweils verschieden hohe Anteile („Gradationen“) von Selbst- bzw. Fremdbestimmtheit miteinander einhergehen. Bei Eberhard hingegen ist die Freiheit lediglich als ein defizitärer Aspekt der göttlichen Notwendigkeit zu verstehen: der endliche Verstand entwirft sozusagen in seinem Handlungszusammenhang nur die nützliche Fiktion, frei handeln zu können. Diese notwendige Einbildung stellt sich im Ganzen betrachtet jedoch nur als eine Abschattung des endlichen Verstandes dar, sozusagen ein Erkenntnisdefizit, der letztlich unweigerlich dazu vorgesehen ist, sich in den vorherbestimmten Gang des unendlichen Verstandes einzuordnen (siehe in den *Vermischte[n] Schriften* das Kap. V.: „Verschiedene Aufsätze über die Freyheit des Willens“, v. a. SS. 142-182).¹⁶

Bei der Frage nach der Entstehung eines Denkhorizontes, nach den Faktoren, die das Philosophieren eines heute berühmten Menschen wie Schleiermacher während der Phase seiner Ausbildung beeinflußt und geprägt haben mögen, ist es nicht möglich und auch nicht sinnvoll, 1:1-Korrelationen zwischen Lehrer und Schüler zu konstatieren, entspricht dies doch auf keinen Fall der komplexen Entwicklung und Ausarbeitung der späteren Schleiermacherschen *Dialektik*. Wir sind hierbei auf historisch-systematische Plausibilisierungsstrategien angewiesen, welche mit diesem Beitrag erprobt werden sollten.

¹⁶ Hinsichtlich der Erkenntnis teilt Eberhard (*Vermischte Schriften*, SS. 146, 160) jedoch mit Schleiermacher die Ansicht, daß die bloße sinnliche Affiziertheit in der Empfindung uns kausal zwar determiniert, Freiheit jedoch und damit die Möglichkeit von Irrtum in dem Moment anhebt, sobald die spontan agierenden subjektiven höheren Erkenntnisvermögen ins Spiel kommen (vgl. DialJ, S. 209, § 262).

Birgit Rehme-Iffert/ Andreas Berger (Tübingen)

Joh. Chr. Hoffbauer: Bericht über die napoleonische Besetzung Halles im Oktober 1806. Ein unveröffentlichtes Dokument aus der dortigen Marienbibliothek

In der hallensischen Marienbibliothek konnte während eines dortigen Forschungsaufenthaltes ein Autograph gefunden werden, der ein lebendiges Dokument der napoleonischen Besetzung Halles im Oktober 1806 darstellt.¹ Was dort berichtet wird von Plünderungen und Gewalt, notleidender und hungriger Bevölkerung², willkürlichen Einquartierungen von Soldaten und Generälen, restriktiven Verfügungen über die Stadt und Universität Halle, die schließlich in deren Suspendierung, Entlassung der Professoren und der Order, die Studenten hätten die Stadt zu verlassen, mündeten, entbehrt im Jahr 2003 nicht der Aktualität.

Der Verfasser Johann Christoph Hoffbauer (1766-1827) hatte von 1794 bis 1827 eine Professur in Halle inne. Er hat einflußreiche

¹ An dieser Stelle sei den Mitarbeiter(inne)n der Marienbibliothek für die Bereitstellung einer Kopie des Dokuments gedankt.

² Siehe hierzu G. F. Hertzberg: Geschichte der Stadt Halle an der Saale. Halle 1893, S. 352: „Bald aber traten die schlimmen Folgen ein, wie sie die Erstürmung einer feindlichen, hier noch dazu der ersten preußischen, durch die Franzosen eroberten Stadt zu begleiten pflegten. Schon während der Kämpfe am Galg- und Steinthor hatten sich französische Leichtverwundete, Infanteristen, Reiter, Trainsoldaten, namentlich Leute von dem als „Löffelgarde“ oder „Schwefelbände“ bekannten und gefürchteten Vortrab des Benadotteschen Korps plündernd durch die Stadt verbreitet. Zu ihnen stießen nach Abschluß der Gefechte viele in die Stadt zurückkehrende Franzosen, sodaß viele Bürger und Studenten erhebliche Verluste erlitten, nicht wenige geplündert, gemißhandelt, noch mehr Frauen und Mädchen ihrer Ehre beraubt wurden.“ Außerdem das., S. 357: „Damals wurde für die Gemeinde der Grund zu einer neuen drückenden finanziellen Verschuldung gelegt, während zugleich weite Kreise der Bürgerschaft in jene heillose *Verarmung* und Dürftigkeit zu versinken begann, die noch lange nach den Befreiungskriegen für das Leben in Halle so charakteristisch geblieben, eigentlich erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wieder überwunden worden ist.“

Schriften zur Logik und Analysis in der Philosophie verfaßt³, einer Methode, die dem deduktiven Verfahren aus einem obersten Grundsatz, ganz im Sinne der kantischen „Methodenlehre“, der Reinholdschüler Erhard und Forberg und dem Frühromantiker Schlegel, entgegengesetzt ist.⁴ Novalis bezieht sich in seinen *Fichte-Studien* explizit auf die Lektüre der Hoffbauerschen *Anfangsgründe der Logik*.⁵

Hoffbauer war ein Kommilitone (ab 1785 hörte er Vorlesungen bei J. A. Eberhard; 1789 promovierte er sich) und späterer Kollege von F. Schleiermacher. Dieser studierte von 1787-89 in Halle und hatte schließlich dort von 1804-07 eine Professur inne, die er erst unter langen inneren Kämpfen und trotz mehrerer Angebote für eine Stelle in Bremen notgedrungen aufgab, als die Schließung der Universität und die Entlassung der Professoren nicht mehr aufzuhalten war.⁶

Schleiermacher hat in dieser Zeit seiner Hallenser Professur eine akademische und schriftstellerische Wirksamkeit entfaltet, die ihresgleichen sucht: so verfaßte er hier (und zwar auch inmitten der Not und Bedrängnis während der Belagerung) seine Entwürfe und Notizen zur *Hermeneutik*, den zweiten Teil der Übersetzung von *Platons Werken*, die zweite Ausgabe der *Reden über die Religion* und eine Rezension von *Fichtes Grundzüge[n] des gegenwärtigen Zeitalters*.⁷ Er schildert in seinen Briefen, wie sehr er sich über den studentischen, professoralen und künstlerischen Kreis freute, der sich jeden Donnerstag bei Joh. Friedr. Reichardt auf Giebichenstein und anschließend jeden Freitag bei ihm selbst zum gesellig-intellektuellen Austausch zusammenfand. Dies zu verlieren, bedrückte Schleiermacher

³ so die *Analytik der Urtheile und Schlüsse* von 1792, die *Anfangsgründe der Logik* von 1794 (2. Aufl. 1810), eine *Übersicht des Vorzüglichsten, was seit 1781 für die Logik geleistet ist* (erschieden 1795 in I. Niethammers „Philosophische[m] Journal“), *Über die Analysis in der Philosophie* (1810) sowie den *Versuch über die sicherste und leichteste Anwendung der Analysis in den philosophischen Wissenschaften*, ebenfalls 1810.

⁴ Siehe hierzu ausführlich Manfred Frank: „Unendliche Annäherung“. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt a. M. 1997 (stw 1328), 15.-17. Vorl., bes. die SS. 411, 416, 447 f., 455 f., 830, 834 und 886.

⁵ Dies wird bereits erwähnt im Vorwort zum 2. und 3. Bd. („Das philosophische Werk I und II“) der NS = Novalis: Schriften, hg. v. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Darmstadt 1981, S. 61.

⁶ Siehe hierzu: Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Berlin 1858, Bd. 2 und Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen, hg. v. Wilhelm Dilthey. Berlin 1863, Bd. 4.

⁷ Siehe die 1. Abtl. „Schriften und Entwürfe“ der KGA (= F. D. E. Schleiermacher: Kritische Gesamtausgabe, hg. v. H.-J. Birkner/ G. Ebeling/ H. Fischer/ H. Kimmerle/ K.-V. Selge), Bd. 5: Schriften aus der Hallenser Zeit 1804-1807, hg. v. Hermann Patsch. Berlin/ New York 1995, S. CXXVIII des Vorworts.

sehr⁸, ebenso wie seine Freundin Luise Reichardt, die begabteste der Reichardt-Töchter. Reichardt selbst mußte vor Napoleon fliehen.⁹

Schleiermacher lebte in dieser Phase mit Henrik Steffens zusammen¹⁰, beengt, ärmlich und doch hoch produktiv, wie deren Briefe es anschaulich und beeindruckend schildern.¹¹ Henrik Steffens (1773-

⁸ Schleiermacher an Henriette von Willich, 4. Nov. 1806: „[...] meine zertrümmerte Wirksamkeit, welche wahrscheinlich nie wiederkehrt, die Schule, welche ich hier zu stiften im Begriff war, und von der ich mir so viel versprach, plötzlich zerstört, vielleicht die ganze Universität, die sich so schön zu heben anfang, zersprengt – und dabei der bedenkliche Zustand des Vaterlandes, welches unter manchen Gebrechen so viel Köstliches aufbewahrt – Liebe, Du kannst Dir schwerlich denken, wie mich das ergreift, und wie ich mich doch auf der anderen Seite ruhig hinsetzen kann zu meinem Platon und zu theologischen Arbeiten, und manchmal recht tüchtig dabei sein, ohnerachtet der ewigen Sehnsucht nach meiner Kanzel und meinem Katheder.“

⁹ Dies ist dokumentiert bei Wilhelm Dilthey: *Leben Schleiermachers*, hg. v. Martin Redeker. Zweiter Halbband (1803-1807), Göttingen 1991, SS. 130-195 und 221-229.

¹⁰ Vgl. F. Kattenbusch: *Schleiermachers Wohnung in Halle*. In: *Theologische Studien und Kritiken* Nr. 92, 1919, S. 200: „Als die Stadt durch die Franzosen, Oktober 1806, im Sturme unter Plünderung besetzt wurde, nahm er zuerst tage-, wenn nicht wochenlang seinen Freund H. Steffens mit Frau und einem kleinen Kinde bei sich auf [in der Großen Märkerstraße 21, unweit des Christian-Wolff-Hauses Nr. 10], da sein Haus sicherer schien als das von Steffens bewohnte (bei der Moritzburg). Danach siedelten umgekehrt er und seine Schwester in Steffens ‚kleine beschränkte‘ Wohnung mit über, da sie beide kaum noch Geld hatten (jeder verfügte noch über ‚etwa 10 Rthlr.‘) und deshalb ‚eine gemeinschaftliche Wirtschaft‘ für zweckmäßig hielten; sie lebten, wie Steffens berichtet, ‚höchst kümmerlich‘.“

¹¹ Schleiermacher an Henriette von Willich (ohne Datum): „Der unmittelbare Anblick des Krieges hat uns hier wunderbar ergriffen. Es war Noth und Angst genug und oft mußten wir doch wieder darüber scherzen. Steffens Frau war mit ihrem Kinde auf dem Arm in meiner Wohnung, als die französischen Husaren bei mir plünderten, ehe sie da waren, in schrecklicher Angst, hernach aber ganz besonnen und ruhig; die Angst, deren es in den vier Tagen bis die Armee vorüber war, genug gab, bringt so viel unmittelbar lächerliches hervor, daß man dadurch eben den Muth fristet.“ Schleiermacher an Georg Reimer, 4. Nov. 1806: “ – – Die Plünderung war freilich fatal, aber doch nicht so arg, als man sich dergleichen wohl vorstellt. Gleich nach dem Gefecht drangen durch Unvorsichtigkeit der unten wohnenden Leute mehrere Reuter in’s Haus und bis zu uns hinauf. Steffens und Gaß waren alle eben bei mir; wir mußten alle drei unsre Uhren hergeben, Gaß auch sein Silbergeld (Steffens hatte schon keins mehr); bei mir fanden sie auch nur einige Thaler – aber alle meine Oberhemden nahmen sie bis auf fünf und alle silbernen Löffel bis auf zwei. Bei dem Gefecht selbst wären wir fast in Gefahr gerathen. Steffens kam den Morgen uns abrufen, wenn wir ein Gefecht mit ansehen wollten, in seine Wohnung zu kommen. Wir sahen auch dort den Angriff auf die Brücke sehr gut. Als ich aber merkte, daß die Preußischen Kanonen demontirt wurden und die Position verloren gehen würde, beredete ich Steffens zu mir zu kommen, weil sein Haus zu sehr exponirt wäre. Wir sputeten uns auch möglichst; allein ich hatte mit Hanne noch nicht unsere Straße erreicht, als schon hinter uns in der Stadt geschossen wurde, und Steffens wäre mit

1845), der schellingianisierende Naturphilosoph, der ab 1804 eine Professur in Halle innehatte sowie Varnhagen von Ense berichten anschaulich von den Zuständen im damaligen Halle.¹²

dem Kind auf dem Arme beinahe in das Gedränge der retirirenden Preußen und vordringenden Franzosen gerathen. In den folgenden Tagen hatte ich eine furchtbare Last von Einquartierung [...] Hernach kamen Offiziere und Gemeine von der Garde in's Haus, und zwei Nächte hindurch mußte ich selbst einen zum Hauptquartier gehörigen Secretär und zwei Employés in meine große Stube aufnehmen, weil unten kein Platz mehr war. Die unten einquartierten Offizire ängsteten aber die Wirtsleute mit schreckenhaften Gerüchten von Plündern und Anstecken der Stadt, was uns eine gar tragikomische Nacht gab. [...] Wird bald Friede, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Halle preußisch bleibt.“

- ¹² Henrich Steffens: Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben, hg. v. Dietrich von Engelhardt. Stuttgart/ Bad Cannstatt 1995, Bd. 3, Neudruck des fünften und sechsten Bandes der Erstausgabe Breslau 1842, S. 212/13: „Das große Haus, welches Schleiermacher bewohnte, war stark mit Einquartierung belegt. Gegen Morgen, während eines unruhigen Schlafes, vernahmen wir eine Bewegung im Hause, ein unruhiges Auf- und Niederlaufen auf den Treppen, ein lautes Gerede im Hofe, die Tritte der Pferde in dem Stalle. Als wir erwachten, war die Stadt leer. Die Truppen hatten sich entfernt, die Studirenden wurden noch im Verlaufe des Tages aus der Stadt getrieben. Wir, die Lehrer, blieben in der wüsten, öden Stadt zurück: unser Amt, unsere Thätigkeit war vernichtet, unsere zukünftige Stellung noch unbestimmt. Wenige ältere Studenten wagten es noch in der Stadt zu bleiben.“ Das., S. 216/17: „Schleiermachers wie meine Lage war nun freilich bedenklich genug. Unser Gehalt war mit dem ersten November fällig, und das von den vergangenen Monaten völlig aufgezehrt. [...] Wir entschlossen uns nun, die kleine Summe, über die wir zu gebieten hatten, vereint zu benutzen, und eine gemeinschaftliche Wirthschaft zu führen. Schleiermacher bezog meine kleine beschränkte Wohnung. [...] ein Jeder verfolgte seine Studien und Arbeiten in einer gemeinschaftlichen Stube. In einer Ecke meines Studierzimmers hat Schleiermacher seine Schrift über den ersten Brief Pauli an Timotheus ausgearbeitet. Wir lebten in der größten Dürftigkeit, sahen wenige Menschen, verließen fast nie das Haus, und als das Geld ausging, verkaufte ich mein Silberzeug. Obgleich wir nun so höchst kümmerlich lebten, so war unsere Stimmung keineswegs niedergedrückt. Es war die feste Überzeugung, daß von jetzt an das Schicksal des Landes in der unveränderlichen und festgehaltenen Gesinnung eines jeden Bürgers liege, die uns erhob und stärkte, und wir konnten trotz unserer Armuth, wie gewöhnlich, die Freunde und Jünglinge, die den Muth hatten, die Stadt nicht zu verlassen, den Abend an unserem Theetisch versammeln.“

K. A. Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Nachdruck Berlin 1950, S. 156/57: „Der Anblick Halles war freilich ganz verändert. Die Abwesenheit der Studenten machte die Straßen leer und die Häuser öde, alles hatte ein trauerndes Ansehn, nicht einmal durch französische Einquartierung belebt, denn außer den nötigsten Verwaltungsbeamten und wenigen dienstfähigen Kriegsteuten waren hauptsächlich nur Verwundete und Kranke dort geblieben, von welchen man die Genesenden hin und wieder schleichen sah. [...] Für die Universität waren alle Aussichten noch verschlossen, die Studenten unwiderruflich ausgetrieben, die Professoren ohne Wirksamkeit und Besoldung. Die Bürger hatten zu der überstandenen Plünderung auch noch die vorauszusehende Nahrungslosigkeit und mit den zurückgelassenen Schulden der akademischen Jugend zugleich die Lasten

Interessant ist das Phänomen, daß die fremdbestimmte Oktroyierung von Werten und Ordnung eine Rückbesinnung auf patriotische und religiöse Grundüberzeugungen stärkt, wie sich dies in den Briefen Schleiermachers aus dieser Zeit deutlich zeigt.¹³

des fortwährenden Krieges, die Unterhaltung eines französischen Lazarets und manches andre zu tragen, und diese Umstände mußten dem begonnenen Winter einen düstern Verlauf allgemein trostloser Lebenstage verheißen.“ Das., S. 159: „Eine stets erneute Stärkung und Nahrung [...] waren die Abende bei Schleiermacher, die regelmäßig Freitags wieder gehalten wurden und für die sich hoher Ernst und freie Laune wie Offenheit und feine Rücksicht zum schönsten Gleichmaße verbunden hatten.“

- ¹³ Schleiermacher an Charlotte v. Kathen, 20. Juni 1806: „Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es.“ Schleiermacher an Henriette Herz, 21. Nov. 1806: „Einen eigenen Haß muß Napoleon auf Halle haben. Ob er ihn erst hier bekommen hat oder früher hatte, weiß ich nicht; mir ist aber das erste wahrscheinlicher.“

Schleiermacher an Brinckmann, Frühjahr 1807: „Auch die beste Schriftstellerei kann wenig trösten, wenn die Existenz der Nation auf dem Spiel steht. Die proviso-rische Zerstörung unserer Universität ist ein rechtes Miniaturbild dieser Nationalvernichtung. Man kann sagen, daß sich hier eine wackere Werkstätte deutschen Geistes bildete; der bessere Theil der Jugend läuft noch immer zerstreut umher und kann sich nicht von der alten Liebe losmachen.“

Der eindringlichste Bericht aus dieser Zeit findet sich in seinem Brief an Ehrenfried von Willich vom 1. Dez. 1806: „Ihr wißt, daß Napoleon unsere Studenten vertrieben hat. Von der Ursache wissen wir noch nichts gewisses. Sie hatten ein paar Tage vor dem Einzuge der Franzosen, als frische Siegesnachrichten kamen, dem Könige ein Vivat und ihm ein Pereat gebracht; ja sie sollen das während seines Hierseins, als die Truppen auf dem Markte *vive l'Empereur* riefen, wiederholt haben, was freilich toll genug wäre. Es war hier ein Aufruf erschienen, zum besten der Armee allerlei zu veranstalten, in welchem harte Ausdrücke gegen die Franzosen standen, und dieser war von der Universität mit unterzeichnet. Alles dies mag zusammen gewirkt haben. Daß unsere Gehalte werden ausgezahlt werden, dazu ist auch wenig Hoffnung, und wir sind hier [...] in der elendsten Lage. [...] Ich habe einen Antrag nach Bremen aufs neue. Allein ich bin fest entschlossen ihn auszuschlagen, weil ich Halle, so lange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben will. Denn mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. [...] Lieber Freund, wenn ich Dir beschreiben sollte, wie zerrissen mein Herz ist, wenn ich an den Verlust meiner Kanzel und meines Katheders denke, und wenn es mir doch bisweilen einfällt, das alles könne ganz zerstört sein, – das kannst Du Dir kaum denken. [...] Wir sind nun mit Steffens zusammengezogen. Das hat sich in den ersten Tagen der Noth ganz von selbst so gemacht und bleibt nun so. [...] Ich bin ziemlich fleißig im Platon, treibe auch allerlei theologische Studien, an die ich sonst nicht gekommen wäre, und wenn meine akademische Laufbahn ganz zerstört sein sollte, so ist mir doch durch diese zwei Jahre der ganze Gang meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen auf das genaueste vergrößert.“ (zitiert nach: Heinrich Meisner [Hg.]: Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken. Familien- und Freundesbriefe 1804 bis 1834, Stuttgart/ Gotha 1923, der von der Dilthey'schen Version abweicht).

In der *Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle* von Wilhelm Schrader (Berlin 1894, S. 3) wird berichtet, daß eine Delegation von Abgeordneten der Universität, u. a. bestehend aus den Professoren Knapp, Eberhard, Schmalz, dem Prorektor Maaß und Froriep beim General Bernadotte um Schutz für die Universität ersuchten, der zunächst auch gewährt wurde, jedoch nicht lange währen sollte.¹⁴ G. F. Hertzberg schreibt in seiner *Geschichte der Stadt Halle an der Saale* von 1893 (S. 351): „Der preußische Gesamtverlust in den Gefechten in und bei Halle wird auf 5000 gefangene, vermißte und verwundete und (3-500) getötete Gemeine (nebst einer größeren Anzahl gefallener, schwer verwundeter und gefangener Offiziere) berechnet. 200 Verwundete folgten der nach Magdeburg abziehenden Armee, 513 aus den letzten Gefechten [...] lagen nachher in Halle in den preußischen Lazaretten.“¹⁵

Im folgenden soll nun der transkribierte Wortlaut Hoffbauers zur Sprache kommen:

Halle, d. 28t Feb /15t März 1807

Liebster Freund und Bruder!¹⁶

Schon am 15t Oktober¹⁷ stand ich im Begriff an Dich zu schreiben, als ich, wie ich es mir schon oft habe gefallen lassen müssen, durch

¹⁴ Auf S. 6 heißt es dort weiter: „Es hatte am ersten Tage des Plünderns genug gegeben, wobei Nösselt und Schütz bedroht, Eberhard sogar arg gemißhandelt wurde.“ In einer anderen Quelle, die unter der Adresse http://www.ping.de/sites/afu/holtze/aufhebung_universitaet.htm im Internet verfügbar ist, wird berichtet: „Die Unruhe in der Stadt war groß, und obwohl die Franzosen nicht eigentlich plünderten, so wussten doch viele derselben, sich fremdes Eigentum zu verschaffen. [...] Als der Marschall Bernadotte nach Halle kam, ritt er sogleich [...] zu den berühmten Professoren Wolff und Eberhard, welche beide in der Brüderstraße einander gegenüber wohnten, unterhielt sich mit ihnen und nahm die Universität in seinen speziellen Schutz. Diesen und den folgenden Tag, den 19. Oktober, kamen noch immer Durchmärsche, auch die kaiserliche Garde. Napoleon selbst kam und nahm seine Wohnung auf dem großen Berlin in dem sonst Ochseschen Hause. [...] Das erste, was Napoleon in Halle tat, war, dass er die Universität aufhob. Des edlen Bernadotte Schutz musste nun natürlich weichen. [...] Am folgenden Tage, den 20. Oktober, kam auf einmal der Befehl des Kaisers, dass alle Studenten Halle verlassen und sich daher den folgenden Tag auf dem Rathause Pässe holen sollten.“

¹⁵ Berichtet wird auch von einer Geiselnahme, u. a. des Professors Niemeyer.

¹⁶ Bei dem Adressaten des Briefes müßte es sich um einen nahen Verwandten aus dem Westfälischen des in Bielefeld gebürtigen Hoffbauers handeln, der jedoch nicht ermittelt werden konnte.

¹⁷ 15t Oktober: der unmittelbar auf die für Preußen verheerend ausgegangene Doppelschlacht von Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806 folgende Tag.

eine unerwartete Abhaltung daran gehindert wurde. Unter der massen eingetretenen Umständen musste mir dieses lieb seyn, wenn auch nur weil ich durch mein Schreiben eine falsche Siegesansicht verbreitet hätte, mit der man uns hier zu voreilig beruhigt hatte, um uns den 17^{ten} Oktober und alles was auf diesen Tag gefolgt ist, um so schrecklicher empfinden zu lassen. Alle Berichte die man dann in öffentlichen Blättern gelesen hat, bleiben, was bei Vorfällen dieser Art selten ist, unter der Wirklichkeit, wenigstens in Ansehung dessen, was die Stadt betroffen, was sie gelitten hat, und wenn auch ein baldiger Friede, alles was wiederherzustellen ist, herstellen sollte, so bald nicht verwinden kann. Schon gegen 2 Uhr waren die ersten Franzosen mit Gewalt in die Stadt gedrungen, verjagten daraus die darin befindlichen Preußen, die doch nicht ohne allen Widerstand zu versuchen, die Flucht ergriffen. Das Gefecht, das jenseits der Saale angefangen hatte, zog sich so in unseren Richtungen durch die Stadt; durch die Klausstraße, Ulrichsstraße, Steinstraße, Galgstraße¹⁸ und die kleinen Gassen, die in sie lauffen, und in welchen die Preußen sich versteckt hatten. Gegen vier Uhr Nachmittags waren in der Stadt nur Franzosen und gefangene Preußen. Jetzt, da in der Stadt wenigstens das Gefecht aufgehört hatte, wurde in allen Theilen der Stadt, besonders den Hauptstraßen, geplündert. Es ist nichts als Gerechtigkeit, die man so vielen edlen französischen Offizieren schuldig ist, wenn man sagt, daß sie auf alle Weise es sich angelegen seyn liessen, diesen Unordnungen [2] Einhalt zu thun; allein unter diesen Umständen ging ihr menschenfreundlicher Wille über ihr Vermögen. Meistens Geld war das erste wonach bey diesen Plünderern gefragt wurde, unter dem Geld zuerst nach *Carolins* und *Louis*. Fielen die Plünderer in ein Haus, wo ein Kaufmann oder ein Mann der in großen Geschäften saß wohnte, so forderten sie geradehin die Casse. Dieses ist wenigstens in der Waisen-Haus Apotheke¹⁹ der Fall gewesen. Gegen 6 – 7 Uhr des Abends war indeß diesem Unglück schon zum Theil gesteuert. Denn um diese Zeit waren schon ein paar tausend Mann in der Stadt einquartirt, die wenigstens wo sie einen Wirth, wie sie ihn sich gewünscht hatten fanden, ihn vor allen Plünderungen zu schützen suchten am wirksamsten aber durch den Rath, sein Haus verschloßen zu halten.

¹⁸ *Klausstraße, Ulrichsstraße, Steinstraße, Galgstraße*: Hoffbauer zählt alle sternförmig von den Toren zum zentralen Marktplatz führenden Hauptstraßen der Stadt auf. Gemeint sind die heutige Große Klausstraße, Große Ulrichstraße, Große Steinstraße und Leipziger Straße.

¹⁹ *Waisen-Haus Apotheke*: die noch heute existierende Waisenhausapotheke befindet sich nahe der Franckeschen Stiftungen in der Waisenhausstraße 1 im der Südosten der damaligen Stadt.

Dieser Tag wird jedem, der ihn in *Halle* erlebt hat, unvergeßlich bleiben; für mich war er merkwürdiger als für viele andere. Denn den Tag vorher hatte ich von der Frau Majorin *vHerwarth* eine Einladung erhalten, bey einem Sohn von dem sie vor ohngefähr 8 Tagen entbunden war eine Patenstelle zu übernehmen. Ich war hierbey in einer beynahe ängstlichen Verlegenheit. Denn der Herr *vHerwarth*²⁰ war mit bey der Bataille bey Jena gewesen, nach einem Gerücht war er schwer bleibrt, und ein anderes hatte ihn [3] schon todt gesagt. Es war voraus zu setzen, daß die Wöchnerin hiervon nicht wissen würde. So empfindlich mir mich unter diesen Umständen der Anblick dieser rechtschaffenen Dame hätte seyn müssen, so hätte ich mir wirklich Standhaftigkeit genug zu getraut, ihr auch nicht mit einer Miene zu verrathen, auf was für traurige Nachrichten sie gefasst seyn müste. Allein von dem Bedienten, die mir die Einladung überbracht hatte, hatte ich unter anderen die gleichfalls zu Taufzeugen erbeten waren, die Nahmen junger Officirsdamen gehört deren Männer und Söhne mit dem Herrn *vHerwarth* ein gleiches Schicksal gehabt haben sollten, und die hiervon auch schon unterrichtet waren. Um 10 Uhr am 17t Oktober sollte die Taufhandlung vor sich gehen.

Schon wie ich hinging, war hier auf den Straßen Unruhe und Verwirrung u. man hörte überall die Franzosen seyen im Anmarsch. Wenigstens machte, wie einer wuste das *Corps* des Prinzen *Eugen von Wirtemberg*²¹, welches Abends voher bey dem Galgthor²² Feldlager aufgeschlagen hatte, alle Anstalten zum Aufbruch. Ich ließ mich des auch nicht abhalten meinen Weg zu verfolgen. Am *Herwarthschen* Hause fand ich an der Treppe einen Zettel angeschlagen, durch welchen jeder ersucht wurde, nichts vom Kriege im [4] Zimmer der Wöchnerin zu erwähnen. Dieses war auch von allen in der Gesellschaft so pünktlich befolgt, daß niemand unbefangener schien als die

²⁰ *vHerwarth*: Major im 45. preußischen Infanterieregiment unter Generalmajor von Zweifel. In der Schlacht von Jena kämpfte von Herwarth zwischen den Orten Lützeroda und Closewitz, exakt im Zentrum der von den Preußen aufgestellten Schlachtreihe.

²¹ *Corps des Prinzen Eugen von Wirtemberg*: Gemeint ist nicht der zu diesem Zeitpunkt erst achtzehnjährige spätere, als siegreicher Teilnehmer an der Völkerschlacht 1813 bekannt gewordene russische General Prinz Eugen von Württemberg (* 1788), sondern sein Vater, der in preußischen Diensten stehende Generalleutnant Eugen Friedrich Heinrich Prinz v. Württemberg und das von ihm kommandierte preußische Garde-Husarenregiment No. 4 „Prinz Eugen von Württemberg“, der zugleich ein ganzes aus den Schlachten von Jena und Auerstedt herausgehaltene preußische Reservekorps kommandierte.

²² *Galgthor*: das südöstliche, Richtung Leipzig gelegene Stadttor Halles.

Wöchnerin. Auf jedem anderen, war Betrübniß Bestürzung und das vergebliche Bestreben, sie zu verbergen, im Gesicht zu lesen. Die Gesellschaft war auch noch versamlet, als durch das Donnern der Kammer alle Anwesenden zusammengeschreckt wurden. Eine nach der andern schlich sich aus dem Zimmer zu dem Boden des Hauses – das Haus liegt in der kleinen Ulrichsstraße nicht weit von dem Paradeplatze²³ / den anrückenden Feind zu sehen. Wer von den gebliebenen Taufzeugen noch nicht da war, kam nicht, und viele von den schon Anwesenden entfernten sich, bis ausser mir nur noch, zwey Damen, die gleichfalls zu Taufzeugen erbeten waren und ganz in der Nachbarschaft wohnten und ein Stiftsfräulein zugegen waren. Der Prediger, der die Taufe verrichten sollte, war auch noch nicht da. Alles hatte das Ansehen, als ob die Handlung an diesem Morgen nicht vor sich gehen würde. Ich erbot mich ihn zu holen, weil dieses der allgemeine Wunsch war, als der *Dr. Wagneter*, der die Taufhandlung verrichten sollte in die Thür trat. [5] Die Taufhandlung ging jetzt in aller Kürze, welche die Umstände geboten und die ihre Feyerlichkeit nur erlaubt vor sich. Die Gesellschaft ging jetzt natürlich gleich aus einander. Nur ich konnte nicht sofort zu Haus kommen. Denn die Stiftsdame die gleichfalls zur Taufzeugin erbeten war, erbat sich meine Begleitung bis zu ihrer Wohnung²⁴ zu angelegentlich, da sie sich nicht allein durch das Getümmel wagen wollte und konnte, kein Bedienter, der sie dadurch begleitet oder kein Wagen, der sie dadurch gebracht hätte, in der allgemeinen Verwirrung zu erhalten gewesen wäre; so wäre es mehr als ungalant, es wäre eine Vernachlässigung der Pflichten, die bey einer allgemeinen Noth jeder Mensch jedem Menschen schuldig

²³ *Paradeplatz*: der Paradeplatz ist der heutige Friedemann-Bach-Platz, der sich direkt vor der Moritzburg befindet. An dieser Stelle möchten wir uns sehr herzlich bei dem Mitarbeiter des Stadtarchivs Halle, Herrn Roland Kuhne, für die freundliche Auskunft über Örtlichkeiten im damaligen Halle bedanken.

²⁴ *zu ihrer Wohnung*: bei diesem Stift dürfte es sich um das von Jena'sche Fräuleinstift gehandelt haben, das sich in der Rathausstraße im Nordosten des Markplatzes befand. Hierzu Cornelia Zimmermann: Für Gott, König und Vaterland! Das evangelisch-reformierte von Jena'sche Fräuleinstift zu Halle. In: „Als ein Student nach Halle kam ...“ Begleitbuch zur Ausstellung des Stadtmuseums Halle im Rahmen der Feierlichkeiten zum 500. Gründungsjubiläum der Universität Halle-Wittenberg. Halle 2002, S. 53-62, v. a. S. 57: „Als am 17. Oktober das Gefecht zwischen französischen und deutschen Truppen vor dem Steintor tobte, pflegten die Stiftsdamen verwundete preußische Offiziere. Sie unterstützten die notleidende Bevölkerung, die durch Plünderungen und Einquartierungen unter der französisch-westfälischen Besatzung litt. [...] Die Jungfrauen unterstützten notleidende Hallenser in den Jahren der bedrückenden napoleonischen Besetzung, als Hungersnöte die Bewohner peinigten.“

ist, wenn ich was ich mir sonst als eine Ehre ausgebeten haben würde, jetzt hätte verabsäumen, oder mich derselben hätte entziehen wollen.

Die Straßen durch welche wir gingen, wimmelten jetzt vor Menschen, aber nur solchen die bey Auftritten, denen man entgegensehen musste, nichts verlieren konnten, weil sie nichts zu verlieren hatten. An allen Fenstern sah man Gucker voll banger Erwartung der Dinge die da kommen sollten. So hatte ich meine Dame glücklich bis zu ihrer Wohnung in das Stift begleitet und ging jetzt nach der meinigen, was alles schon ein viel ernst-[6]hafteres Ansehen hatte. Hausthüre, Fensterladen, Kaufmannsgewölbe, alles wurde schon in heftiger Eile verschlossen. Die Kanonade wurde mit jedem Augenblick lebhafter gehört. So war ich von dem Stift über den Markt, auf dem Wege in meine Wohnung – in dem ehemaligen Dir wohlbekannten *Dedekerschen* Hause²⁵ – bis an den Kronprinzen²⁶ gekommen, als ich in dem demselben gegenüberliegenden Hause im Dachen einen Schuß einschlagen hörte und mir sogleich Stücke von einem Dachziegel um den Kopf vorbeyfliegen und zur Erde schmettern sahe. Ich erreichte meine Wohnung bald, vertauschte meine Gevatterkleidung sogleich mit einem Unterrock, meine Schuhe mit Stiefeln und wollte so um das Gefecht, das um die Stadt war mit anzusehen, auf den nahe bey der Moritzburg gelegenen Jägerberg²⁷, von welchem man nach Passendorf²⁸ hin über die hohe Brücke hinaus, über welche die Franzosen den Uebergang forciren wollten, eine freye Aussicht hat, gehen.

Nahe neben dem Jägerberge hat *Dabelow*²⁹ sein Haus. Es war mir um so lieber ihn am Fenster zu treffen, da das Thor von dem Jäger-

²⁵ *im Dedekerschen Hause*: dies Haus befindet sich in der Großen Ulrichstraße, der damaligen Nr. 72 und heutigen Nr. 63.

²⁶ *bis an den Kronprinzen*: Das Gasthaus zum Kronprinzen befand sich in der heutigen Kleinen Klausstraße 16.

²⁷ *auf den nahe bey der Moritzburg gelegenen Jägerberg*: Der Jägerberg liegt in nord-nordwestlicher Richtung unmittelbar an die Stadt bzw. die Moritzburg anschließend. Heute z. T. botanischer Garten.

²⁸ *Passendorf*: Vorort des damaligen Halles im Nordwesten jenseits der Saale, vor allem unter Studenten als Ausflugsziel beliebt.

²⁹ *Dabelow*: Christoph Christian Dabelow (1768-1830), später geadelt, Jurist [ab 1792 o. Prof. in Halle], Verfasser eines der ersten deutschen Kommentare zum Code Napoléon [Titel der Schriften: Das französische Cencilverfahren. Halle 1809 sowie: Ausführlicher theoretisch-praktischer Commentar über den *Code Napoléon*. 2 Theile, Leipzig 1810]. „Als die Universität nach der Schlacht bei Jena von Napoleon suspendirt wurde, unternahm er 1806 und 1807 eine wissenschaftliche Reise nach Dresden, Wien, Prag, dann nach Italien und Frankreich. Nach Wiederherstellung der Universität kehrte er nach Halle zurück, nahm jedoch 1809 seinen Abschied, worauf er zwei Jahre in Leipzig privatisirte. 1811 trat er als Staatsrath und bald darauf als Staats-

berge, so wie sein Haus verschlossen war. Denn nun also konnte ich doch in sein Haus kommen, und von da aus hatte ich dieselbe Aussicht als von dem Jägerberge.

Allein kaum waren, wie ich bey ihm war, fünf Minuten verflossen, als über den Paradeplatz³⁰, an dem, wie Du [7] es Dir, der Du jetzt weisst, daß das Haus bei der Moritzburg liegt, vielleicht vorstellen kannst das Haus liegt, zwey braune französische Husaren³¹ angesprengt kamen, und fragten, ob dieses der Weg nach Magdeburg sey. Wir nahmen uns, wie Du Dir leicht denken kannst, nicht die Zeit, ihnen den Weg zu weisen und retirirten uns über eine Mauer auf den benachbarten Jägerberg. Hier waren mehrere anfänglich zur Befriedigung ihrer Neugierde hergekommen und dann aus Furcht geblieben weil sie sich nicht mehr über die Straßen wagen wollten. Ich ließ es mir auf dem Jägerberge um so besser gefallen, da ich zu Hause nichts zu beissen und brechen gehabt haben würde. Denn da alle Häuser verschlossen waren so war eben so wenig Essen im Speisewirthe als Brot im Becken gewesen. Auf dem Jägerberge, wo ich war hingegen fehlte es nicht an Lebensmitteln, da auf demselben die Freymaurerloge³²

minister in die Dienste des Herzogs von Anhalt-Köthen und wurde von diesem in den Freiherrenstand erhoben. Seine Wirksamkeit zur Durchführung der französischen Verfassung in dem kleinen Ländchen war eine verfehlt. Nach dem Tode des Herzogs († 1812) auf seinen Antrag 1813 entlassen, lebte er ohne Anstellung abwechselnd in Heidelberg, Göttingen und Halle, wo er 1816 wieder als Privatdozent auftrat.“ (Aus: ADB = Allgemeine Deutsche Biographie. Neuauflage Berlin 1968, Bd. 4, S. 684).

³⁰ Zur Lage von Dabelows Wohnung vgl. Anm. 23. Hier befand sich auch Henrik Stefens' Wohnung.

³¹ *zwey braune französische Husaren*: Es handelt sich um Husaren vom 2me régiment de Hussards, das tatsächlich – anders als die vergleichsweise einheitlich in blau, weiß und rot gekleidete französische Infanterie – vorwiegend braune Uniformstücke trug.

³² *Freymaurerloge*: das heutige Tschernyschewskij-Haus, Moritzring 10. Siehe dazu Gerhard Richwien: Logengebäude in Halle/ S. Geschichte, Architektur und Symbolik. Hamburg 2001 sowie vom selben Autor den Beitrag: Die Freimaurerloge „Zu den drei Degen“ in Halle. In: „Als ein Student nach Halle kam ...“ (Anm. 24), S. 74. Auf S. 72 heißt es: „Der Loge gehörten in der frühen Neuzeit hauptsächlich Studenten und Professoren der halleschen Universität an, während im Verlauf des 19. Jahrhunderts Unternehmer, Beamte und Geschäftsleute die Mitgliedschaft prägten. [...] Der berühmte Arzt Johann Christian Reil betrieb 1792 den Erwerb der Moritzburgschanze mit der Baugruppe der alten herzoglich-erzstiftenden Jägerei für seine Loge. Diese bildete zusammen mit der angegliederten öffentlichen ‚Berggesellschaft‘ nach Piechocki zweifelsohne den gesellschaftlichen Mittelpunkt des bürgerlichen Halle. [...] Die Mitgliederverzeichnisse lesen sich über die Zeit wie ein Who's Who der Universitäts- und Stadtgeschichte“ (genannt werden der Weltreisende Johann Reinhold Forster, der Altertumsforscher Friedrich August Wolff, der spätere Direktor der Leipziger Thomasschule Friedrich Eckstein, der Historiker und Stadtgeschichtsforscher Gustav Friedrich Hertzberg, die Verlagsbuchhändler Carl August Schwetschke und Gebauer, der Industrielle Ludwig Wucherer u. a.).

und ein Ressource³³ etablirt ist, zu deren Behufe daselbst eine Wirthschaft unterhalten wird.

Die Dienstboten, welche von Zeit zu Zeit von dem Berge in die Stadt geschickt waren, kamen immer mit schlimmen Nachrichten zurück. Man hört schon einzelne Häuser nennen, in welchen geplündert würde, oder welche schon geplündert wären. Unter anderen wurde meiner Kaufmannsfrau, die sich auch auf dem Jägerberge befand, die Nachricht gebracht, daß auch in ihrem Hause geplündert wird, daß ihr Mann sich aber dadurch mit den Plünderern abgefunden hätte, daß er ihnen alles Geld gegeben hätte, welches er in seinem Pult gehabt. Die meisten eilten jetzt zu Hause um zu retten was zu retten wäre. Ich mit einigen andern hielt es aber für sicherer zu bleiben, wo ich war, um nicht durch unzeitige Rettungsanstalten den Plünderern selbst in die Hände zu arbeiten. Ich blieb wo ich war bis zum folgenden Tage und entbehrte gern die Bequemlichkeit eines Bettes, da ich wusste daß meine Stube fest verschlossen war, der Aufwärter [8] zu ihm keinen Schlüssel hatte, und daß bey allen Unordnungen, die vorkommen möchten, niemand es doch so leicht wagen würde in der Stadt Häuser oder auch Zimmer zu erbrechen, da alles Plündern in einer Stadt worin der Franzosen Quartir seyn müste nur Exceßweise und sonst mit Erlaubniß des Kommandirenden Generals geschehen könne. Indeß es kamen mit jeder Stunde beunruhigendere Nachrichten aus der Stadt, welche die Dienstboten, die man ab und zu schicken musste mitbrachten. Selbst auf freyer Straße wurden Uhren und Gold denjenigen, die sie bey sich hatten, abgenommen. Man hörte selbst von gewaltsamen Einbrüchen in Häuser, die von Soldaten meistens unter dem Vorwande, sich Quartir zu nehmen, versucht waren.

Um die Sicherheit, die wir bis jetzt in unserem Zufluchtsorte gehabt hatten ferner zu genießen rieth ich, sich im Rathhause wo die Serviskommision in voller Thätigkeit war, je eher je lieber eine Einquartirung und wo möglich Officire zu erbitten. Gegen 7 Uhr Abends brachte *Dabelows* Bekannter zwey Sergeanten von den *chasseurs à cheval* mit ihren Pferden. Ihr billet lautete eigentlich auf *Dabelows* Haus. Sie wurden aber auf den Jägerberg gebracht, weil dort für ihre Bewirthung besser gesorgt werden konnten als in *Dabelows* Hause und sie zu dem demselben nahe genug waren, um etwaigen Plünderungen in demselben zu steuern.

³³ *Ressource*: eine Pferdestation, häufig an Ausfallstraßen vor den Städten (hier der Weg nach Mansfeld, Hettstett und Aschersleben).

Wir alle die wir auf dem Berge waren wunderten uns bei der Ankunft dieser Leute weniger über ihr wildes und dabey scheues und mistrauisches Gesicht, als sie über den freundlichen und gefälligen Empfang. In nur einer halben Stunde hatten [9] sie ihr ganzes zurückschreckendes *air* abgelegt, bezeugten sich mehr als zufrieden und selbst sehr dankbar über die Bewirthung, die sie fanden. Wir sagten ihnen, daß wir bey der allgemeinen Verwirrung in der Stadt nicht besser für ihre Aufnahme hätten sorgen können, sie hingegen versicherten, daß sie es für eine Ehre hielten, so ein Quartir zu haben. Zu unserer Beruhigung erfuhren wir, daß alle Unordnungen in der Stadt, nicht von den Truppen, die in derselben einquartirt wären, sondern von denjenigen, die bey der Stadt das Lager beziehen sollten, angeordnet wären, daß herin nur 3-4 Tausend wären, und daß während der Nacht alles ruhig bleiben würde. Nur riethen sie uns, wie sie zu Bett gingen, das Haus sorgfältig verschlossen zu halten, und keinen Soldaten, die unter welchem Vorwande es auch sey eingelassen werden wollten, das Haus und den Hof zu öffnen. Um 5 Uhr des andern Morgens, baten sie, geweckt zu werden.

Indeß kampierten wir, Dabelow, ich, ein ehemaliger Sächsischer Officir und unsere andern sechs bis sieben an der Zahl, in des Wirths Wohnstube die Nacht. Wechselsweise schliefen wir auf Stühlen und wachten wechselsweise. Punkt 5 Uhr wurden unsere Gäste geweckt, die ihr Frühstück schon bereit fanden, und sich dann freundlich empfahlen [10] und auf ihren Marsch begaben. Eher als es heller Tag war, hielten wir es nicht für rathsam uns nach unseren Wohnungen umzusehen. Wir alle *Dabelow* ausgenommen, da dessen Haus gleich in der Nähe war, musten gewärtigen, unsere Wohnungen leer, und alles in denselben verheert und verwüstet zu finden. Ich wusste also nicht, ob mir mehr übrig geblieben seyn würde als ich bey und an mir hatte, ob ich gleich die beste Partie glaubte ergriffen zu haben. Dieser traurige Gedanke wurde aber bald auf eine schauerliche Art niedergeschlagen.

Denn kaum waren wir auf die Straße gekommen, so fiel uns die Stadt als ein großes Kriegerhaus in die Augen. Es war halber Tag ohngefähr halb neun Uhr, und doch so weit wir die Straße übersehen konnten, waren alle Häuser und alle Fensterläden noch verschlossen. Nur in den Fenstern der obern Stockwerke sahen wir hier und da ein Gesicht mit banger Schüchternheit hervor sehen. So war es in der einen, und so in jeder Straße durch welche unser Weg ging. Ich hatte der andern Gesellschaft zu gefallen, zu meiner Wohnung den kleinen Umweg durch die große Ulrichsstraße und über den Markt genommen, wo den Tag vorher es sehr wild hergegangen war. An dem Hause

des General *vThadden*³⁴ war das Schilderhaus umgeworfen, an mehreren Orten [11] der Straße lagen Preussische Gewehre, oder Schäfte von denselben, Patronentaschen, Stücke von Trommeln, zerbrochene Hüte kurz alle Spuren der schrecklichen Kriegauftritte des vorigen Tages hatte man hier mit Schauern sehen müssen, wenn auch nicht so viele Leichen erschlagener Soldaten auf der Strecke als in der Gegend des Marktes gelegen hatten. In einer kleinen Straße die von dem Markt zu Pauli's Kosthause³⁵ führt lagen noch drei Füsiliere, alle in der Stellung wie sie eben ihr Gewehr abgeschossen. Den Tag vorher war diese Straße oder vielmehr Gasse, die nicht länger als Dein und Deines Collegen Haus ist, mit acht todten Preußen und sechs todten Franzosen bedeckt gewesen.

Auf dem ganzen langen Wege nach meiner Wohnung hatte ich fast niemanden aus der Stadt begegnet. Nur hie und da sahe man französische Soldaten, oder in den ärmlichsten Aufzügen Flüchtlinge, die aus dem Ueberraschten ihres Anzugs zu urtheilen, aus dem Weimarschen oder anderen Gegenden aus welchen der Krieg bis zu uns gekommen war hier ihre Zuflucht gesucht hatten. Ich muste eine geraume Zeit, wie ich an meine Wohnung gekommen war klingeln, ehe der Aufwärter mir schüchtern das Haus öffnete. Ich fand gottlob! alles in meiner Wohnung so wieder als ich es verlassen hatte. Von dem Unglück der Plünderung bin ich bis auf einen kleinen zufälligen Verlust verschont geblieben, den ich aber nicht auf Rechnung der Plünderer schieben kann. Denn mit dem vorigen Tage hatte die Plünderung in der Stadt aufgehört, wenn man nicht dafür die Besuche unbetener Gäste, welche alle Weinhändler hier hatten, vorhat, da es allen ausserhalb der [12] Stadt einquartirten, und im Lager fahrenden Soldaten verboten war, ohne besondere Erlaubniß in die Stadt zu kommen. Desto schrecklicher ging es aber nun mehr in Glaucha Neumarkt³⁶ und allen umliegenden Dörfern her. Den ärmsten Leuten wurden ihre Bettstellen Stühle und allerley Geräthe genommen, von denen einen denken sollte, daß sie für Plünderer keinen Werth hätten, wenn sie nicht in ihren Lagern ihre Wachtfeuer damit zum Theil un-

³⁴ *An dem Hause des General vThadden*: dies befand sich in der heutigen Großen Ulrichstraße 24, der damaligen Nr. 31 [Johann Leopold von Thadden, Generalmajor, seit 1788 Kommandeur des preuß. Infanterieregiments No. 3, seit 1717 Militärgouverneur in Halle, ab 1797 suspendiert vom Kommando].

³⁵ Diese Wirtschaft befand sich in der Großen Klausstraße 407-408, der heutigen Nr. 16.

³⁶ *Glaucha Neumarkt*: noch im Verlauf des 19. Jahrhunderts eingemeindete Vororte in unmittelbarer nordöstlicher und südöstlicher Nähe der Stadt.

terhalten hätten. Unter diesen Umständen glaubte ich von der Gefahr geplündert zu werden nicht auf immer gesichert zu seyn. Ich brachte also in Sicherheit, was mir am meisten eine Gefahr und gesucht schienen, fand aber nicht alles wieder, wie die Gefahr vorbey war. Dieser Verlust beträgt indes nicht zehen Thaler, und würde zu einer Zeit wo man alles zu verlieren in Gefahr war, in gar keine Betrachtung kommen. Das zwanzig oder dreissigfache würde ich gern verloren haben, wenn die Folgen des Krieges mich nicht empfindlicher träfen. Doch ich will in meiner Erzählung fortfahren.

Es war schon beynahe Mittag als ich nicht wusste was ich essen sollte. Kein Speisewirth hatte zugekocht, kein Bäcker gebacken, ja der ganze Markttag war – es war Sonnabend – ausgefallen; und ein gänzlicher Mangel an Lebensmit-[13]teln schien uns bevorzustehen. Zum Glück hatte ich zwey Tage vorher für meinen Hunde ein Kommißbrot gekauft. Hiervon aß ich mit vielem Appetit zu Mittage. Am Abend hatte mein Aufwärter zum Glück mir eines angeschafft. Sonst hätte ich hungrig zu Bett gehen müßen. Am Sonnabend war hier nur wenig Einquartirung gewesen, am Sonntage war aber die ganze Stadt wie überschwemmt. In manchen Häusern lagen 10-20, 30 mitunter 40 Mann. Dabelow hatte an diesem Tage 10 Officire 25 Gemeine und 16 Pferde. In meines Wirths Hause waren eben so 4 Officire 15 Bediente und 15 Pferde einquartirt, und diese Einquartirung währte bis zum Dienstag. Der gemeinste Soldat forderte seine Bouteille Wein und wollte kein anders als weißes Brot essen. *Pain blanc* und *il faut fournir*³⁷ war das erste französisch, was mancher beengstigte Hauswirth lernte, der weißes Brot schaffen sollte und kein weißes Brot schaffen konnte. Indessen lernten die Franzosen auch bald, daß ihr *il faut fournir* keine Zauberformel sey und begnügten sich mit schwarzem Brot, wenn gar kein weißes zu haben war, nur am Wein durfte es ihnen nirgends fehlen. [14]

Am Sonntage war vor dem Kayser schon hier auch der General *Bernadotte* Prinz von *Ponte-Corvo*³⁸ angelangt. Die Universität, die

³⁷ *Pain blanc* und *il faut fournir*: „Weißbrot“ und – gleichsam in zeitgenössischer, wörtlicherer Übertragung – „Man schaffe...!“

³⁸ *General Bernadotte Prinz von Ponte-Corvo*: Jean-Baptiste Bernadotte (1763-1844), General, später Marschall Napoléons, nominell Prinz von Ponte-Corvo in Italien (hat sich für eine Regentschaft aber nie interessiert), galt als aufgeklärter Freund der Wissenschaften und Künste (1798 Dr. h. c. der Universität Gießen). War als Regent in Schweden (seit 1810 Thronfolger, seit 1811 Regent, ab 1818 als Karl XIV. Johann König von Schweden) in den Befreiungskriegen mit Preußen, Rußland und England gegen Napoléon verbündet.

ihn durch Abgeordnete³⁹ um seinen Schutz gebeten hatte, war schon mit den gnädigsten Zusicherungen von diesem ernsthaften Menschenfreund beruhigt. Allen Professoren waren schon *sauve-garden* erteilt, der Kayser selbst hatte den Deputirten die ihn im Namen der Universität ihre Ehrfurcht bezeugt hatten, die gnädigsten Gesinnungen für die Universität geäußert, als mit einem Male am Dienstage dem *Prorector* von dem General *Ménard*⁴⁰, der indeß zum Kommandanten in Halle ernannt war, aufgetragen wurde, sämtlichen Studenten aufzugeben in Zeit von 24 Stunden an die Stadt zu verlassen und jeden mit seinem Paß in seinen Geburtsort zu versehen⁴¹ – dieses alles hätten wir noch ertragen können, vielleicht wäre bey der gegenwärtigen traurigen Lage der Dinge hierin mehr Vortheil als Schaden für die Professoren gewesen, wenn ihnen nur noch weiter ihr Gehalt ausgezahlt wäre. Denn darauf hätte jeder sich gefasst halten müssen seine Collegien kaum zum vier-[15]ten Theil oder vielleicht gar nicht bezahlt zu erhalten, weil der Student im Kriege theils nichts habe, und theils auch nichts zu haben vorgeben würde, und seine Vorlesungen hätte jeder jetzt weniger als sonst aussetzen dürfen.

Nachdem das kaiserliche Hauptquartir von hier aufgebrochen haben wir immer Durchmärsche gehabt. Dieses würde indessen zu tragen seyn, wenn die Stadt nicht durch das bisherige, eine lange Zeit unterhaltenes französisches und Preußisches [sic!] Lazarett, welches ihr beyde freylich vom Anfange an 1000th gekostet haben sollen und eine gänzliche Nahrungslosigkeit, welche durch die Suspension der Universität entstanden ist⁴² ganz erschöpft wäre.

Wovon ich lebe? – hast Du unter diesen Umständen großes Recht zu fragen. Zum Glück hat mich mein Fleiß im vorigen Sommer vor Nahrungsorgen geschützt. Ich hatte darin dieses und jenes ausgearbeitet, dabey aber auch noch keinen Verleger gefragt, ausser bey einem einzigen *Scripto*, wovon ich hier die bereits abgedruckten Bogen

³⁹ durch Abgeordnete: vgl. S. 205 (W. Schrader).

⁴⁰ General *Ménard*: General Napoleons und Stadtkommandant in Halle.

⁴¹ in Zeit von 24 Stunden die Stadt zu verlassen und jeden mit Paß in seinen Geburtsort zu versehen: laut dem bereits in Anm. 14 angeführten Bericht von Holtze, einem Juristen aus Halberstadt, der nach eigenen Angaben auch Hoffbauer-Hörer war, nahmen die Professoren Schleiermacher und Fropiep daraufhin auf eigenes Vermögen einen größeren Kredit (zwischen 1200 und 1500 Thalern) auf, um mittellosen Studenten die befohlene Heimreise zu ermöglichen (siehe http://www.ping.de/sites/afu/holtze/aufhebung_universitaet.htm).

⁴² eine gänzliche Nahrungslosigkeit, welche durch die Suspension der Universität entstanden ist: siehe hierzu die Schilderungen von G. F. Hertzberg: Geschichte der Stadt Halle an der Saale. Halle 1893, v. a. aber S. 357 (vgl. Anm. 2).

beylege.⁴³ Hiedurch habe ich freylich auch ein paar hundert Thaler eingebüsst, da ich jetzt nehmen muss, was der Verleger geben will, und in den zukünftigen wohlfeilen Zeiten bey den jetzigen noch keinen Trost finden kann, allein bey [16] den Einschränkungen, zu denen sich jetzt jeder versehen muß und auch mit Anstand meistern darf, bin ich doch wegen des nothdürfftigen ausser Sorge. Nur noch mehr arbeiten als sonst muss ich, weil die Besorgung des Drucks, die Umarbeitung dieser oder jener Absätze mir hier jetzt meine ganze Zeit weg nimmt. Dieses ist auch ein Grund, warum ich erst jetzt schreibe. Denn ich wollte Euch allen, alles erzählen, was wir hier erleben erlebt und erlitten haben. Daß ihr Klagen und zu Klagen Ursache haben würdet, wusste ich und kein Wunsch war natürlicher als Euch in der Erzählung unserer, so Gott will, bald überstandenen Noth, auf eine freylich nun traurige Art zu trösten. Das *solamen miseris socios habuisse malorum*⁴⁴ ist zu wahr als daß ich es nicht auch hier anbringen dürfte.

Ich hätte daher gleich in der ersten Zeit unserer Schreckensperiode geschrieben, wenn nicht, wenn ich mich indes recht erinnere hier länger als vier Wochen der Postenlauf gehemmt gewesen wäre. Wie die Studenten von hier wegmussten, [17] ging alles so Hals über Kopf daß ich auch nicht einmal zu einem kleinen Briefe Zeit gehabt hätte; Und wie die Posten wieder gingen lagen mir meine Druckarbeiten auf dem Halse. Dieses zu meiner Entschuldigung, wegen meines Stillschweigens, dass ich mir auf eine für mich so wohlthuende Veranlassung mit meinem so langen langen Briefe unterbrechen konnte. Schreib mir doch das nähere von unserer lieben Schwester *Henriette* Krankheit. Vielleicht ist die volle Wahrheit auch nicht so untröstlich als alle die Gedanken und Besorgniße, die ich ihretwegen mir machen muss.

Tausend Empfehlungen an die liebe Frau und unsere sämtlichen lieben Geschwister. Wenigstens darf ich hoffen, dass es Ihnen besser

⁴³ *einem einzigen Scripto, wovon ich hier die bereits abgedruckten Bogen beylege*: mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um den dritten Band von Hoffbauers *Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände*. Halle 1802-1807 und die *Psychologische[n] Untersuchungen über den Wahnsinn, die übrigen Arten der Verrückung und die Behandlung derselben*. Halle 1807.

⁴⁴ *solamen miseris socios habuisse malorum*: „Trost für jedem im Leid ist, Unglücksgefährten zu haben“, Sinnspruch nach den Fabeln des Aesop, 237. und 246. Fabel.

⁴⁵ *Hr Major vBronikowski unserem Vetter*: Die Regimentsliste von 1806 des preußischen Infanterieregiments No. 10 „von der Mosel“, von 1791-1798 sowie von 1801-1806, stationiert in Bielefeld und Herford (s. u.) und 1806 beteiligt an den Kämpfen in Thüringen, Sachsen und bei Lübeck, führt einen Capitän von Bronikowski.

und ruhiger ergangen ist als mir. Dieses tröstete mich bey allem, was mich betroffen hat.

Leb wohl & behalt lieb

Deinen treuen Freund und Bruder

Hoffbauer

D Hr. Major *vHerwarth*, dessen ich zu Anfang meines Briefes erwähnt, ist ein Bruder der dortigen Fr Obristin *vFreitag*. Seine Bekanntschaft verdanke ich dem Hr Major *vBronikowski*⁴⁵ unserem Vetter. Von diesem habe ich seit der unglücklichen Bataille von Jena oder vielmehr seit kurz vorher, wo er mir schrieb keine Nachricht. Weißt Du was von ihm, etwa von *Herford* her; so wirst du mich schon durch die Mitteilung desselben verpflichten. [18] Herrn M. *vHerwarth* lebt jetzt hier, wo er sich von seiner bey Jena erhaltenen Wunde hat kurirn lassen, wenn er indes schon ganz hergestellt ist.

Unsere Universität ist keines weges, wie man in öffentlichen Blättern verbreitet hat, aufgehoben, sondern nur auf die vorhin angegebene Art suspendirt. Es ist daher, wie ich aus einer sicheren Quelle weiß, noch kürzlich von dem Churmärkischen Consistorium⁴⁶ alles von demselben ressortirenden Inspektorium ein Cirkular erlassen, daß die Freytisch-Collekten nach wie vor *quartialiter* eingefordert werden sollen, obgleich von den französischen Behörden die Universität zu Zeit suspendirt sey, da weiterhin die Studenten dieser Unterstützung mehr als vorher bedürftig seyn möchten. Vielleicht ist auch schon eine ähnliche Bekanntmachung von dem Mindenschen Consistorium⁴⁷ erlassen, wenn dieses nicht aus einem andern Grund unterblieben ist.

Noch weiß ich die unangenehme Neuigkeit herzusagen, dass am 12t d M der GehRath *Nösselt*⁴⁸ mit Tode abgegangen ist. Heut wird er so feyerlich als es unter den jetzigen Umständen geschehen kann beerdigt werden. Er hat ein Alter von 72 Jahren erreicht und ist seit 1763 Prof. *ord.* und seit 24 Jahren *senior* von der ganzen Universität.

⁴⁶ von dem Churmärkischen Consistorium: Das Konsistorium, mit Unterbehörden in den einzelnen Provinzen (so hier die Kurmark, zu der Halle gehörte, und die Herrschaft Minden, zu der Bielefeld zählte), war im vornapoleonischen Preußen die für Kirche und Schul- und Universitätsbildung zuständige Verwaltungsbehörde. Da alle linkselbischen Gebiete, damit auch Halle, 1807 durch Napoleon von Preußen abgetrennt und dem für seinen Bruder Jérôme neugegründeten Königreich Westfalen mit Hauptstadt Kassel und departementaler Verwaltungsgliederung nach französischem Vorbild (bis 1813) zugeschlagen wurden, verloren diese Behörden aber entweder ihre Zuständigkeit oder wurden in der bestehenden Form aufgelöst.

⁴⁷ von dem Mindenschen Consistorium: s. Anm. 46.

⁴⁸ der GehRath *Nösselt*: Johann August Nösselt (1734-11.[!]3.1807), Professor der Theologie an der Universität Halle seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges 1763.

Die beykommenden schmutzigen Druckbogen füge ich nur bey um den Brief mit der fahrenden Post fortschicken zu können. In unseren übrigen Angelegenheiten, werde ich nächstens schreiben. [19] Jetzt hab ich noch wahrlich nicht Zeit gehabt, davon zu schreiben. Leb nochmals wohl. – Der Tod unseres Veters *Constantin* fällt mir sehr schmerzlich so wenig unerwartet er nur seyn konnte – Was machen die beyden Hrn *Kroenig* empfehl mich Ihnen bey Gelegenheit bestens. Nochmals Adieu!

Viola Hildebrand-Schat (Frankfurt)

Krieg und Frieden. Eine deutsche Zarin in Schloß Pawlowsk¹

Pawlowsk liegt, geht man von der räumlichen Dimension aus, im Schatten von Zarskoje Selo, denn von St. Petersburg, dem Hauptsitz der Zaren aus kommend, führt der direkte Weg zunächst nach Zarskoje Selo, wo sich nicht nur die Sommerresidenz der russischen Zaren befindet, sondern zudem auch das von Alexander Puschkin besuchte Lyzeum die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Erst rund 10 Kilometer weiter gelangt man zu dem ebenso schönen wie verschwiegene Pawlowsk, das mit seiner nahezu 600 ha umfassenden Parklandschaft einzigartig in Europa ist.

Doch sind es nicht Größe noch Monumentalität, die Pawlowsk auszeichnen. Pawlowsk ist vielmehr ein Ort, an dem sich gegensätzliche Einflüsse, Ausdrucksformen unterschiedlichen Ursprungs, wie sie Klassizismus und Romantik hervorgebracht haben, zu einem harmonischen Ganzen vereinen, so dass sich schon „im äußeren Bild von Pawlowsk [...] die Anstrengungen einer ganzen historischen Periode zu erkennen [geben].“² Die Bauwerke, der Park wie die ganze Anlage sind zudem von der Persönlichkeit ihrer Erbauer geprägt in einer Weise, wie sie sich nur abseits von einer auf Repräsentation bedachten Hofhaltung und vor dem Hintergrund einer von den Ideen der Aufklärung und der Empfindsamkeit geprägten Erziehung entfalten kann. Treibende Kraft ist hier die Person der Großfürstin Maria Fjodorowna. Als deutschen Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg-Montébeliar und Tochter des in preußischen Diensten stehenden Herzog Friedrich Eugen von Württemberg verbringt sie ihre Kindheit und Jugend zunächst in Pommern, dann in Montébeliar, einer württember-

¹ Krieg und Frieden. Eine deutsche Zarin in Schloß Pawlowsk, hg. v. Haus der Kunst München. München 2001.

² Michail W. Alpatow: Die künstlerische Bedeutung von Pawlowsk., In: Ders.: Über westeuropäische und russische Kunst. Dresden 1982, S. 274 (Der Aufsatz wurde erstmals veröffentlicht in: Jahrbuch des Instituts für Kunstgeschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Moskau/ Leningrad 1954).

gischen Enklave in der Franche Comté. Ihre Erziehung erfolgt nach modernen Gesichtspunkten, ganz im Geiste Rousseaus. Frühzeitig wird sie mit Kunst und Wissenschaft vertraut gemacht und die Vielseitigkeit ihrer Talente gefördert. Ihre fürstliche Karriere beginnt, als sich Katharina II., Zarin von Rußland in den Kopf setzt, die deutsche Prinzessin für ihren Sohn Paul, den späteren Zaren Paul I., als Gattin zu werben. Gleichwohl die Brautwahl von der Mutter arrangiert und von deren Seite nicht ohne politische Hintergedanken ist, erweist sich die Eheschließung von Maria Fjodorowna und dem russischen Großfürsten Paul I. als eine Liebesheirat, wie sie für die Epoche, zumal in den Häusern der von politischen Strukturen bestimmten Schicht, ungewöhnlich ist. Großfürst Paul I. verliebt sich in Sophie Dorothée, die ihm am Hofe ihres Onkels in Potsdam vorgestellt wird, schon bei der ersten Begegnung, und seine Liebe wird spontan erwidert. Davon zeugen Briefe beider Ehepartner.

Die Besitzungen um Pawlowsk, ehemalige Jagdgründe der Zarin Katharina II., sind ein Geschenk zur Geburt des ersten Sohnes 1777. Und weil Katharina II. diesen sowie sämtliche weitere Kinder des Großfürstenpaares unter ihre Fürsorge, vor allem aber eine Erziehung in ihrem Sinne stellt, bleiben Maria Fjodorowna und Paul, „der Kindererziehung enthoben, befreit von den Sorgen um die Staatsangelegenheiten und den Verpflichtungen des höfischen Lebens“, reichlich Zeit und Muse, sich dem Ausbau von Pawlowsk zu widmen, wie sich überhaupt das Leben des jungen Paares zumeist „im engen Radius des Kleinen Hofes“ bewegt und natürlich auch äußere Umstände wie die gesellschaftliche Position eine Beschäftigung mit den Künsten erfordern.³

Das Land um Pawlowsk ist zu dieser Zeit ein praktisch noch unbesiedeltes Gebiet, eine malerische Gegend entlang des Flusses Slawjanka. An Gebäuden befinden sich dort lediglich die beiden Jagdhütten Krik und Krak. Doch das ändert sich schnell, als im Laufe der folgenden Jahre der Park angelegt, mit Wegen und Blickachsen durchzogen wird und verschiedene Bauten entstehen. Die ausgeführten Arbeiten erfolgen nach den neuesten Kriterien der Architektur und Gartenbaukunst und zeugen von dem aufgeklärten, weltoffenen Geist ihrer Bauherren. Hier vereinen sich in einer von Umbrüchen und Veränderungen geprägten Zeit russischer und westeuropäischer Gestaltungswille zu einem einzigartigen Ensemble gartenarchitektonischer Leistung. Hier fließen über die Jahre zukunftsgerichtete Innovations-

³ N. I. Stadnitschuk/ A. A. Wassiljewa: „Die Künstlerin Maria Fjodorowna“. In: Krieg und Frieden (Anm. 1), S. 396.

kraft und eine dem persönlichen Gedenken gewidmete Erinnerungskultur zusammen, die für die Adelsbauten in Rußland des beginnenden Jahrhunderts stilprägend werden. Wesentliche Merkmale von Pawlowsk werden vom russischen Klassizismus aufgegriffen und insbesondere von den Moskauer Bauherren in Varianten weitergeführt.

An der Gestaltung des Landschaftsgartens um Schloß Pawlowsk wirken mit dem Schotten Charles Cameron, dem Italiener Vincenzo Brenna und dem Venezianer Pietro di Gottardo Gonzaga nacheinander Architekten aus verschiedenen Ländern Europas mit, nicht jedoch ohne beständige Rücksprache und Abstimmung mit Maria Fjodorowna, die an sämtlichen Plänen maßgeblich Anteil nimmt und reichlich eigene Ideen einbringt. Prägend wirken hier nicht nur die Erinnerung an die Orte ihrer Jugend, wie Étupe, dem Lustschloß ihrer Eltern bei Montebéliar, sondern allgemein ein von Rousseau geprägtes Naturideal, wie es sich in der zeitgenössischen Dichtung niederschlägt und wie es den paradiesisch-arkadischen Szenen der Malerei zu entnehmen ist. Trotz der Internationalität der an der Gestaltung von Schloß und Park Mitwirkenden, trotz dem Vorherrschen eines so verbreitenden Stils wie dem des sich an antikem Mustern speisenden Klassizismus, ist Pawlowsk von nationalen Eigenarten durchdrungen und weist die Architektur keine absolute Analogie mit Gebäuden in den Ländern ihrer Architekten auf. Besonders „das Schloß besitzt jenes organische Wachstum, das den besten Denkmälern der russischen Architektur immer eigen war.“⁴

Die Arbeiten in Pawlowsk werden während der beinahe zweijährigen Europareise, die das Großfürstenpaar 1781/82 unternimmt, nicht unterbrochen. Die auf der Reise gewonnenen Eindrücke werden im Gegenteil in beständigem Briefwechsel der Bauleitung mitgeteilt und fließen so unmittelbar in das gestalterische Konzept ein. Die zahlreichen Mitbringsel und kostbaren Geschenke, die Maria Fjodorowna und Paul I. von der Reise mitbringen, ihre persönlichen Eindrücke von den Geschichts- und Kulturdenkmälern und den neusten Strömungen architektonischer Bau- und Gartengestaltung fördern maßgeblich die weitere Entstehung des Ensembles von Schloß und Park.

Die Reise führt über Österreich, Italien nach Frankreich, in die Niederlande, nach Deutschland und Polen. Schwerpunkt der Reise sind neben gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Verpflichtungen die Sehenswürdigkeiten der bereisten Städte, Fabriken, Manufakturen, Galerien, Künstlerateliers, Bibliotheken, sozialen und karitativen Einrichtungen. Das Großfürstenpaar sammelt Eindrücke und Wissen,

⁴ Alpatow, (Anm. 2), S. 295.

das sorgfältig in Tagebüchern und Notizbüchern festgehalten wird und nicht zuletzt zur Umsetzung in der russischen Heimat bestimmt ist. Nach Entwürfen französischer Couturiers, Juweliere und Möbelschreiner läßt Maria Fjodorowna die Einrichtung etlicher Gemächer in Schloß Pawlowsk produzieren, sofern die notwendigen Gegenstände nicht bereits während der Reise erworben werden.

Aber auch für die Künstler in Westeuropa bleibt die Reise des russischen Thronfolgerpaares nicht ohne Konsequenzen. Noch während der Reise kommt es zu zahlreichen Aufträgen in Künstlerateliers. Der Frankfurter Maler Philipp Hackert wird mit Ansichten von Tivoli und Neapel beauftragt, Claude-Joseph Vernet vermerkt in seinem Auftragsbuch: „Der Herr Comte du Nord“ – Comte und Comtesse du Nord ist das Pseudonym unter dem Paul I. und Maria Fjodorowna ihre Europareise machen – „gab bei seinem Besuch in Paris vier Gemälde in Auftrag. Die Maße, die Sujets und die Preise der Gemälde überließ er meinem Gutdünken.“⁵ Und Hubert Robert ist mit insgesamt zwölf Gemälden in Schloß Pawlowsk vertreten.

Auch in anderer Hinsicht bleibt die Reise des Paares nicht ohne Widerhall. Mozart komponiert eigens zu ihrem Empfang in Wien die *Entführung aus dem Serail*, in der Hoffnung, die Oper möge während ihrer Anwesenheit zur Aufführung gelangen, das Hotel Weißer Adler in Venedig erfährt, um für ihren Empfang bereit zu sein, eine grundlegende Umgestaltung und in den Niederlanden werden jene Straßen, die der Troß der Reisegesellschaft nutzt, einer Ausbesserung unterzogen.

Als Pawlowsk nach der Krönung Pauls I. zum Zaren eine den nunmehr abverlangten Repräsentationsbelangen gerecht werdende Umgestaltung erfährt, bleibt es doch immer noch Ort familiärer Intimität. Davon zeugt die den Bedürfnissen der Familie angepaßte Ausstattung der verschiedenen Räume, die Orte stillen Rückzugs, um privaten Interessen nachzugehen und die vielseitigen künstlerischen und handwerklichen Tätigkeiten von Maria Fjodorowna selbst.

Doch mehr und mehr und vor allem nach der Ermordung Pauls I. zieht in den Park eine Erinnerungskult ein, der dem Angedenken der engsten Angehörigen gewidmet ist. Mit einem Tempel für die früh verstorbene Schwester und die Eltern, einem Mausoleum für den Gatten, einer Baumpflanzung, die ihren Kindern und Enkeln gewidmet ist, zelebriert Maria Fjodorowna eine Rückschau auf das unwiederbringlich Dahingegangene. Dies hat jedoch nur wenig gemein mit der für die Epoche typischen Vergangenheitszuwendung, wie sie sich

⁵ Zit. bei Alexej N. Gusanow. In: Krieg und Frieden (Anm. 1), S. 136.

sonst in den Künsten niederschlägt. „In Pawlowsk haben sich die Stimmungen der ‚nächtlichen Poesie‘ des 18. Jahrhunderts, die den Menschen mit sich allein ließ, und die idyllische Poesie mit ihren lichten Bildern vergangenen Glücks gekreuzt. Im Pawlowsker Park wechseln Bilder froher Natur, grüne Wiesen, mit Grabdenkmälern. [...] In Dershawins Poesie steht der epikureischen Hingabe an die Freuden des Lebens die düstere Furcht vor dem Tode gegenüber. Im Gegensatz dazu soll die Poesie von Pawlowsk dazu verhelfen, im Leben nicht nur das Oberflächliche und Vergängliche zu sehen, die Furcht zu besiegen durch die Liebe zu den Nächsten und die Anerkennung ihres unsterblichen Ruhmes.“⁶ In diesen Worten faßt der russische Kunsthistoriker Michail Alpatow zusammen, wie in Pawlowsk die Grundstimmung einer Epoche zwar aufgegriffen, aber mit den modernen Erkenntnissen künstlerischer Gestaltung in Einklang gebracht und einer zukunftsbejahenden Auffassung zugeführt wird.

Die Beiträge russischer und deutscher Autoren im Katalog *Krieg und Frieden. Eine deutsche Zarin in Pawlowsk* erschließen dem Leser nicht nur ein Stück russischer Geschichte, sondern laden ein zu einem Spaziergang durch den Park von Pawlowsk, auf dem das reiche Bildmaterial die unterschiedlichen Eindrücke en détail aufleben läßt. Kunst- und Gebrauchsgegenstände, die Bibliothek, die Gemäldegalerie werden besucht und dem Leser ihre Schätze in Fülle vor Augen gestellt.

Doch bleiben auch die dunklen Seiten in der Geschichte Pawlowsk nicht unbeachtet. 1803, noch zu Lebzeiten Maria Fjodorownas, zerstört ein Brand große Teile des Schlosses. Dieser erweist sich jedoch als ein vergleichsweise geringes Übel angesichts der Zerstörung des Anwesens im Zweiten Weltkrieg durch deutsche Truppen. Viele der über ein Jahrhundert sorgfältig gepflegten und zusammengehaltenen Kunstgegenstände gehen in dieser Zeit endgültig verloren und nur unter großem Aufwand und dem hohen Engagement der Beteiligten gelingt es, die Anlage in ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild wieder zu rekonstruieren.

⁶ Alpatow, (Anm. 2), S. 295.

Geistergespräch

Manfred Frank (Tübingen)

Ein Brief Bakunins (22. Okt.-3. Nov. 1841)
an seine Schwester¹

Herzesschwesterchen,

viel Zeit scheint mir verflossen, zu viel, weiß Gott, seit ich Dir zuletzt berichtet. Ich will Dir tätige Reue beweisen, indem ich Dir heute umso umständlicher schreibe, es soll Dir die Langeweile in Twer für eine Stunde wenigstens vertreiben.

Dabei war und bin ich nicht untätig. Im Gegenteil, ich ergebe mich dem Studium der deutschen Philosophie beinahe bis zur Betäubung. Ich denke Tag und Nacht nur an die Hegelschen Kategorien. Auch darüber, wie ich mich von ihnen befreien kann.

Du weißt, warum ich vorletzten Sommer nach Berlin übergesiedelt bin. Die Brust ward mir zu eng im zaristischen Russland. „Nun wahrlich“, wirst Du spotten, „da wünsche ich Dir mehr Glück im spätfeydalen Preußen und unter den deutschen Philistern.“

Da sagst Du nun ein wahres Wort mit ziemlicher Gelassenheit. Ich habe in Berlin recht viel Umgang mit Menschen verschiedener Nation, besonders mit Landsleuten, Polen, Litauern, Tschechen, Dänen, Franzosen, Österreichern, Schweizern und einigen wenigen Italienern. Aber soviel ich Nationalitäten aus der Nähe sah, nirgends fand ich behaglichere Philister als unter den Deutschen. Ihr Typus ist einerseits der deutsche Professor. Etwas Klägliches und Lächerliches lässt sich nicht ausdenken. Es kann einem die Wissenschaft, ja selbst die Philosophie verleiden, die sie lehren. (Ich rede vom *deutschen*

¹ Den Brief, den Bakunin wirklich an seine Familie geschrieben hat, habe ich nur reich ausgeschmückt, doch nichts in ihn aufgenommen, was nicht durch Originalzeugnisse oder Berichte Dritter belegt wäre. Das Geistergespräch dagegen ist frei erfunden; doch auch in ihm finden sich keine Formulierungen oder Ansichten, die sich nicht in den Schriften Schellings oder Bakunins wörtlich oder sinngemäß nachweisen ließen. Nur Kontexte und Äußerungszeiten habe ich gelegentlich manipuliert. Meine Quellen sind anschließend offen gelegt.

Professor; als russischer Philosophie-Professor hoffe ich mich freilich nach meinen Berliner Studien in Moskau zu etablieren.) Den anderen Typ des deutschen Philisters fand ich im protestantischen Pfarrer. Ich sage dir, ich will an seine Menschwerdung nicht eher glauben, als bis er selbst sein Pfarrhaus mit Weib und Kind den Flammen übergeben hat!

Nein, nicht der deutsche Spießer hat mich verlockt, in die preußische Hauptstadt zu fliehen noch die Liebe zum Typus des deutschen Professors. Ich war der zwischen Horror und Langeweile wechselnden Offizierslaufbahn überdrüssig (ja, offen gestanden, habe ich mir die militärische Karriere durch Liederlichkeit selbst verpfuscht und endlich gegen Vaters Wunsch meinen Abschied eingereicht), sehnte mich nach dem neuen Geist, der von der Hegelschen Philosophie ausging und den Du nicht mit dem Muff verwechseln musst, der den deutschen Mann auf der Straße wie ein Misthaufen umwabert. Du erinnerst Dich (und hast mich manchmal insgeheim verspottet), dass ich diesen neuen Geist schon bei Dir in Prjamuchino und wieder in Moskau einzuatmen begonnen hatte. Hegel hatte ich übersetzt und eine Einleitung für meine russischen Landsleute verfasst. An der Quelle des Weltgeistes wollte ich endlich trinken. Ich tat es gierig und – zu hastig. Von der Reise nach Berlin und dem Hören von Vorlesungen versprach ich mir Wiedergeburt und Taufe. Ich fühle in mir eine so starke und tiefe Fähigkeit – doch muss ich meinem ungeduldigen Geist noch die bedächtige Gangart beibringen, ohne dabei zum Philister zu werden.

Freilich musst' ich bald lernen, dass Hegels Tod unter seinen Nachfolgern einen großen geistigen Kahlschlag hinterlassen hat. Der ihm, neben Gabler, nachfolgte, Gans, trägt seinen Namen zu Recht. Er starb 1840, und der neue König (Friedrich Wilhelm IV.) hat sich in den Kopf gesetzt, Schelling, „den ersten Philosophen Deutschlands“, zu seinem (nicht des Königs, sondern des Gänserichs) Nachfolger zu ernennen. Die besten unter den älteren Hegelianern (die sich aber die jungen nennen) sind die ‚Linkshegelianer‘; sie legen sich mit König und Regierung an. Auf eine Konstitution sind sie aus – freilich, ein Staat muss es bei den deutschen Philistern allemal sein, als hätten uns nicht die Franzosen beigebracht, wie weit es die zivilisierte Menschheit bringen könnte, wenn Sie es einmal keck mit dem Konzept einer ‚freien Assoziation‘ versuchen wollte. Ich gerate ins Schwärmen ...

Einer dieser Linkshegelianer, dem ich näher gekommen bin und den ich jüngst in Dresden besucht habe, ist Arnold Ruge, Herausgeber der fortschrittlichen *Deutschen Jahrbücher*. „Und Ruge“, wirst Du fragen, „wäre kein deutscher Philister?“ Recht so, Schwester, aber mit

Maßen! ‚Junghegelianer‘ nennt er sich, aber ältlich und altklug ist sein Wesen. Mit dem Verstand ist er Demokrat. Er kritisiert seinen Meister Hegel, weil der Frieden um jeden Preis mit der Wirklichkeit geschlossen habe, während das Wirkliche doch (noch) nicht vernünftig sei, sondern es erst werden solle. Das ist schön! Doch fehlt ihm die kindisch-dämonische Freude des russischen Volkes am Feuer, auf welche schon Rostopschin sein Stratagem gegen Napoleon beim Brande von Moskau berechnet hatte. Ich sagte ihm: Dem russischen Bauern, in welchem die natürliche Güte der bedrückten Natur sich am kindlichsten erhalten habe, sei nur beizubringen, dass die Verbrennung der Schlösser seiner Herren, mit allem, was darin und daran, vollkommen gerecht und Gott wohlgefällig sei, um eine Bewegung über die Welt hervorzurufen, aus welcher mindestens doch eben die Zerstörung alles dessen hervorgehen müsse, was, aus dem tiefsten Grunde beleuchtet, selbst dem philosophischsten Denker des zivilisierten Europas als eigentlicher Quell des Elendes der ganzen modernen Welt erkenntlich sein müsste. Diese zerstörende Kraft in Bewegung zu setzen, dünke mich das einzig würdige Ziel der Tätigkeit eines vernünftigen Menschen: eines Philosophen, der dieses Namens würdig sich mache.

Ruge drückte sich verlegen an einer Antwort vorbei. Ob ich den „Oberfeuerwerker“ einer künftigen Weltrevolution abgeben wolle? „Nicht ohne einen ordentlichen Schluck zuvor“, antwortete ich – wohl sehend, dass Ruge wenig gesonnen schien, mir etwas Bekömmliches zu kredenzen. Als er endlich, widerstrebend, mit einer Flasche Wein zurückkam, auch zwei kleine Gläslein aus dem Regal zusammenklaubte und sich anschickte, mir einzuschenken, ergriff ich die ganze Flasche und nahm sie in einem Zug zu Herzen. Als Ruge befremdet nach der Flasche langte, rief ich: „Sieh da, den deutschen Philister der linken Partei! Widerwärtig ist mir der Genuss des Weines in den üblichen kleinen Gläsern. Überhaupt ist mir der Wein eigentlich widerwärtig, welcher das Bedürfnis nach alkoholischer Aufregung in so philisterhaft ausgedehnten und verteilten Dosen zu befriedigen sucht, wogegen ein kräftiger Zug Branntwein mit einem Mal und schnell diesen doch immer nur beiläufig zu erzielenden Zweck erreicht. Das Widerwärtigste in allem ist mir das Behagen an der Ausdehnung des Genusses durch berechnete Mäßigung, während einem wahren Menschen doch nur die nötige Stillung des Bedürfnisses hieraus erwachsen darf, und der einzige Genuss des Lebens Menschen würdig allein in der Liebe bestehen kann.“

So oder ähnlich perorierte ich. Ruge suchte, heiter zu scheinen. Doch sah ich, dass er, ohne eine neue Flasche zu holen, hüstelnd das

Thema zu wechseln suchte. Ich wollte ihn nicht weiter in Verlegenheit bringen und bat ihn, mir Rat zu geben. Darauf mahnte er mich recht dringend (die leere Flasche vom Tisch entfernend), Schellings nächstens beginnende Vorlesung nur recht genau und kritisch zu hören und ihm gefälligst Rapport über meine Eindrücke zu erstatten. „Politisch und religiös freisinnig“ habe er den greisen Konservativen bei einem Gespräch in Karlsbad gefunden. Auch in den Regierungswechsel setzt Ruge kühne Hoffnungen. „Den ersten deutschen Revolutionär“ hat er den König Friedrich Wilhelm IV., freilich nicht ohne einige Ironie, genannt (*ich finde, als Nicht-Preuße, er hat das mit vollem Recht gesagt*), nachdem der König Amnestien gegen politische Gefangene, sogar eine gänzliche Aufhebung der Zensur gegen die *Halleschen Jahrbücher* versprochen hat – zum letzteren, denk’ Dir, soll ihn kein anderer als Schelling selbst vermocht haben, der gar das Schicksal seiner Berufung an diese Bedingung geknüpft habe. All das hat Ruges Interesse an dem großen alten Herrn so ziemlich vermehrt. Er hat ihn sogar besucht und – geblendet von Schellings Wende zur „positiven“, zur Philosophie nicht der Gedanken, sondern der *Wirklichkeit* –, – er soll ihm angeboten haben, die unpublizierten Vorlesungen des Mannes selbst herauszugeben, deren Nachschriften man für teures Geld erstehen kann (*ich habe mir selbst das Exemplar der Nachschrift eines gewissen Helmes von einem Münchener Kolleg über *Grundlegung der positiven Philosophie* vom Wintersemester 1832/33 beschafft und mit Eifer studiert*).

Ein Gehalt, wie nie ein Berliner Professor eines bezogen hat, soll Bunsen, des Königs Diplomat, Schelling geboten haben, Mitgliedschaft im Staatsrat (der freilich wenig oder nichts zu sagen hat) und weitere hochdotierte Stellungen. Seine (des Königs) eigene Worte waren, Schelling, „der geistreichste Mann des deutschen Vaterlandes“, sei „der von Gott erwählte und zum Lehrer seiner Zeit berufene Philosoph“, geschickt, die „Drachensaat des Hegelschen Pantheismus“ auszureuten und „der flachen Vielwisserei und der gesetzlichen Auflösung häuslicher Zucht, deren Ernte in jene Tage fallen“, einen Riegel vorzuschieben. Ob er sich nur nicht in Schelling verschätzt hat!? Noch selten sind Philosophen den Herrschenden lange oder so, wie diese es sich von ihnen gewünscht haben, nützlich geblieben, sofern sie nur die ‚Sehnsucht nach dem Unendlichen‘ über das Katz-buckeln gestellt haben – denk’, Schwesterchen, an Platons gar kurzen Ausflug nach Syrakus.

Ein slawophiler Schellingianer (seinen Namen wirst Du nicht kennen) war es, der meinen Entschluss, nach Berlin zu gehen, zur Reife gebracht hatte, und nun soll ich Schelling selbst hören und sehen! Du

kannst Dir nicht vorstellen, mit welcher Ungeduld ich die Vorlesungen Schellings erwarte. Im Laufe des Sommers habe ich viel von ihm gelesen, auch übersetzt, und fand darin eine so unermessliche Tiefe des Lebens, des schöpferischen Denkens, dass ich davon überzeugt bin, dass er uns auch jetzt viel Tiefsinniges offenbaren wird. Am Donnerstag, d. h. morgen, fängt er an.² Ich werde Dir bald über ihn schreiben.³

So viel kann ich Dir aber schon jetzt erzählen. Denn denk' Dir, ich hatte bereits eine erste, mehr enthusiastische als philosophische, Begegnung mit Schelling.⁴ Katkow oder Dragomanow mögen Dir berichtet haben, dass die hiesigen Studenten einen Fackelzug zu Schellings Ehren gegeben haben. An Kajewski hat Katkow geschrieben (und von dem habe ich, bei der Geschwätzigkeit der russischen Gemeinde hier, den Bericht selbst zugespielt bekommen – was meinst Du, sieht er Deinem für „erfrischende Rücksichtslosigkeit“ bekannten Bruder ähnlich? Dies Kompliment machte mir jüngst der althegeleanische Professor Werder, bei dem ich „Logik“ belegt habe). Damit Du nicht denkst, die Phantasie treibe seltsame Blüten in meinem Hirn, will ich Katkow wörtlich zitieren: „In höchst charakteristischer Weise prägte sich Bakunin unserm Gedächtnis ein. Einmal veranstalteten die Studenten zur Ehren eines berühmten Professors einen Fackelzug. Eine Menge von jungen Leuten versammelte sich vor dem Hause des Jubilars, und als der ehrwürdige Greis auf dem Balkon erschien, um für die zuteil gewordene Ovation zu danken, da erschallte ein lautes ‚Hoch!‘. Aber am stärksten ertönte in unsern Ohren eine uns bekannte Stimme: Es war Bakunin. Seine Gesichtszüge sah man nicht; wo das Antlitz sein musste, klaffte nur ein weit aufgerissener Mund; Bakunin schrie lauter als alle, war eifriger als alle, obwohl der Gegenstand des Jubels ihm vollkommen fremd war.“ Katkow übertreibt nach seiner Art. Zwar kann ich Schellings Vorlesungen noch nicht gehört haben, aber den Autor habe ich doch schon in Mütterchen Russland und jetzt in Berlin aufmerksamer gelesen als er und die Seinen.

Nun aber sollte die Stunde des echten, des wahrhaften Kennenlernens kommen! Du wirst nicht wissen, Schwester, dass sich die

² Schellings Kolleg fing tatsächlich erst am 15. November an.

³ Dieser Brief hat sich entweder nicht erhalten oder befindet sich ungedruckt in Bakunins Nachlass, an dessen kritischer Sichtung der Stalinismus und seine Nachfolger auffällig uninteressiert waren und sind.

⁴ Hier irrt sich Bakunin: Die fand erst im März 1842 statt, zeigt aber erst recht, dass Bakunins Enthusiasmus für Schelling das – angebliche enttäuschende – Kolleg des Wintersemesters überlebt hat.

preußischen Studenten eine Einschreibenummer für die Vorlesungsteilnahme bei dem Professor ihrer Wahl selbst abholen müssen (wir müssen ihm lohnen für den Vorlesungsbesuch, darüber hinaus verdient er die phantastische Summe, von der ich oben sprach). Du weißt aber, dass der russische Ausdruck auch ‚Logierzimmer‘ oder – hier passender – ‚Studentenbude‘ heißen kann – und so magst Du Dir vorstellen, dass ich in Schellings Privatwohnung pilgerte, um den ehrwürdigen Herrn persönlich nach einer Unterkunft zu fragen. Schelling hat eine – mir nicht ganz angenehme – Schwäche gegen russische Adelige wie unsereinen. Ich brachte ihm die Grüße von der Elagina, die er in Karlsbad kennengelernt hatte. Ich sprach mit ihm über meine Studien, darüber, was er lesen wird – all das im Verlauf von einer halben Stunde. Er lud mich ein, ihn wieder zu besuchen. Er gleicht seinem Portrait, das Du kennen magst, fast überhaupt nicht – ist von kleinem Wuchs, aber seine Augen sind wunderbar. Geisterhaft groß und blau, mit gleichwohl unbestechlicher Schärfe und Gerichtetheit – unvergesslich für jeden, der darein schauen durfte, scheinen sie in eine andere Welt als diese zu schauen, aber diese bietet ihnen jedenfalls kein Hindernis.

Als ich, aus dem Höflichkeitsabstand einiger Tage, meinen Besuch demütig ankündigte, erhielt ich umgehend sein zustimmendes Billet, mit der Anrede: „Dem unbekannten Freunde vom Fackelzug, mit dem ich bald bekannt zu werden hoffe.“ Du musst Dir die Ehre denken: Die ganze gebildete Welt liegt Schelling zu Füßen. Ein rheinischer Volontär namens Engels, der in der Kaserne unweit meiner Wohnung sein Quartier bezogen hat, hat jüngst im *Telegraph für Deutschland*, kaum übertreibend, geschrieben⁵: „Wenn ihr jetzt in Berlin irgendeinen Menschen, der auch nur eine Ahnung von der Macht des Geistes über die Welt hat, nach dem Kampfplatze fraget, auf dem über die Herrschaft über die öffentliche Meinung Deutschlands in Politik und Religion, also Deutschland selbst, gestritten wird, so wird er euch antworten, dieser Kampfplatz sei in der Universität, und zwar das Auditorium Nr. 6, wo Schelling seine Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung hält.“

Und *ich*, Schwesterchen, durfte mich ausgezeichnet fühlen, bei dem bedeutenden Herrn so schnurstreichs vorgelassen zu werden, der von Herrn Engels' Existenz (trotz dem übrigens spöttischen, weil sklavisch junghegelianischen Artikel – der Wuppertaler verbirgt sich hinter dem Pseudonym Oswald) keinen Schimmer hatte. Als ich den

⁵ Wieder irrt Bakunin im Datum. Engels' Artikel erschien erst zwei Monate später.

Türklopfer – wider mein Temperament: nicht zu heftig – betätigte, öffnete nicht Schelling, auch nicht seine Bediente oder wer weiß ich, nein – ein wunderschönes Mädchen mit ausdrucksvollem Gesicht tat mir die schwere eichene Tür auf. Ich erschrak (obwohl Du mich in solchen Situationen nicht als Hasenherz kennst), weil ich, weiß Gott, nicht mit einem schönen Fräulein gerechnet, sondern meinen Verstand krampfhaft und im Wettlauf mit meinem Herzklopfen auf die ‚positive Philosophie‘ gerichtet hatte, – es war, denke Dir (und dass ich nur kurz bin), Schellings Tochter! Nun weißt Du, dass die Deutschen, die ja bereit sind, selbst eine Missgeburt noch für ein wunderschönes Mädchen zu halten, keinerlei Autorität über mein Geschmacksurteil haben. Aber wenn *ich* Dir sage, diese Tochter war schön, ja liebreizend, so wirst Du ermessen, was nun geschehen könnte: Ei, ei, vielleicht verliebe ich mich in sie, sie hat sich ihrerseits schon bei den ersten, noch förmlichen Worten halb in mich verliebt, auf den ersten Blick – ein Bürgermädchen, auch wenn es Schellings Tochter ist, kann doch bei einem Hallodri von russischem Adeligen immer noch allerlei im *Comment* lernen; und so werde ich endlich als Schellings Schwiegersohn in die Philosophiegeschichte eingehen. – Schelling erschien, er bemerkte unsere *Entente* nicht missfällig und geleitete mich in den Salon. Was nun folgte, ein nicht ganz kurzes Gespräch, das will ich Dir nach Art unserer romantischen Romanciers in Dialogform einblenden. Du sollst es allen vorlesen, die in der Heimat einiges Interesse an mir und am Schicksal der deutschen Philosophie nehmen:

Schelling: (*sich in ein nicht prunkloses Fauteuil niederlassend und mich mit einer Geste zum Sitzen einladend, mein Glas mit – gar nicht saurem – Rheinwein füllend und mir zuprostend*): Sie mögen doch ein Gläschen deutschen Weines? Ich mag den Rheinwein gerne. „Mag Claudius dich [er meint: den Burgunder] tadeln,/ Nur seinen Rheinwein adeln,/ Der mir den Hals verengt, [...]“. Ich stimme Claudius zu, Herr Graf – oder wie nennt man Adlige Ihres Ranges in Ihrer russischen Heimat? Wenn ich recht verstehe, kommen Sie aus der Gegend unweit des Alten Twer ...

Ich: Allerdings, aus Prjamuchino. Mein Vater besitzt dort weitläufige Güter, doch gestehe ich, dass ich auf den Adelstitel nicht eben erpicht bin. Ich kam nach Deutschland, um die Philosophie zu studieren. Und das philosophische Denken ist an der Wahr-falsch-Unterscheidung orientiert, es kennt nur den im Austausch der Argumente errungenen, keinen geborenen Adel.

Schelling: Sieh da, stolz wünsch ich mir den russischen Adligen! Es mag wohl auch einen Adel geben, den der Mensch besitzt, nicht erst erwirbt. Andererseits gibt es gewisse Ideen, die man nicht in sich aufnehmen kann, ohne ein anderer zu werden, da hilft die Geburt nicht. – Doch lassen Sie sehen: Was führt Sie in mein Kolleg? (Die Belegnummer ist Ihnen – beiläufig – sicher, ich habe Ihnen einen guten Platz angewiesen. Ein dänischer Religionsfundamentalist – sein Name ist ‚Friedhof‘ oder ähnlich, hoch begabt – sitzt zu Ihrer Seite.)

Ich: Es ist mir mit Hilfe meiner russischen Freunde, darunter des Dichters Turgenjew, die sämtlich Ihre Verehrer sind, gelungen, eine Vorlesungsnachschrift eines Ihrer Münchener Kollegs über die positive Philosophie zu erwerben. Und so brenne ich darauf, von Ihnen im Detail zu erfahren, wie das, was Sie ‚Wirklichkeit‘ nennen, gegen das blasse Spinnweb, in das der Hegelsche Idealismus die Welt hüllt, argumentativ behauptet werden kann.

Schelling (*lächelnd*): Mein Kampf geht ständig gegen den Handel von Vorlesungsnachschriften, ja meine Indignation über einen gewissen Gebrauch derselben ist nicht gering. Ich habe besonders diejenigen im Auge, die, eigener Produktivität unfähig, gleich Hummeln (*fucis*) anderer Honig stehlen. Diejenigen, die sich nachgeschriebene Hefte zu verschaffen suchen, halte ich für zweideutige; und wenn diese auch versichern, keinen Gebrauch davon machen zu wollen, so steht dies gar nicht in ihrer Macht. Aber Sie, junger Freund, will ich von diesem Tadel ausnehmen. Lesen Sie mit Verstand, und prüfen Sie die Brauchbarkeit Ihrer Quelle am Wortlaut dessen, was ich Ihnen nächstens offenbaren werde.

Ich: Gnädigen Dank! – Ich ringe um eine Philosophie der Tat. Aus der Nachschrift glaubte ich zu ersehen, dass Sie selbst die freie Tat den logischen Abhängigkeitsverhältnissen entgegensetzen, in deren fest gefügtem Gewebe uns Hegels negative Philosophie verstricken will.

Schelling: Ich nenne ‚positiv‘, was den Gedanken präveniert. Das ist einerseits die unvordenkliche Wirklichkeit, die sich nicht auf eine Hegelsche Kategorie zurückführen lässt; und andererseits ist es das Ereignis einer Tat. Aus vielen von ihnen besteht die Geschichte, die wir nicht, wie Hegel glaubte, aus zwingenden Gedanken erklären können. Ein wirklicher Vorgang, ein wahres Geschehen ruht auf etwas Realem, es ist nicht Bewegung eines Begriffs. Wir lernen es aus der

Erfahrung, also *a posteriori*, weil wir es nicht in Gedanken vorwegnehmen können.

Ich: Wie aber stehen Sie zu jenen anderen ‚Philosophen der Tat‘, etwa dem Grafen Cieszkowski, die, wiewohl Hegelianer, dem System ihres Meisters einen Mangel an Wirklichkeit vorwerfen? – Ich gestehe, mit dieser Tatphilosophie eine nicht geringe Sympathie zu empfinden.

Schelling: Davon wird Sie das Studium bei mir nicht abbringen. Ich habe dem Grafen Cieszkowski, der manches von mir gelernt und es bisher an Ehrfurcht gegen mich auch nicht hat fehlen lassen, zu bedenken gegeben, dass sich nicht in einem steten Fortgange, ohne Unterbrechung und ohne alle Umkehrung von der Negation – dem unendlichen Mangel an Sein – zur Position durchstoßen lasse. Wer das für möglich hält, befindet sich in schwerem Missverständnis der Grundeinsicht eines nur auf Gedanken gegründeten Systems, dessen man eher Ursache hat, sich gegen Hegels Schüler anzunehmen. Erst wenn die außerlogische Wirklichkeit des Prinzips gesichert ist, kann in der Folge eine dialektische Bewegung Realität erwerben. Oder lassen Sie es mich noch anders sagen: Erst eine material, d. h. positiv fundierte Dialektik könnte gewiss sein, den schlecht-idealistischen Reduktionen des Hegelschen System zu enttrinnen.

Ich: Ich las in der Münchener Nachschrift den Satz: „In der Logik liegt nichts Weltveränderndes.“

Schelling: In der Tat, mit dem Letzten der logischen oder rationalen, der Hegelschen Philosophie – der ‚Idee‘ oder dem ‚absoluten Geist‘ – ist im Wortsinne nichts anzufangen. Die Vernunftwissenschaft führt zwar wirklich über sich selbst hinaus und treibt zur Umkehr; diese selbst kann aber doch nicht vom Denken ausgehen. Dazu bedarf es vielmehr eines praktischen Antriebs; im Denken aber ist nichts Praktisches, der Begriff ist nur kontemplativ und hat es nur mit der Notwendigkeit zu tun, während es sich hier um etwas außer der Notwendigkeit Liegendes, um etwas Gewolltes und Beabsichtigtes handelt. Wirkliche Dialektik ist allein im Reich der Freiheit.

Ich: Auch Feuerbach nennt seine Philosophie ‚positiv‘, und so tut es mein Freund Ruge.

Schelling: Ich verkenne nicht, dass diese Herren auch etwas der Art wollen; nur waren sie der Meinung, diese positive Philosophie müsse

auf dem Grunde des Hegelschen Systems aufgebaut werden, und lasse sich auf keinem andern aufbauen, dem Hegelschen Systeme fehle weiter nichts, als dass *sie* es ins Positive festsetzten. – Glauben Sie mir: Wie gern hätte ich sie an mich gezogen, wie gerne denen geholfen, die von mir nichts wissen wollten! Durchaus missfällt mir der kecke Ton in den Journalen der Bauer oder Ruge nicht, zumal wenn ich ihn vergleiche mit der langweiligen so genannten Gründlichkeit der *Berliner Jahrbücher*.⁶

Ich: In Ihrer Jugend sollen Sie den Staat eine Maschine genannt haben, die mit der Idee der Freiheit unverträglich sei. „Wir müssen also auch über den Staat hinaus! – denn jeder Staat muss freie Menschen als mechanisches Räderwerk behandeln; und das soll er nicht; also soll er *aufhören*.“

Schelling (*lächelnd*): Ich habe den kecken Jugendgedanken in meinem *System des transzendentalen Idealismus* aufgegriffen. Dort nenne ich das im Staat verkörperte Rechtssystem eine „zweite Natur“, „eine von Menschenhänden eingerichtete Maschine“, die, „nachdem der Künstler seine Hand davon abgezogen, gleich der sichtbaren Natur ihren eigenen Gesetzen gemäß und unabhängig, als ob sie durch sich selbst existierte, fortwirkt“. Und in einer Stuttgarter Privatvorlesung (von 1810) habe ich diese zweite Natur die „Folge des auf der Menschheit ruhenden Fluchs“ genannt. Ich habe meinen Hörern gesagt, der Staat trage einen Widerspruch in sich aus. Er sei eine Natureinheit, die ganz deterministisch nach physischen Gesetzen wirke; und doch solle er ideebestimmten höheren Handlungsmotiven untertan sein. In Wahrheit liegen diese außer seiner Gewalt; und gleichwohl rühmt er sich, einen sittlichen Zustand hervorbringen zu können, also eine *Macht* zu sein gegen die Natur. Aber für freie Geister reicht keine Natureinheit zu; da gehört ein höherer Talisman dazu, und daher ist jede Einheit, die auch in einem Staat entsteht, doch immer nur prekär und temporär. Wir müssen also über den Staat hinaus ...

Ich: ... aber auf welches Ziel zu? Die Anarchie, die auf freier Geselligkeit beruhende Assoziation?

⁶ Die damals unter der Leitung des Theologen Marheineke standen, den Bakunin unter die ‚vermittelnden Positivisten‘ zählt und besonders scharf ablehnt.

Schelling: Die bleibenden Schäden der Vielherrschaft, wie ich sie lieber nenne, haben schon der ‚schwärmerische‘ Platon und der Komiker Aristophanes für alle Zeiten aufgedeckt. Darum nimmt der kluge und vielerfahrene Aristoteles schon keinen Anstand, mit dürrn Worten auszusprechen: Die beste aller Herrschaften ist die Monarchie. Der König soll über dem Gesetz stehen und dessen menschenfeindliche Wirkungen lindern. Oder, in den Worten, die ich einst einem König schrieb⁷: „Er [der König] ist nicht der bloße Vollstrecker des Gesetzes, gleichsam nur das handelnde Gesetz selbst; seine Bedeutung beruht darauf, dass er nichts Allgemeines, sondern eine *Persönlichkeit* ist, die Persönlichkeit, die über das Gesetz hinausreicht und dessen Mängel erfüllt.“

Ich: Über diesen Punkt, Herr Professor, möchten wir uns veruneinigen, vielleicht auch, weil Ihnen die lebendige Erfahrung der feudalen Praxis in einem Agrar- und Leibeigenen-Staat von der Art meines ‚Mütterchens Russland‘ abgeht, wie das keineswegs schwärmerische, sondern verblendete, Not leidende und nach einer liebenswerten Identifikation schmachthafte Volk seine grausame Heimat nennt.

Schelling: Ich denke, dass auch dieses Notleidende, wie Sie sie nennen, von einem wahren „Volkskönig“, wie ich ihn nenne, gelindert, ja überwunden werden könnte, nimmermehr aber von dem vernunftlosen, entfesselten Pöbel. „Einer sei Herrscher“, sagt der große Homeros. Er allein kann die Ausbreitung von städtischem Proletariat verhüten, wie es König Ludwig von Bayern mit reichlich dotierten Kreis-Unterstützungs-Kassen versucht hatte, aus denen solchen, die ohne ihr Verschulden zurückgekommen waren, Hilfe zu Teil wurde, um sie bei ihrem Geschäfte und Gewerbe zu erhalten. Wichtiger scheinen mir noch die *Kinder-Bewahranstalten*. Neben meiner Wohnung ist eine (Sie werden sie im Vorbeigehen gesehen haben), an der ich zuweilen den Wagen Ihrer Majestät der Königin habe halten sehen. Die Kinder sehe ich täglich, nie ohne Rührung, kommen und gehen, froh der menschlichen Behandlung, die ihnen zu Teil wird und sie den Szenen der Roheit, deren Zeuge oder Opfer sie zu Hause sein mussten, entreißt.⁸ (*Bricht ab mit einem Seufzer. Eine längere Pause entsteht.*)

⁷ Diesmal ist es Schelling, der sich im Datum täuscht. Den Brief an Maximilian II. wird er erst am 17. Dezember 1853 schreiben.

⁸ Auch hier antizipiert Schelling kühn den Wortlaut seines Schreibens vom 15. Februar 1851 an König Max II. von Bayern.

Ich: Haben Sie einmal einen Versuch unternommen, den Staat positiv zu sehen, gar als reale Existenzform der Vernunft?

Schelling: Allerdings, das war in den ersten Jahren, während deren ich mein Jenaer und Würzburger Identitätssystem ausarbeitete und auf die verschiedenen Felder der erscheinenden Wirklichkeit anzuwenden suchte. Ich erwog, den Staat als „organische Einheit“ der Interessen des Einzelnen und der Öffentlichkeit zu konstruieren, also als ein Verhältnis, in dem gerade nicht der Staat als tötendes Gesetz auf seine Glieder drückte, in welchem die maschinenmäßige Herrschaft also vielmehr überwunden wäre. Mit Plato sprach ich vom „politeuvin, dem Leben mit und in einer sittlichen Totalität“. Diese Konstruktion hat dann ein anderer übernommen und gewaltig aufgeblasen. Doch habe ich meinerseits nie den Konstruktionsfehler, das wesentliche Defizit dieser Konstruktion, übersehen. In einer späten Münchener Vorlesung habe ich Hegels Staats-Verherrlichung eines „wesentlichen Illiberalismus“ geziehen. Nicht aus kontingenten, sondern aus systematischen Gründen sei Hegel gezwungen, das, was er ‚Begriff‘ nennt, eines Tages Frieden schließen zu lassen mit dem Anderen seiner selbst: der Wirklichkeit. Dazu sei er schon darum gezwungen, weil er – etwa in der Vorrede zur *Rechtsphilosophie* – den Gedanken auf die Wirklichkeit folgen lässt. Ist nun der Gedanke, wie er glaubt, des Absoluten mächtig, so müssen die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen das möglich wurde, es prinzipiell auch sein. Andere nennen das die „Akkomodation der Idee an das, was ist“. Der Idee kann aber nie ein real Seiendes gemäß sein; und darum ist der illiberal, der der Menschheit die Sehnsucht zum Überschreiten des Bestehenden nehmen will.

Ich: Offenbar sind Sie spät zu Ihrer frühen ungünstigen Ansicht der Staats zurückgekehrt?

Schelling: Allerdings. Der Staat ist bestenfalls ein unvermeidliches Übel, um die vernunftlose Bestie unter die Knute zu bringen. Wer aber den Staat zu seinem Himmel machen will, dem wird er zur Hölle. Als eine Geißel Gottes, die mit physischer Gewalt den Sündenfall der Freiheit an der Materie bestraft, sehe ich den Staat heute – und in meinen Vorlesungen werden Sie einiges, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig Lassendes dazu aus meinem Munde vernehmen. Der Staat jeder beliebigen Verfassung ist eine Zuchtrute, ein knechtendes Gesetz, er übt unerträglichen Druck auf die unter ihm Schmachten-den. In ihm ist ein beabsichtigtes Mittel zur Erreichung von Höherem

zum Selbstzweck entfremdet. Dienen soll der Staat einem ihm übergeordneten *Zweck*, bloße Voraussetzung, *Conditio sine qua non* soll er sein höherer, *an sich* wertvoller Güter, wie wir die Natur auch nicht als Zweck, sondern nur als Trägerin eines höheren, über sie hinausgehenden Lebens ansehen. Ich halte den Staat, um mich deutlich auszudrücken, für etwas „dem menschlichen Willen gleichsam Eingewebtes und Eingestochenes“. Wer über den Staat hinausgehen will, hat meine Sympathie. Immer habe ich mich gegen das „bloße (im Grunde negative) Erhalten des Staats“ ausgesprochen, seine Disposition zu revolutionären Umgestaltung, ja die „Umgestaltung der Verfassung“ für „unvermeidlich“, den Wunsch danach für zutiefst legitim erklärt.⁹ Selbst in ihrer denkbar vollkommensten Gestalt kann keine Staatsform das Endziel der Geschichte sein. Ich gestehe dem Menschen entschieden ein Streben zu, ihn zu überwinden – ganz wie im *Ältesten Systemprogramm*. Der wahre *Schluss* der Geschichte ist das Jenseits, ist die kommende Welt; er kann also nicht in die Gegenwart versetzt werden, deren wahres Ziel und Ende nur sein kann, aufgehoben zu werden und einer andern Welt Platz zu machen, in der, wie ein dritter Apostel sagt, Gerechtigkeit wohnen wird. Es ist nicht zufällig, wenn diese Bestrebungen, nach einem *hier* zu erreichenden Ideal der menschlichen Gesellschaft in Schwärmereien, wie der Kommunismus, enden, deren Anhänger ganz recht haben, die sogenannten Konstitutionellen als auf halbem Weg stehen geblieben zu verlachen und zu verachten.¹⁰

Ich: Leichter, Herr Professor, könnte ich Ihnen folgen, wenn Ihre positive Philosophie nicht so bedingungslos an Gott ausgerichtet wäre, sondern ihn auf die Seite des Staats stellte.

Schelling: Wie wollen Sie dann die staatsüberwindende Tat begründen? Gott ist mir die Ressource an Unabgegotenem, aus der wir schöpfen, um über den *status quo* der ‚bestehenden Verhältnisse‘ (wie Ihre Freunde sie gern nennen) hinaus zu kommen. Wer, wie Hegel, das Absolute mit diesen Verhältnissen identifiziert, der *kann* nur – wie sahen es eben – zum Frieden mit der Wirklichkeit kommen.

⁹ Schelling gebraucht eine Formulierung, die er im Schreiben an den König Maximilian von Bayern, der sein Schüler gewesen ist, am 20. Juli 1848 wieder aufgreifen wird.

¹⁰ Wieder ein Anachronismus. Schelling zitiert die Beilage (Nr. 3) seines Briefs an Max vom Januar 1852. Oder soll man sagen, dieser Brief zitiert das gesprächsweise Bakunin Anfang November 1841 Mitgeteilte?

Ich: Genügt zur Begründung der weltverändernden Tat nicht, was Sie in der Münchener Vorlesung die ‚Unangemessenheit der Wirklichkeit ans Wesen‘ nennen?¹¹ Das reicht doch für sich völlig aus, um diesen metaphysischen Friedensschluss zu vereiteln und dafür zu sorgen, dass nie die Geschichte der Menschheit in einem Ideal zum Stillstand oder gar zum Abschluss kommt.

Schelling: Das Wesen, dem die bestehende Wirklichkeit unangemessen ist, das ist mir gerade eine notwendige Eigenschaft Gottes.

Ich: Ich entwerfe eine Schrift, deren Titel Ihnen nicht behagen wird: *Die Reaktion in Deutschland*. Die „Positiven“, die ich darin zu geißeln gedenke, sind keineswegs diejenigen, die Ihnen, wie ich und andere, darin folgen, dass „der Wirklichkeit“ ein ganz neues Gewicht zu verleihen sei: eines, das ihnen den Schritt über den bürgerlichen Idealismus hinaus ermöglicht. Ich unterteile „die Positiven“ in die „konsequenten“, die aufrichtig und ehrlich sind und wie wir jede Halbheit hassen. Ihnen muss man sogar großen Dank wissen. Sie meinen (ich denke an Sie), dass das Negative sich als solches zu verbreiten strebt, und sie denken, ebenso wir selbst, dass die Verbreitung desselben die Verflachung der ganzen geistigen Welt wäre; zugleich haben sie in der Unmittelbarkeit ihres Gefühls ein ganz berechtigtes Streben zum lebendigen, vollen Leben, und da sie im Negativen nur die Verflachung desselben finden, so kehren sie zur Vergangenheit zurück, so wie sie noch vor dem Entstehen des Gegensatzes zwischen dem Negativen und Positiven war. – Meine Kritik gilt nicht diesen, sondern der theoretischen Unehrllichkeit jener „vermittelnden Positivisten“, welche, klüger und einsichtsvoller als die konsequenten, dem praktischen Drange zur Wahrheit niemals erlauben, das zusammengeknüpfte Bauwerk ihrer Theorien zu sprengen. Es sind die Initiatoren fauler Kompromisse, die durch ihr peinvolles Hinhalten die dialektisch-tätige und dadurch in die Wirklichkeit tretende Auseinandersetzung des Positiven mit dem Negativen verhindern. Mir selbst ist die weltverändernde Tat das wahrhaft Positive: das, was wir nur *post festum* lernen, nicht *a priori* absehen können. Mir dünkt, die Vollendung der Theorie sei ihre Selbstauflösung in eine ursprüngliche

¹¹ Bakunin tut hier mit der Vorwegnahme seiner ‚anti-metaphysischen Wende‘ den zweiten Schritt vor dem ersten. In der *Reaktion in Deutschland* hatte die ‚Religion‘ – wie bei Schelling – noch die Funktion der Garantin einer Zukunft in Freiheit und Gleichheit, durch die sich ein nicht Abgegotenes oder Ausstehendes modal-dialektisch von einem ‚Bestehenden‘ abhebt.

und neue praktische Welt. – Ich notierte kürzlich diesen Satz und dachte an Ihre Formulierung, wonach die Vernunft sich in „unserer modernen, einseitig theoretischen Bildung auf eine Spitze gestellt sieht, auf der sie sich nicht halten kann und die sie in eine Krisis stürzt: das ist der Beginn der positiven Philosophie. Ihr Beginn ist eine Tat, nicht ein Gedanke.“

Schelling (*lächelnd*): Ihnen möchte dabei eine andere Perspektive vorschweben als mir. Doch finde ich Kühnheit und wahrhaft spekulativen Geist in Ihren Überlegungen. Ihn vermisste ich bei den halb Negativen der so genannten linken Hegelschen Schule. (*Nachdenklich*) Ein gewisser Dr. Feuerbach schickte mir vor Jahren huldvoll gewidmet seine Dissertation. Auch er nennt seine gegen Hegels Versöhnung gerichtete Philosophie eine ‚positive‘, Sie erwähnten es früher ...

Ich: Doch wird er wie viele, die Ihnen die Befreiung vom Idealismus verdanken, nicht müde, Sie und Ihr Werk zu schmälern, weil sie es der politischen Rechten zuordnen. Mich stört, was man seinen retrograden Charakter nennt, nicht, weil ich nichts anderes von ihm erwartet habe. Ich lerne begierig von Ihnen, den Gedanken der zerstörenden Tat auf das Positive, das Wirkliche zu gründen. Für das Negative, in das sich die Idealisten wie in einen Cocon einpuppen, weil es das ist, was *nicht* das Wirkliche ist, – für dies Negative bleibt immer noch genug Raum. Es ist das, was auch im befreienden Sinne „nein!“ sagt zur bestehenden Wirklichkeit. Ich glaube, dass die eigentlich produktive Kraft des Menschen eine Kraft der Zerstörung ist.

Schelling (*altersweise, milde*): Wie sagt unser Dichter: „Mag sich der Most noch so absurd gebärden,/ Es werd halt doch emol e Woi.“ (*Auf die Uhr blickend*) – Der Mensch, schrieb ein früh verstorbener Phantast, der große Gaben mit ins Grab nahm, – der Mensch spricht nur von dem, was er nicht hat. Darum sprach Hegel so viel vom ‚Sein‘ –

Ich: – und Sie, Herr Professor, vom Wein. Der ist über unserm Gespräch doch ziemlich zur Neige gegangen, jedenfalls findet sich keiner mehr in meinem Glase.

Schelling (*mir den Rest der Flasche nachgießend, den ich auf einen Zug leere*): Ein Zeichen, dass wir unser Gespräch für heute beenden – uns aber recht bald wieder in meiner Wohnung zum Gespräch einfinden sollten. Ich bin begierig, was Sie zu meiner in 14 Tagen beginnenden Vorlesung sagen werden.

Schelling streckte mir demonstrativ die Hand hin, die ich wohl oder übel zu ergreifen hatte, und heraus geleitete er mich mit freundlichem Nachdruck. Meinen Blick erriet er („die Tochter liest ihren Xenophon, wie stets um diese Stunde, entschuldigen Sie sie bitte für heute, Herr Graf“), ich ging, wie betäubt, aus dem Hause ...

– und gestehe Dir, Schwesterchen, dass ich diese Zeilen im Fortgang nicht ohne ein gehöriges Quantum Weinbrand verfasst habe (denn Wodka ist hier, wenn man sich nicht gerade in Slawenzirkeln befindet, recht schwer zu bekommen), so dass sich das Wunderbare und das Wahrscheinliche auf seltsame Art verwirrt haben könnten. Wäre ich ein Romantiker? Ich frage mich manchmal ...

Bald – versprochen – erzähle ich Dir mehr von mir, von Schellings Kolleg, von meinen neuen Bekanntschaften und – wer weiß – von Demoiselle Schelling,

Dein Dich herzender und stets liebender Bruder
Michail

Benutzte Literatur

- Michail Bakunin: Philosophie der Tat. Auswahl aus seinem Werk, hg. und eingel. v. Rainer Beer. Köln 1968 (bes. *Die Reaktion in Deutschland* von 1842, S. 61-96 und *Gott und der Staat* von 1871, S. 97-315).
- Ders.: Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften, hg. und eingel. v. Horst Stuke. Frankfurt a. M./ Berlin/ Wien 1972.
- Ders.: Frühschriften, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Rainer Beer. Köln 1973.
- Ders.: Beichte aus der Peter-Pauls-Festung an Zar Nikolaus I. Frankfurt a. M. 1973 (bes. der Anfang: SS. 49 ff.).
- Walter E. Ehrhardt (Hg.): Schelling Leonbergensis und Maximilian II. von Bayern. Lehrstunde der Philosophie, Stuttgart 1989 (= Schellingiana 2) (bes. die Kapitel 9. und 11.).
- Manfred Frank/ Gerhard Kurz (Hgg.): Materialien zu Schellings philosophischen Anfängen, Frankfurt a. M. 1975 (stw 139) (bes. „Das Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus“, S. 110-113, und Schellings Gedanken über den Staat aus der Einleitung: SS. 32 ff.).
- Paul Kluckhohn/ Richard Samuel/ Hans-Joachim Mähl /Gerhard Schulz (Hgg.): Novalis. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, Stuttgart 1960 ff. (II [1965], S. 461 und I [1977], S. 486 f.).
- K. F. A. Schelling (Hg.): Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Sämtliche Werke, Stuttgart 1856-1861 (vor allem I/3, SS. 582 ff.; I/5, SS. 313 ff.; I/7, S. 461 f.; II/1, SS. 532 ff.; II/3, SS. 86 ff.).
- F. W. J. Schelling: Grundlegung der positiven Philosophie. Münchener Vorlesung WS 1832/33 und SS 1833, hg. v. Horst Fuhrmans. Torino 1972 (vor allem die Einleitungs-vorlesungen).
- Ders.: Philosophie der Offenbarung 1841/42, hg. und eingel. v. Manfred Frank (= Paulus-Nach-schrift, mit anderen Vorlesungsnachschriften, einem Bericht über historische Hintergründe der Berufung Schellings und Dokumenten zu Schellings erstem Vorlesungszyklus in Berlin). Frankfurt a. M. 1993 (vor allem die Einleitung des Hg. und die Anhänge II und III).
- Richard Wagner: Mein Leben. 2 Bde., München 1911 (bes. der Bericht über Bakunin: Bd. I, SS. 455 ff.).

Buchbesprechungen

Roland Borgards (Gießen)

Georg Eckardt/ Matthias John/ Temilo van Zantwijk/
Paul Ziche: *Anthropologie und empirische Psychologie
um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft.*
Köln/ Weimar/ Berlin: Böhlau 2001, 247 S.

Die Kulturwissenschaft ist in der literaturgeschichtlichen Forschung angekommen. Dies zeigt sich zum einen daran, daß die Skeptiker eines *cultural turns* im Flüsterton die ungeliebte kulturwissenschaftliche Terminologie übernehmen – und so ihren alten Wein mitunter recht erfolgreich und folgenreich in neue Schläuche retten. Es zeigt sich zum anderen daran, daß der kulturwissenschaftliche Blick auf die Literatur in die Phase einer Binnendifferenzierung eingetreten ist – und dies sowohl in thematischer als auch in methodischer Hinsicht. Als ein solch thematisch eigenständiger Bereich präsentiert sich dem kulturwissenschaftlich arbeitenden Literaturhistoriker die Wissenschaftsgeschichte.

Die methodische Binnendifferenzierung ist auch auf diesem Feld zu beobachten. Denn wo Literatur- und Wissenschaftsgeschichte gemeinsam verhandelt werden, da stellt sich Frage nach dem eigentümlichen Verhältnis von Kunst und Wissenschaft, eine Frage, die angefangen mit Wilhelm Diltheys Trennung der Geistes- von den Naturwissenschaften über Charles Percy Snows *zwei Kulturen* bis hin zu Odo Marquardts KompensationsThese meist defensiv gewendet

wurde. Doch vergleicht man die avancierteren literaturwissenschaftlichen Antworten auf diese Frage, dann lassen sich zumindest zwei offensive Optionen erkennen. Entweder gilt die Aufmerksamkeit den spezifisch literarischen Umgangsformen mit wissenschaftsgeschichtlich bedeutsamen Entwicklungen. So entsteht z. B. um 1800 eine wissenschaftliche Anthropologie und zeitgleich eine literarische Tonlage, die von Literaturwissenschaftlern wie Hans-Jürgen Schings, Helmut Pfotenhauer oder Manfred Riedel unter dem Titel einer „literarischen Anthropologie“ verhandelt wird. Oder aber die Aufmerksamkeit gilt den diskursiven Regularien, die von literarischen wie wissenschaftlichen Texten befolgt und in ihrem Vollzug zugleich performativ gesetzt werden. Aus dieser Perspektive – an ihr arbeiten Literaturwissenschaftler wie Joseph Vogl, Stefan Rieger oder Harald Neumeyer – zeigt sich die anthropologische Wissenschaft um 1800 als mediales und diskursives Apriori, unter dessen Vorgabe Literatur und Wissenschaft in einer konzentrierten Aktion einen neuen Gegenstand, den modernen Menschen, aus der Taufe heben.

In dieser Situation kommt den kulturwissenschaftlich orientierten Literaturhistorikern der wissenschaftsgeschichtliche Aufriß gerade recht, den die Autoren Georg Eckardt, Matthias John, Temilo van Zantwijk und Paul Ziche zur *Anthropologie und empirischen Psychologie um 1800* bieten. Die Autoren vertreten „die These, daß sich ab 1790 die Tendenz einer Verselbständigung der Psychologie zu einer empirischen Wissenschaft abzeichnet“ (S. 2 f., vgl. auch SS. 22, 71, 131, 168, 223). Die Beweislast für diese These verteilt das Autorenkollektiv – eine Projektgruppe des Jenaer SFB „Ereignis Weimar-Jena“ – auf viele Schultern, d. h. auf viele Texte, und verläßt damit dankenswerter Weise den ausgetretenen Anthropologenpfad der kanonischen Drei zwischen Platner, Moritz und Kant. So hört man von Wolff-Adepten wie Joachim Georg Darjes oder August Heinrich Ulrich und Kant-Nachfolgern wie Johann Gottfried Christian Kiesewetter, Carl Christian Erhard Schmidt oder Jakob Friedrich Fries, und so wird bei den anthropologischen Zeitschriften nicht einfach auf Moritz verwiesen, sondern kommen auch Sammlungen wie das *Journal für Menschenkenntniß, Menschenerziehung und Staatenwohl* von Friedrich Ernst Kirsten und Johann Adolf Jacobi oder das *Psychologische Magazin* von Johann Gottlob Heynig zur Sprache.

Den Einstieg in den Gang der Argumentation liefert van Zantwijk mit seinen „Erläuterungen zum intensionalen Umfangsbegriff“ (S. 20) in der vor- und nachkantischen Tradition. Dieser Einstieg über Kant in die Frage nach Anthropologie und empiri-

scher Psychologie um 1800 erscheint nur auf den ersten Blick konventionell. Denn van Zantwijk setzt weder bei Kants Polemik gegen die empirische Psychologie noch bei dessen Anthropologie in pragmatischer Hinsicht an, sondern beim „Kanon-Begriff der Logik“ (ebd.). Hier kommt Zantwijk zu dem so überraschenden wie erhellenden Befund, daß die „Repsychologisierung der kantischen Logik bei Kiesewetter, Schmid und Fries“ (S. 21) nicht, wie zu erwarten wäre, mit Kants Kritik an der Logik Christian Wolffs kollidiert. Dabei klingt Kants Kritik an Wolff zunächst radikal antiempiristisch. Während Wolff die realen Gründe für die Dinge mit deren logischen Gründen und deshalb auch empirische Psychologie und Logik gleichsetzt, unterscheidet dagegen Kant strikt die Mechanismen, in denen sich das Denken empirisch vollzieht, von den Prinzipien, nach denen es apriori funktionieren kann und soll. Doch wenn Kant die empirische Psychologie aus der Logik verbannt, dann – so Zantwijk – nur in metaphysikkritischer Absicht, nicht jedoch, weil er den Nutzen der empirischen Psychologie für die Logik und deren Didaktik mißachten würde. Aus dieser Konstellation heraus können die Kant-Nachfolger die empirische Psychologie wieder in die Logik einführen. Der Punkt, an dem – ausgerechnet! – Kant der Verselbständigungstendenz der empirischen Psychologie Vorschub leistet, liegt damit nicht in seiner Anthropologie, sondern in seinen Vorlesungen zur Logik.

Transzendentalphilosophie und empirische Psychologie um 1800 bilden also keine destruktive Konkur-

renz aus, wie es im Rückblick auf den Deutschen Idealismus immer wieder behauptet wurde. Vielmehr strukturieren sie gemeinsam den Wissenschaftsbetrieb neu. Die Nähe und Komplementarität transzendentaler und empirischer Ansätze, die van Zantwijk philosophiegeschichtlich an der Logik Kants exemplifiziert, kann Ziche mit universitätsgeschichtlichem Blick auf die Vorlesungsverzeichnisse von Jena, Halle, Leipzig und Göttingen materialreich belegen. Über alle lokalen Differenzen hinweg werden in unzähligen Vorlesungen empirische Psychologie und kantische Philosophie gemeinsam abgehandelt. Das geht mitunter – z. B. bei dem Jenaer Johann Gottlieb Heinrich Heusinger – so weit, daß diese beiden Elemente in ein wechselseitiges Begründungsverhältnis geraten; so „wird Kant [...] zur Grundlage für eine Einführung in die Wissenschaften und ihr Studium, wobei wiederum Psychologie als Einführung zu Kant dient“ (S. 78). Im akademischen Unterricht – vor allem seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts – werden die Konturen eines empirisch-transzendentalen Doppelwesens sichtbar, die Konturen des neuen Menschen.

Van Zantwijk und Ziche liefern damit philosophie- und universitätshistorische Belege für die These Michel Foucaults, daß sich die Humanwissenschaften um 1800 vor ihrer disziplinären Ausdifferenzierung um den Menschen als transzendental-empirische Doublette herum etablieren.² Aber es bleibt offen, ob sie die-

se Belege überhaupt liefern wollen, denn Foucault bleibt unerwähnt. Das beeinträchtigt zwar keineswegs den Gang der Argumentation. Doch gerade hinsichtlich der Frage einer sich etablierenden psychologischen Wissenschaft hätte eine Stellungnahme zu Foucaults Thesen – möge diese nun zustimmend oder ablehnend ausfallen – aufschlußreich sein können.

Auf universitätsgeschichtlicher Ebene jedenfalls kann Ziche zeigen, daß Anthropologie und empirische Psychologie um 1800 zwar noch einen „prädisziplinären Status“ (S. 86 u. öfters) haben, daß jedoch gleichwohl schon eine Tendenz zur Disziplinenbildung einsetzt. An diesen Befund schließt John an, der nicht die Wissenschaft, sondern die Wissenschaftler, nicht die Psychologie, sondern die Psychologen in den Blick nimmt. Denn es scheint tatsächlich ein Kriterium für die voranschreitende disziplinäre Verselbständigung zu sein, wenn etwa Christoph Gottlob Weidenbach dem *Geschäft des Psychologen* im Jahre 1806 eine eigene Abhandlung widmet oder der „Psycholog“ aus Ludwig Tiecks gleichnamiger Erzählung schon 1796 über den eigenen Berufsstand der Psychologen sagen kann: „denn sie sind jetzt nicht mehr so selten wie ehemals“. Genau bei dieser Herausbildung eines berufsspezifischen Rollenverständnisses scheint das komplementäre Miteinander von Transzendentalphilosophie und empirischer Psychologie an sein Ende zu kommen. Was sich in der Theoriebildung noch einander ergänzt, das

¹ Im folgenden zitiert mit Seitenangaben in Klammern.

² Vgl. Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M. 1974.

führt in der beruflichen Praxis – doch erst hier! – zu einem handfesten Kompetenzgerangel. Ersichtlich wird dies bei der Frage, in wessen gutachterliche Zuständigkeit das juristische Problem der Zurechnungsfähigkeit fällt. Kant sieht hier eine Aufgabe für den Philosophen; Johann Christoph Hoffbauer hingegen plädiert in seiner *Gerichtlichen Arzeneywissenschaft nach ihrem psychologischen Theile* dafür, daß der Staat „öffentlich eigentliche Psychologen anstellen“ (S. 123) sollte. Das Beispiel der forensischen Psychologie ist gut gewählt – weil es mehr ist als ein bloßes Beispiel. Denn die Bildung und Institutionalisierung einer eigenständigen psychologischen Disziplin hängt eng mit den fundamentalen Transformationen zusammen, die im Umgang mit der Delinquenz in der Zeit zwischen 1760 und 1840 zu beobachten sind. Wo nicht mehr die Tat, sondern der Täter den Gegenstand juristischer Verfolgung bilden, wo die Strafe weniger auf den Körper und mehr auf die Seele des Verbrechens zielt, da bedarf es eines neuen Sets an Wissenstechniken und Machtpraktiken. Im Zentrum dieser neuen Praktiken steht die Psychologie.

Ein zweites Mal untermauern die Autoren damit eine der – durchaus umstrittenen – Thesen Foucaults³, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Und wieder gilt: Wenn auch die stimmige Konsequenz des Gedankengangs vom ausbleibenden Wort zu Foucault unberührt bleibt, so hätte es doch Hinweise geben können zur Position des Buches in den aktuellen, auch vom Jenaer SFB „Ereig-

nis Weimar-Jena“ befeuerten Debatten zur Zeitenwende „um 1800“.

Dem Berufstand des Psychologen entspricht im disziplinären Ausdifferenzierungsprozeß eine eigenständige Zeitschriftenkultur, die Eckardt und John zunächst in ihrer beeindruckenden Breite präsentieren. Ausgangspunkt bildet Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, den Rahmen liefert ein Überblick über 22 psychologisch-anthropologische Periodika um 1800, der Zielpunkt der Untersuchung liegt in den Journalen, die Schmidt, Kirsten/Jacobi und Heynig im Raum Weimar-Jena veröffentlichten. Dieses Verfahren überzeugt, insofern es erstens dem Leitwert von Moritz' *Magazin* gerecht wird, zweitens dessen Allein- und Allgemeingültigkeit durch den Blick auf 21 Mitstreiter relativiert und drittens in Detailstudien das elaborierte und avancierte Format der breiten Zeitschriftenkultur einsichtig macht. Den wichtigsten Zweck der Journale und Magazine sehen John und Eckardt dabei in der „Popularisierung erfahrungsseelenkundlichen Denkens“ (S. 133), der entscheidende Effekt liegt für sie in der disziplinären „Verselbständigung der Psychologie“ (S. 169).

An dieser Stelle der Argumentation lohnt meines Erachtens der Blick auf eine alternative Lesart der anthropologischen Zeitschriftenproduktion. Denn gerade an Moritz' *Magazin* ließe sich zeigen, daß es neben der Popularisierung erfahrungsseelenkundlichen Denkens auch um die Medialisierung erfahrungsseelenkundlicher Daten geht, um Sprache,

³ Vgl. Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1976.

Schrift, Druck. Die empirische Psychologie erhebt mit ihren Zeitschriften, mit ihrer fast maßlosen Verschriftungs- und Sammelwut von menschlichen Einzelfällen das Archiv zum anthropologischen Apriori. Ein Effekt dieser Medialisierung ist nicht nur die Verselbständigung der Psychologie, sondern zugleich eine Normalisierung der Psyche. Wie solch eine Normalverteilung im offenen Sammeln von Einzelfällen entsteht, gibt Moritz in seinem *Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenlehre* präzise an: „Aber wie soll ein solches Werk jemals vollendet werden? – Dann ist es vollendet, wenn alle Ausnahmen bemerkt sind, wenn die Fakta sich immer so einfinden, daß sie keine Ausnahme mehr von der Regel machen.“⁴ Die anthropologische Normalverteilung – und darin liegt eine epochale Neuerung der Anthropologie um 1800 – arbeitet nicht mit der scharfen Differenz von Regel und Ausnahme, von moralischer Norm und amoralischer Übertretung. Vielmehr gibt es in ihr nur unterschiedliche Nähegrade zur Normalität. Individualität wird damit definiert als ein flexibles Spiel mit dem Normalen und dem Extravaganten. So geht um 1800 aus der Schrift, aus dem Archiv die Psyche als eine normalisierte hervor.

Diese alternative Lesart der anthropologischen Zeitschriftenschwemme um 1800 verdankt sich offenbar einer literatur- und mediengeschichtlichen Perspektive. Eine entsprechende Alternative ergibt sich auch gegenüber den Überlegungen zur „Methodolo-

gie der Erfahrungsseelenlehre“ (S. 188), mit denen der Band schließt. Nach John und van Zantwijk zerlegt die methodische Reflexion – etwa bei Christian Gottfried Schütz oder dem kriminalpsychologisch argumentierenden Johann Christian Gottlieb Schaumann – den Prozeß psychologischer Beobachtung in drei Schritte: erstens einzelfallbezogene Selbstbeobachtung, zweitens einzelfallbezogene Fremdbeobachtung und drittens schließlich die Generalisierung der Einzelfallbeobachtung zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten. Schon die ersten beiden Schritte führen in methodische Schwierigkeiten, insofern der Vorgang der Beobachtung immer verfremdend auf den Gegenstand der Beobachtung einwirkt. Letztlich ungelöst bleibt in der empirischen Psychologie um 1800 für John und van Zantwijk jedoch nur „das allgemeinere Problem, [...] wie Einzelaussagen zu gültigen allgemeinen Aussagen generalisiert werden können“ (S. 192). Auch hier wäre aus einer mediensensiblen Perspektive zu erwägen, ob nicht das Verfahren selbst – Schrift, Druck, Magazin, Archiv – als Lösung einspringt.

Um mehr zu sein als eine gewagte Hypothese, hätte solch eine alternative Lektüre allerdings zunächst die ausgedehnte Materialarbeit auf sich zu nehmen, die Eckardt, John, van Zantwijk und Ziche für ihre Fragen so vorbildlich geleistet haben. Erst dann wären ihren – unbedingt lesenswerten – Ausführungen zu philosophie-, universitäts-, berufs-, publikations- und methodengeschichtlichen Aspekten einige medien- und litera-

⁴ Heide Hollmer/ Albert Meier (Hgg.), Karl Phillip Moritz: Werke in zwei Bänden, Frankfurt a. M. 1999, Bd. 1, S. 798.

turtheoretische Erwägungen an die Seite zu stellen. Inwiefern solche medienorientierten Analysen wissenschaftsgeschichtlich bestehen können und ob wissenschaftsgeschichtli-

che Arbeiten ihrerseits aus Medien- und Literaturanalysen Nutzen ziehen können und wollen, bleibt eine Frage an die Zukunft.

Claudia Albes (Göttingen)

Jürgen Daiber: *Experimentalphysik des Geistes. Novalis und das romantische Experiment*¹

Die Studie steht im Kontext der seit etwa zwei Jahrzehnten zunächst vor allem im angelsächsischen Sprachraum, mittlerweile aber auch hierzulande intensiv geführten Debatte über das Verhältnis von Naturwissenschaften und Literatur.² Diese Debatte dreht sich im wesentlichen um die Frage, auf welchen Wegen sich die seit dem Positivismus als getrennt betrachteten ‚zwei Kulturen‘ wechselseitig beeinflusst haben und ob sie gegenwärtig nicht sogar im Begriff sind, in eine gemeinsame ‚dritte‘ Kultur überzugehen. Daß die Zeit um 1800 eine Phase auffallend intensiver Wechselwirkung zwischen Naturwissenschaft und Literatur dar-

stellt, ist mittlerweile Forschungskonsens³, ebenso wie die Tatsache, daß Novalis ein besonders einschlägiger Grenzgänger zwischen den beiden Kulturen ist.⁴ Obwohl Daibers Arbeit also in einem bereits recht gut erschlossenen Forschungsfeld angesiedelt ist, gibt es für sein Unternehmen, ausgewählte theoretische und poetische Texte von Novalis aus dem Blickwinkel der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Experimentierpraxis neu zu lesen, merkwürdigerweise kaum Vorbilder.⁵

Über den „Bezugsbegriff Experiment“ (S. 33) möchte der Verfasser neue Wege zum Verständnis nicht nur der Hardenbergschen, sondern li-

¹ Mit 6 Abb., Göttingen 2001.

² Vgl. zum Thema exemplarisch: Harry R. Garvin (Hg.), *Science and Literature*, London/ Toronto 1983. – Frederick Amrine (Hg.), *Literature and Science as Modes of Expression*, Dordrecht (u. a.) 1989. – Karl Richter/ Jörg Schöner/ Michael Titzmann (Hg.), *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Walter Müller-Seidel zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1997. – Elinor Shaffer (Hg.), *The Third Culture. Literature and Science*, Berlin 1998. – Daniel Cordle: *Postmodern Postures. Literature, Science and the Two Cultures Debate*. Aldershot (u. a.) 1999.

³ Vgl. z. B. Jochen Vogl (Hg.), *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, und Thomas Lange/ Harald Neumeyer (Hgg.), *Kunst und Wissenschaft um 1800*, Würzburg 2000.

⁴ Vgl. u. a. Herbert Uerlings (Hg.), *Novalis und die Wissenschaften*, Tübingen 1997.

⁵ Eine Ausnahme bilden freilich die folgenden Arbeiten von Fergus Henderson: „Romantische Naturphilosophie. Zum Begriff des ‚Experiments‘ bei Novalis, Ritter und Schelling“. In: Uerlings (Hg.), a. a. O., S. 121-142; „Novalis, Ritter and Experiment. A Tradition of Active Empiricism“. In: Shaffer (Hg.), a. a. O., S. 153-170, sowie Novalis's Idea of „Experimentalphilosophie“. A Study of Romantic Science in its Context. Diss. London 1995.

terarischer Texte überhaupt erschließen. Zu Recht kritisiert er, daß der weit verbreitete umgangssprachliche Gebrauch des Experimentbegriffs im Sinne von „Ausprobieren“, „Herumtusteln“ oder „Kombinieren“ vielerorts wissenschaftliche Pauschal- und Fehltrübe über den vermeintlich experimentellen Charakter bestimmter literarischer Texte hervorgebracht hat (S. 12). „Probiert wird“ aber, so Daibers berechtigter Einwand gegen solche Verallgemeinerungen, „in der Literatur seit dem schwindenden Einfluß normativer Poetiken ‚irgendwie‘ immer. Solch definitorische Vagheit des Begriffs Experiment reduziert seine Erklärungsmächtigkeit erheblich und erzeugt den schalen Beigeschmack rhetorischer Beliebigkeit“ (S. 222).

Seiner Forderung nach Präzision im Umgang mit naturwissenschaftlichen Termini, die für die Analyse literarischer Texte fruchtbar gemacht werden sollen, trägt der Verfasser dadurch Rechnung, daß er den Experimentbegriff gleich eingangs definiert. Ein Experiment ist, wie er erläutert, eine „kontrollierte, häufig durch den Menschen erst künstlich erzeugte Erfahrung“ und in dieser Hinsicht von einer unsystematischen Naturbeobachtung zu unterscheiden (S. 13). Unverzichtbare Bestandteile des modernen naturwissenschaftlichen Experiments, dessen Geschichte von der Antike bis zur Aufklärung der Verfasser in einem gesonderten Anhang referiert, sind

die „Mathematisierbarkeit der Meßergebnisse“, die „Wiederholbarkeit“ sowie die „Möglichkeit der Kontrolle und der Veränderbarkeit der [...] involvierten Parameter“ (S. 14).

Die „Schnittstelle“ zwischen naturwissenschaftlichem und literarischem Experiment bildet, Daiber zufolge, das „Gedankenexperiment“, dessen Konzept er von Ernst Mach übernimmt.⁶ Laut Mach ist das Gedankenexperiment potentiell innovativ, weil es Problemstellungen – seien es naturwissenschaftliche, seien es literarische – aus einer neuen Perspektive zu betrachten vermag (S. 21). Geht man davon aus, daß sich das Denken im Medium der Sprache konstituiert, so ist jedes gedankliche auch ein sprachliches Experiment.

Eben diese Überzeugung, daß die Gedanken den Worten keineswegs vorgängig sind, sondern erst im Verlauf des Sprechens oder Schreibens entstehen, etabliert sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Zuge der Kritik an der bislang gültigen Nachahmungsästhetik und läßt sich unter anderem in Hardenbergs *Monolog* oder in Kleists Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* nachlesen (S. 26f.). Zeitgleich mit dieser zeichentheoretischen Reformulierung ästhetischer Prinzipien kommt es zu einer Popularisierung der naturwissenschaftlichen Experimentierpraxis, weshalb es nicht verwunderlich ist, daß sich um 1800 außer bei Novalis auch bei vielen anderen Autoren,

6 Wie übrigens ein gutes Jahrzehnt zuvor schon Walter Moser in seinem Aufsatz „Experiment and Fiction“. In: Amrine (Hg.), a. a. O., S. 61-80. – Daß der Verfasser im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zum Gedankenexperiment nicht auf Moser zu sprechen kommt, dessen Aufsatz er gleichwohl an zwei anderen, freilich eher marginalen Stellen seiner Untersuchung erwähnt, ist etwas verwunderlich.

z. B. bei Lichtenberg, F. Schlegel, A. v. Arnim oder Goethe, Überlegungen dazu finden, in welcher Weise sich Bestandteile naturwissenschaftlichen Experimentierens für die Poesie fruchtbar machen lassen (S. 29). Eine zweite Phase, in der sich eine besonders intensive Wechselwirkung zwischen Experiment und Literatur beobachten läßt, beginnt, Daiber zufolge, 1880 mit Zolas Essay *Le Roman Expérimental*, in dessen Gefolge der Begriff des Experiments zum festen Bestandteil der Poetologie der Moderne wird, z. B. bei Musil, Benn, Broch oder Th. Mann (S. 37 f.) Und seit Beginn der 90er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, einige Zeit nach dem Aufkommen des Computers, ist das Entstehen neuer literarischer Experimente zu verzeichnen, die bislang lediglich unter „Sammelbegriffen“ wie „Web-Literatur“ oder „Hyperfiction“ firmieren und noch weitgehend unerforscht sind (S. 38).

Da Novalis, anders als z. B. Friedrich Schlegel, im Rahmen seines Studiums an der Freiburger Bergbauakademie oder als Salinenassessor eine Vielzahl von Experimenten durchgeführt hat, die, wie der Verfasser wiederholt betont, den Maßstäben eines naturwissenschaftlich-aufklärerischen Vorgehens durchaus genügen, da er überdies in seinen theoretischen Schriften Überlegungen dazu anstellt, wie experimentelle Verfahrensweisen in die Sphäre der Literatur übertragen werden können und nicht zuletzt eine solche Übertragung in seinen poetischen Texten auch erprobt, ist er zweifellos das Objekt der Wahl für Daibers Vorhaben, literarische Texte aus der Perspektive ihres Umgangs mit naturwissenschaftlichen Verfahrensweisen neu zu

betrachten. Ausgehend von den *Salinenschriften*, den *Freiberger Studienhefte[n]* und dem *Allgemeine[n] Brouillon*, rekonstruiert der Verfasser im ersten Teil seines Buchs zunächst die gedanklichen Quellen der Hardenbergschen Reflexion und Neukonzeption des Experimentbegriffs, bevor er im zweiten Teil am Beispiel der *Lehrlinge zu Sais* und des *Heinrich von Ofterdingen* die Übertragung des Experimentbegriffs in das Medium der Literatur untersucht.

Wesentlich beeinflusst sind Hardenbergs Reflexionen zur Verbindung von Naturforschung und Poesie durch die transzendente Naturphilosophie Kants, die spekulative Naturphilosophie Schellings und die Thesen Johann Wilhelm Ritters zum Galvanismus. Kants Gedanke, daß die „Vernunft [nur das einsieht], was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt“, wird von Novalis in die These überführt, daß die „Vernunft [...] die Natur nur [versteht], insofern diese Vernünftig ist – und mithin mit ihr übereinstimmt“ (S. 63). Dieser Versuch, die Trennung von Natur und Subjekt gedanklich zu überwinden, verbindet Novalis mit Schelling, dem es darum zu tun ist, Kants Behauptung eines Gegensatzes von sinnlicher und intelligibler Welt durch das Konzept der „intellektuellen Anschauung“ als „absoluter Identität“ zu widerlegen (S. 70). Allerdings behauptet Schelling die Einheit von Natur und Geist lediglich, ohne sie stringent zu deduzieren (S. 71), und das trennt ihn wiederum von Novalis, der sich kritisch gegen eine „allzu sorglose Subsumtion“ von Naturphänomenen „unter eine rein spekulativ entwickelte Theorie“ wendet (S. 75).

Anders als Schelling, bei dem das Naturphänomen „zum kontingenten Beleg für die naturphilosophische Konstruktion“ herabsinkt (ebd.), versucht der Physiker Johann Wilhelm Ritter, über den Galvanismus als „Centralphänomen“ allen Lebens (S. 104) den experimentellen Nachweis eines dualistischen Prinzips in der Natur zu führen (S. 107). Doch obwohl auch Novalis nach den „strukturierenden Kräfte[n] der Natur“ hinter der „Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt“ sucht (S. 85), glaubt er, anders als Ritter, nicht daran, durch Experimente eine Verifikation der Einheitsidee erreichen zu können (S. 86).

Im Unterschied also zu Schellings rein spekulativem Postulat einer Einheit in der Natur, im Unterschied aber auch zu Ritters Bemühungen um den experimentellen Nachweis des Einheitsgedankens, entwickelt Novalis eine neue Konzeption des Begriffs Experiment, indem er ihn „aus seinem allzu engen naturwissenschaftlichen Geltungsbereich heraus[]löst“, ineins damit die Verwobenheit des Subjekts in den Experimentiervorgang betont und nicht zuletzt das Experiment mit einer unendlichen Annäherung an die Einheit von Natur und Geist gleichsetzt (S. 87).

Diese Neukonzeption des Experimentbegriffs führt Daiber abermals auf drei wesentliche Impulsgeber zurück. So ist das von Novalis im Enzyklopädie-Projekt entwickelte Prinzip der Reihung von Experimenten, mittels dessen er „wie auf einer Leiter, Sprosse um Sprosse in der Erkenntnis der Natur empor[steigen]“ und „die Glieder der Reihe ‚Schritt für Schritt in die Unermeßlichkeit

hinein‘ [...] verlängern“ will (S. 130), durch Abraham Gottlob Werners oryktognostisches Klassifikationssystem beeinflusst, anders formuliert: durch die von Werner entwickelte Methode, Mineralien in Reihen auszulegen, um „die Übergänge von einer Fossilienklasse zur nächsten sinnlich erfahrbar zu machen“ (S. 118). Hardenbergs Einsicht, daß „[j]ede Beobachtung der äußeren Natur [...] zugleich Beobachtung des Ichs [ist], jede äußere Experimentation [...] ein inneres Experiment [fordert]“ (S. 167), entsteht hingegen aus seiner Auseinandersetzung mit Fichtes *Wissenschaftslehre* und der darin entfalteten Theorie des Selbstbewußtseins, die er in eine Theorie des Selbstgefühls umgestaltet, um über das Modell des *ordo inversus*, die „Hin und her Direction“ von Subjekt und Objekt, das Subjekt als verwoben in den Ablauf der „Experimentation an der Objektwelt“ zu denken (S. 147 f.). Nicht zuletzt ist Hardenbergs Neukonzeption des Experiments auch durch die Mathematik beeinflusst, genauer, durch die Methode des Infinitesimalkalküls, das mit seinem prozeßhaften und synthetischen Vorgehen eine „Formelerfindungskunst“ darstellt (S. 133) und in Gestalt der unendlichen Reihe ein Beispiel dafür liefert, „wie das Unendliche mit endlichen Mitteln konstruiert werden kann“, freilich immer nur „approximativ“, als unendliche „Annäherung an ein Ziel“ (S. 136).

Auf „Kants Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori“ fußend, entwirft Novalis eine „Erfindungskunst ohne Data“, die er als „absolute Erfindungskunst“ bezeichnet (S. 145) und deren Ziel die „Darstellung des Unbedingten, des Abso-

luten“, die „Synthese von Subjekt und Objekt“ ist (S. 150). Die Verbindung zum Unendlichen, die Wiederherstellung der „ursprüngliche[n] Verbundenheit von Natur und Geist“ (S. 163) fällt aufgrund der Analogiebildung zwischen innerer und äußerer Experimentation nunmehr in den Zuständigkeitsbereich der Poesie: Nicht mehr der Naturwissenschaftler, sondern der Dichter ist der „wahre Experimentator“ (S. 167), der die Verfahrensbestandteile naturwissenschaftlichen Experimentierens – Daiber hebt vor allem Reihe, Kette und Mischung hervor – als geistige Operationen zur Darstellung des Undarstellbaren nutzt. Wie dies geschieht, untersucht der Verfasser anhand der beiden unvollendet gebliebenen Romane Hardenbergs.

Als „zentrales Inhalts- und Formelement“ der *Lehrlinge zu Sais* läßt sich, wie Daiber nachweist, die „Reihe“ ansehen (S. 171). So verhandelt der Roman in Gestalt eines fortgesetzten Gesprächs über die Natur die „Schlüsselfrage, wie der Mensch [...] in Kontakt mit den Geheimnissen“ der Natur treten könne (S. 173). Darstellbar sind jedoch nur „Wege der Annäherung“, denn die Einheit von Natur und Ich bleibt „uneinholbar“ (S. 177). „In der Anordnung [der] sich kreuzenden Stimmen [...] kommt“, so die These des Verfassers, „eines der formalen Experimente [des Textes] zum Ausdruck“ (S. 184), dessen Vorbild die auch inhaltlich, etwa darin, wie die Steine am Romanbeginn durch den Lehrer ausgelegt werden, wirksame Konstruktionsformel der Reihe ist (S. 188). Bemerkenswert ist, daß die Stimmen, „während sie sich reihen, [...] über Reihen in den unterschiedlichsten

Bezügen“ sprechen, ein Verfahren, in dem sich das „frühromantische Verständnis einer Poesie“ spiegelt, „die nicht nur darstellt, sondern über ihre Form zugleich auch immanent das Wesen ihrer Darstellung reflektiert“ (S. 191 f.). Laut Daiber ist das „Zentrum, von dem aus jede [der] Stimmen abstrahlt und um das jede dieser Stimmen kreist, [...] die gesuchte Einheit Natur“. (S. 192) Als „Zentrum und Schnittstelle der Stimmenreihen“ fungiert das Märchen (S. 194), in dem freilich – und das ist gewissermaßen der Clou von Daibers Analyse – wieder nichts anderes präsentiert wird als eine unendliche Reihe von Stimmen. Infolgedessen tritt an die Stelle des vermeintlichen Zentrums ein unendlicher Verweisungszusammenhang in Gestalt eines sich immer weiter ausdifferenzierenden Netzwerks von Stimmen.

Im Romanfragment *Heinrich von Ofterdingen* weist Daiber vor allem die experimentellen Verfahrensweisen von Kette und Mischung als Mittel der symbolischen Darstellung des Unendlichen nach (S. 219). So läßt sich das Motiv der galvanischen Kette z. B. in „Klingsohrs Märchen“ wiederfinden (S. 227), aber auch überall dort im Text, wo eine „Verknüpfung weit auseinander liegender Zeiträume durch die Verkettung der heterogenen Bezugssysteme von mythischem und naturwissenschaftlichem Datenmaterial“ stattfindet (S. 231). Das Prinzip der Mischung sieht Daiber zum einen in der „Mischung von Traum und Romanwirklichkeit“ (S. 236), zum anderen in der „Übertragung der Prinzipien der dynamischen Chemie [...] auf die Ebene [der im Roman dargestellten] zwischenmenschliche[n] Beziehungen“ realisiert (S. 241).

Die Lektüre von Daibers sorgfältig recherchierter, klar aufgebauter und informativer Arbeit ist anregend und zweifellos ein Gewinn; das gilt insbesondere für den ersten Teil und trotz der stellenweise nicht besonders geglückten sprachlichen Darbietung. Ob die Studie allerdings, der Intention ihres Verfassers gemäß, wirklich zukunftssträchtige Anstöße für weitere Untersuchungen zu den vielfältigen Interdependenzen zwischen Experiment und Literatur geben kann, ist fraglich. Denn gegen die im zweiten Teil vorgelegten Textanalysen lassen sich mancherlei Einwände vorbringen. So fragt man sich, ob diese Analysen der eingangs formulierten Zielsetzung des Verfassers, mit dem heuristischen Mittel des Experimentbegriffs neue Einsichten in die narrative Funktionsweise der Hardenbergschen Texte zu gewinnen, tatsächlich gerecht werden. Zwar ist die Untersuchung der *Lehrlinge zu Sais* durchaus gelungen, doch gerade hier kommt der Verfasser über eine schlicht strukturanalytische Textlektüre zu seinen Ergebnissen und hätte getrost darauf verzichten können, das den Roman generierende Muster der Reihe zuvor aus dem Experimentbegriff herzuleiten. Umgekehrt bleibt die Untersuchung des *Ofterdingen* vergleichsweise oberflächlich, obwohl sich der Verfasser explizit um den systemati-

schen Nachweis der experimentellen Muster von Kette und Mischung bemüht, darüber freilich in einem Nach- und Nebeneinander von inhaltlicher und formaler Textbetrachtung stecken bleibt. Innovativ ist Daibers Arbeit sicherlich darin, daß sie frühromantische und besonders auch für Novalis charakteristische Gedankenfiguren, wie die der „unendlichen Annäherung“ oder der „Darstellung des Undarstellbaren“, aus dem Experimentbegriff herleitet; darin, daß und darin, wie die Arbeit die Wirksamkeit dieser Figuren in Hardenbergs literarischen Texten nachweist, bleibt sie konventionell. Diese Widersprüchlichkeit hätte durch eine klare Entscheidung des Verfassers für ein Ziel vermieden werden können, nämlich entweder für den Nachweis der philosophisch-naturwissenschaftlichen Einflüsse auf Hardenbergs Reformulierung des Experimentbegriffs oder für den Versuch, ein genuin naturwissenschaftliches Verfahren wie das Experiment für die Re-Lektüre literarischer Texte zu funktionalisieren. Wäre es dem Verfasser mit diesem Versuch ernst gewesen, dann hätte er zumindest auf den Anhang zur Geschichte des Experiments verzichten können, der Handbuchwissen, aber keine tieferen Einsichten in die narrativen Verfahrensweisen der Hardenbergschen Romanfragmente vermittelt.

Elisabeth Millán-Zaibert (Chicago)

Ralf Klausnitzer: *Blaue Blume unterm Hakenkreuz: Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1999.
Pp. 708. ISBN 3-506-74452-6.

In 1802, the *blaue Blume* first appeared in German literature. It was introduced by Friedrich von Hardenberg (Novalis) in his novel *Heinrich von Ofterdingen*, and it came to have a life of its own, becoming a symbol of romantic longing, an orientation point for a literary and philosophical movement committed to human cultivation, unhindered creativity, and democratic ideals. What could be the fate of this delicate creature in the shadows of Germany's harshest, darkest symbol, the swastika? In his book, *Blaue Blume unterm Hakenkreuz*, Ralf Klausnitzer explores this history. Klausnitzer's thorough and well-researched account of the reception of German Romanticism during the Third Reich documents what happens when a movement is uprooted and replanted in the noxious soil of inhumanity and political oppression.

Klausnitzer provides the reader with information on an important, albeit disturbing, chapter of intellectual history and in so doing helps to correct certain misconceptions regarding the nature of German Romanticism and its relation to

Nazism. There is a general conception of Romanticism, whereby it is seen as an anti-Enlightenment movement that privileged feelings over reason, glorified the „German Spirit“, endorsing the sort of nationalism that would rear its ugly head in the fascism of twentieth century Germany. In a recently published collection of lectures by Isaiah Berlin, *The Roots of Romanticism* (Princeton University Press, 1999), German Romanticism is characterized as a movement bent on a path of the destruction of reason and science, culminating in a pernicious nationalism that gave way to fascism. Another, perhaps even more exaggerated source adding to a misconception of Romanticism is Georg Lukács', *The Destruction of Reason*. In this study, Lukács goes so far as to create a history which directly links Hitler to Schelling. But, as Manfred Frank has shown, Lukács' history is riddled with error, because Schelling was no Romantic, and the Nazis, as can be shown in detail, hated the protagonists of early German Romanticism.¹ There is no compelling evidence that can link Schelling to Hitler.

¹ See Manfred Frank, „Wie reaktionär war eigentlich die Frühromantik? (Elemente zur Aufstörung der Meinungsbildung)“. In: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* (Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1997), p. 141-166.

Given the crude caricatures that plague a serious understanding of German Romanticism, causing too many scholars to inaccurately locate the roots of Nazism in German Romanticism, any serious study that helps to shed light on the relation between National Socialism and Romanticism is most welcome. Klausnitzer's exhaustive study of the reception of literary Romanticism during the Third Reich will undoubtedly help to correct some of the crude caricatures of German Romanticism that impede a proper understanding of the movement. Moreover, Klausnitzer's study sheds new light on how the darkest chapter of German history affected how Romanticism was taught, studied, written about, published, and, in effect, reinvented.

The book is comprised of three parts. The first and longest part of the study is dedicated to a discussion of literary investigations of Romanticism. This part contains seven chapters, which take the reader from 1900 to the period of the Third Reich, providing a reconstruction of the literary reception of Romanticism in Germany. Klausnitzer focuses in particular on the period from 1933-1945, in order to clearly analyze and discuss how the reception of Romanticism along primarily philological lines was transformed, during a period of political depravity, into a reception that, for the most part, deformed Romanticism, instrumentalizing its texts to serve the purposes of the regime's propaganda, and selectively dismissing those texts and authors who did not fit into the claustrophobically narrow interpretative frame demanded by the regime.

A prototypical progenitor of the National Socialists' reception of Romanticism is found in the person and work of Hans Pyritz, who lectured widely on Romanticism and whose prejudices seriously distorted the movement. Pyritz demonizes Friedrich Schlegel because of his relation with Dorothea Veit, the daughter of Jewish philosopher Moses Mendelssohn. According to Pyritz, the ideal romantic community established in Jena at the end of the eighteenth century was destroyed by Dorothea's „anmaßende und taktlose Wesen der Rassefremden“ (p. 322). Pyritz's shameless anti-Semitism is well documented by Klausnitzer: we are told that „Dorothea wurde mit antisemitischen Klischees belegt“ (p. 322) and then given an example of one of Pyritz's disgusting descriptions: „An sich grob, aber erst einmal anpassungsfähig. Beschränkt, gehässig, aber Schlegel sklavisch hingegen, abgöttisch, anbetend, alle Wege mitgehend, alle seine Einseitigkeiten noch übersteigernd, Spiegel und Echo, und damit ihn bis zuletzt fesselnd. Nicht Ursache, sondern Ausdruck seines Schicksals“ (p. 322). Only a grotesquely selective reading of the Romantics, which amounted to a complete deformation of the movement and its members, enabled an anti-Semite like Pyritz to dedicate himself to Romanticism. One wishes Klausnitzer had spent more time discussing the tensions between Pyritz's anti-Semitic views and his engagement with German Romanticism, a movement that called for the equal treatment of *all* Germans, regardless of their religion, and moreover, a movement that counted many Jewish intellectuals amongst its members

and its forbearers (recall that the revival of Spinoza in Germany can be attributed to the early German Romantics).

Klausnitzer's account in the seven chapters of Part I, provides abundant evidence of how the *Forschungspolitik* of the Third Reich affected the *Forschungslandschaft* and the portrait of Romanticism that emerged. The *blaue Blume* became lost in the dark shadows of the *Hakenkreuz*. We are told of an admirable exception: Rudolf Fahrner did pen a sharp criticism of Hitler, yet this is just mentioned in passing, few details are given of Fahrner's work (p. 356). And while there is solid reporting throughout each of the chapters of Part I, with many important sources presented to the reader, one wishes that more questions would have been asked about why there was not more opposition amongst scholars who must have been aware that the oppressive political landscape was leading them to mutilate their own field of study—two leaders of Romantic research, Heinz Kindermann and Paul Kluckhohn even kept Josef Körner's volume on Friedrich Schlegel out of the *Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen* series, because Schlegel was a Romantic whose affection and ties to Jews were simply not acceptable to the Nazi regime (p. 355). Even the journal *Euphorion* had to be re-named: in an instance of the dark side of political correctness, it became *Dichtung und Volkstum* (p. 355).

In Part II of his study, Klausnitzer gives details concerning why Romanticism, contrary to the widely held view, was not generally attractive to the National Socialists. Two of National Socialism's leading ar-

chitects, Alfred Baeumler and Ernst Krieck, dismissed Romanticism as too soft (p. 400). Krieck disliked, in particular, the overpowering position that women enjoyed in the German Romantic movement, whether the women were the daughters of Göttingen professors (an obvious reference to Caroline Böhmer) or, even worse, „Berlin Jews“ (one thinks of Henriette Herz and Rahel Varhagen, the leaders of some of Berlin's liveliest salons during the late 1700s). In the eyes of Krieck, any friend of a Jew was an enemy of the truly German tradition, and he saw the obvious tensions between Romanticism and National Socialism. For the National Socialists, anything outside of the German tradition was bad: all things true, good, and beautiful had to be German, in their narrow sense of that term of course. The *eigendeutsche* Tradition they hoped to create was threatened by looking for its roots in Romanticism, a movement that was open to other cultures and was very much a product of the German-Jewish intellectual tradition.

Romanticism could only be embraced by the Nazis when it became twisted and deformed by some of the National Socialist Movement's architects. The contradictory nature of romantic theories as they developed within the ideological and theoretical discourse developed during the National Socialist period in Germany is highlighted by Klausnitzer in the three chapters of Part II, where he presents some of the leading conceptions of Romanticism that were developed and defended by Alfred Rosenberg and Joseph Goebbels. Rosenberg's *artverbundene Romantik* is contrasted to Joseph Goebbels,

stählerne Romantik: the former appropriated Romanticism as an embrace of mythology and a move to the past with a rejection of the heartless technology of the present, while the latter endorsed a view of Romanticism as very much in keeping with the mood of the period's emphasis on the profit of technical modernization. In spite of attempts to subsume all ideas under one embracing ideology, during National Socialism key terms of the period such as, 'the organic', 'the Volk', and 'the nation' were not developed uniformly; there was in fact a plurality of approaches to defining these terms and of defining the Romantic movement. With respect to this plurality, Klausnitzer poses a crucial question: how is one to interpret a plurality of views concerning Romanticism that develop under a dictatorship that relied upon one all-embracing ideology? Klausnitzer suggests that this plurality points to contradictions not only within the ideology but within the very reception of Romanticism by the National Socialists. Klausnitzer argues that the main source of the tension at both levels lay in the perceived relation of National Socialism and Romanticism to modernity. Modernity was understood in terms of technology and rationality: the commonly held view is that Romanticism and National Socialism were united in terms of their animosity towards technology and reason. Yet, as Klausnitzer points out, this gets both Romanticism and the reigning ideology of National Socialism wrong. National Socialism has been interpreted by some scholars as a kind of reactionary modernism that united anti-modern, romantic, and irrational

ideas with technical rationality (p. 487). Klausnitzer's study allows the reader to clearly see that throughout the period of National Socialism, Romanticism, more than being studied, was instrumentalized and therefore, it should come as no great surprise that contradictions and incoherencies abound.

In Part III, which is the final section of the study, we learn more details of just how mutilated the presentation of Romanticism was during the Third Reich as Klausnitzer provides a detailed account of how Romanticism was presented to the public during this period. In these four chapters, Klausnitzer discusses how Romanticism was presented in schools. He also documents the series published during the period and the criteria for their selection. The legacy of Romanticism was re-invented and marred through all of these public venues. As Klausnitzer convincingly shows, the cultural-political oppression of the period affected the ways in which the work of romantic authors such as Novalis, E. T. A. Hoffmann, Clemens Brentano, Achim von Arnim, and others, was presented. Most of the biographies of romantic authors that were written during this period were limited by the dismissal of any information that did not fit into the party-line view of Romanticism that served the political ends of the regime. So, for example, Ina Seidel dismisses Friedrich Schlegel's *Lucinde* (p. 580): there was simply not room in the Nazi regime for an appreciation of the subversive irony and playfulness found in this work. There were a few admirable exceptions to the generally propaganda-like tone of much of the

work done during the Third Reich. In his biography of E. T. A. Hoffmann, Werner Bergengruen managed to articulate some opposition to the regime „between the lines“, that is, in a way that would not catch the attention of the censors (p. 574).

Klausnitzer ends the study with evidence of the damage done to the legacy of Romanticism during the Third Reich. One of the leading scholars of Romanticism, Josef Körner, came to identify German Romanticism with the creature that grew under the shadows of the swastika. As a result of this distorted perception, Körner became disenchanted with the movement, eventually distancing himself from it. His condemnation of Romanticism was harsh: „In der romantischen Bewegung, deren Dienst ich drei Jahrzehnte meines Lebens gewidmet habe, sehe ich heute das Verhängnis des deutschen und die Hauptkrise des europäischen Geistes, [...] den Hauptherd aller Reaktion und Rebarbarisierung“ (p. 620).

Klausnitzer tells us that his study is not meant to weaken charges like the ones Körner voiced against Romanticism, but rather to illuminate the reception of Romanticism during the darkest chapter of its reception. Yet, it is a great service of his study that the light shed upon the reception of German Romanticism during the Third Reich makes it clear that the curse of the Germans and the re-barbarization of the world can be traced not to the *blaue Blume*, but precisely to its dreadful position *unter dem Hakenkreuz*.

Although one might find fault with Klausnitzer's tendency to document and report facts rather than linger with detailed analyses of the important points he raises, one must commend his ambitious study for the new light it sheds on an issue that anyone interested in a full story of the legacy of German Romanticism must take seriously.

Stephan Jaeger (Madison)

Angela Esterhammer: *The Romantic Performative: Language and Action in British and German Romanticism*. Stanford, California: Stanford University Press 2000.

Ein Buch über das Performative in der deutschen und englischen Romantik zu schreiben, erscheint auf dreifache Weise gewagt. Erstens hat sich der Begriff der Performanz in den letzten Jahren im Kontext eines *performative turn* von einem „*terminicus technicus* der Sprechakttheorie“ zu einem „*umbrella term* der Kulturwissenschaften“ gewandelt¹; es stellt sich also die Frage, ob dieser Begriff die nötige historische Trennschärfe besitzt. Zweitens lässt die Vielzahl an Arbeiten zur Sprachreflexion und Rhetorik der Romantik, insbesondere zur deutschen Frühromantik², den Verdacht aufkommen, hier wäre wenig Neues zu sagen und der Fortgang der Arbeit in bekannten Thesen zur Selbstreferentialität romantischen Sprechens vorgegeben. Drittens ist ein strukturell, nicht einflussgeschichtlich begründeter Vergleich zwischen der deutschen und englischen Romantik ein insgesamt selten in Angriff genommenes Unter-

fangen, zumal für übergreifende Studien wie die hier vorliegende.

Doch Angelika Esterhammer begegnet all diesen Wagnissen in *The Romantic Performative: Language and Action in British and German Romanticism* mit Bravour. Sie führt überzeugend vor, dass deutsche und britische Theoretiker und Dichter in der Zeit um 1800 Sprache bereits als Handlung aufgefasst haben. Dabei geht sie von einem weiten Begriff des Performativen aus, der nicht theoretisch fest eingegrenzt wird, sondern alle Momente einschließt, in denen etwas durch gesprochene Worte passiert. Der romantische Sprechakt wird wie folgt definiert (S. 8 f.):

„The Romantic speech act is typically an utterance that articulates a portion of reality and makes it into an object of thought, that instantiates the relationship between speaker and hearer, and thereby even establishes the subjectivity of the speaker *in the very moment when the utterance occurs*.“

¹ Uwe Wirth: „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“. In: *Performanz: Zwischen Sprechakttheorie und Kulturwissenschaften*, hg. v. dems. Frankfurt a. M. 2002, S. 9-60, S. 10.

² Vgl. u. a. Winfried Menninghaus: *Unendliche Verdoppelung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion*. Frankfurt a. M. 1987, oder auch Peter Schnyder: *Die Magie der Rhetorik. Poesie, Philosophie und Politik in Friedrich Schlegels Frühwerk*. Paderborn u. a. 1999.

Damit geht das Buch durch den Nachweis der notwendigen Überschneidung von Kognition und Kommunikation über die sprachtheoretische Forschung hinaus, die aufgrund einer strikten Unterscheidung zwischen Kognition und Repräsentation einerseits, Kommunikation und Pragmatik andererseits der romantischen Sprachreflexion die Vorstellung des Performativen noch abspricht.³ Da herkömmliche epochentheoretische Ansätze der Romantikforschung die Bedeutung von Sprechakten um 1800 zu sehr auf bestimmte poetologische Programme reduzieren würden, verwendet Esterhammer zudem zu Recht einen weiten Romantikbegriff, der sich von der Erkenntniskritik Kants und der spätaufklärerischen englischen Sozialkritik über die gesamte Epoche der Romantik und des philosophischen Idealismus erstreckt. Unter ihren sechs Hauptautoren – Kant, W. v. Humboldt, Coleridge, Hölderlin, Kleist und Godwin – ist nur einer – Coleridge –, der von traditionellen Literaturtheoretikern als Romantiker bezeichnet würde.

Das Projekt des Buches besteht aber nicht nur darin, die Sprache der Romantik als performative Sprache zu lesen, sondern Esterhammer sieht in der Romantik die historische Begründung eines Diskurses des Performativen. Performativ wird dabei in der sprachphilosophischen Tradition von Austin und Searle, Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns sowie Derridas und de Mans Rückwendung auf das Perfor-

mative jeder sprachlichen Äußerung, verankert. Zugleich unterliegt Esterhammer nicht der Gefahr, die Sprechakttheorie und die nachfolgenden Kommunikationstheorien und Sprachkritiken einfach auf romantische Literatur und Theorie zu projizieren. Im Gegenteil, Austin und Searle werden zwischenzeitlich zu puren Vollstreckern des bereits in der Romantik Vordachten (S. 70):

„Yet the immense influence of the performative in twentieth-century linguistic, literary, and cultural theory may actually be due to the fact that Austin and Searle only gave explicit and systematic form to a concept that is deeply rooted in Kantian and post-Kantian philosophy, as well as in German idealism and Romanticism.“

Esterhammer entfaltet ein historisch reichhaltiges Panorama von Texten zwischen etwa 1785 und 1835, das verdeutlicht, wie grundlegend die Einsichten dieser Zeit zum Handeln durch Sprache auch für heutige Diskussionen über Sprachwendungen – wie in Kriegserklärungen, Verträgen und Versprechungen – sein können. Die Arbeit überzeugt damit historisch wie systematisch.

Austin hat bekanntlich seine Unterscheidung zwischen ‚konstativ‘ und ‚performativ‘ ausdifferenziert zur triadischen Unterscheidung zwischen lokutionären, illokutionären und perlokutionären Akten.⁴ Die Handlung, dass man etwas sagt, also der illokutionäre Akt, ist durch Konventionen festgelegt, während die

³ Als Beispiel für diesen Ansatz siehe Brigitte Nerlich und David D. Clarke: *Language, Action and Context: The Early History of Pragmatics in Europe and America, 1780-1930*. Amsterdam 1996, S. 25-60.

⁴ John L. Austin: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart 1979, S. 112 ff.

Wirkungsketten, also der perlokutionäre Akt, nur noch intentional berechnet sind. Die Aufhebung der Intention, die ständige Inszenierung des Scheiterns von lokutionären Akten, die Instabilität von Subjekten und deren intersubjektiven Verhandlungen – im Unterschied zu Austins und Searles oft kritisierten unveränderlichen Sprechern – markieren im vorliegenden Buch den Kern des Romantisch-Performativen. Damit wird der perlokutionäre Akt letztlich wichtiger, zugleich aber auch die Unterscheidung zwischen Illokution und Perlokution problematisch, so dass Esterhammer konsequenterweise diese Austinsche Begriffsdifferenzierung nicht explizit nutzt.⁵ Zum Beispiel kreiert der Sprechakt des Versprechens Lücken in der Lebensgeschichte und ändert damit im Sinne von Austins „How to do Things with Words“ die fiktive Welt, wie im Schlusskapitel (Kap. 7) zu William Godwin an dessen *St. Leon* eindrücklich vorgeführt wird. Der Titelheld erhält Reichtum und ewige Jugend gegen das Versprechen einem mysteriösen Fremden gegenüber, nichts über deren Ursprünge zu verraten. Dieses Versprechen ändert das Leben St. Leons, weil die Ursprünge seiner neuen Qualitäten im sozialen Umfeld nicht benennbar sind.

Ebenso deutlich wird diese Identitätsproblematik im Kleist-Kapitel (Kap. 6), das einige von Esterhammers überzeugendsten Einzelinterpretationen versammelt. In Kleists *Amphitryon* werden im Austausch von Sprechakten zwischen Alkmene, Jupiter und Amphitryon neue Identitäten

durch sprachliche Äußerungen geschaffen. Alkmenes Ausspruch „O mein Gemahl! Kannst du mir gütig sagen, / Warst du, warst du es nicht? O sprich! du warst!“, auf den Jupiter vieldeutig „Ich wars“ antwortet (S. 255), demonstriert „the triumph of performative utterance over constative truth-value“ (S. 260). Jeder objektive Kode wird in den intersubjektiven Verhandlungen von Kleists Figuren in Frage gestellt, was noch deutlicher am *Michael Kohlhaas* zu sehen ist, einer Erzählung, die nur aus Sprechakten zu bestehen scheint, aus Versprechungen und Verträgen, denen das nicht-sprachliche Original abhanden gekommen ist. Gerade weil Godwins und Kleists Figuren immer wieder darauf beharren, dass Sprache konventionell zu fixieren sein müsste, müssen sie Realität als durch Sprechakte Konstruiertes erfahren, das weder mit physischer Erfahrung in Einklang zu bringen ist, noch in transzendente oder übernatürliche Phänomene überführt werden kann. Die Instanz Gottes als Garant für Wahrheit wird entsprechend perspektiviert; beim theologischer ausgerichteten Coleridge (Kap. 4) entsteht das romantische Performative als Logos, womit Sprache Bedeutung und Wirkung zugleich impliziert. Damit führt Coleridge den Leser zum performativen Lesen der Bibel; erst dieses lässt im Akt der Sprache Wahrheit entstehen.

Auch Hölderlins Werke führen vor, wie Worte das Subjekt und noch mehr intersubjektive Kontexte verändern können (Kap. 5). Gerade die von Austin als Beispiele herangezo-

⁵ Siehe Wirth (Anm. 2), S. 13-15 zum zunehmenden Ausschluss des Perlokutionären aus der neueren Sprechakttheorie.

genen Sprachhandlungen der Heirat und Taufe werden von Esterhammer im *Hyperion* als Hybridformen von sozialem und subjektivem Sprechakt gedeutet. Am *Tod des Empedokles* zeigt sich, dass Autorität in Sprache nur im Zusammenspiel mit den Hörern zu haben ist. Eine der großen Stärken von *The Romantic Performative* liegt im erzeugten Dialog zwischen romantischen Texten und sprachphilosophischen Texten des 20. Jahrhunderts. Beispielsweise wird der in der aktuellen Rede erzielte, damit performative Erfolg des Empedokles und das Scheitern des in Bezügen auf Konventionen gefangenen Hermokrates besonders deutlich, wenn Hölderlin mit Bourdieu gegen Austin gelesen wird (S. 214 f.).

Deutsche und englische Autoren teilen nach Esterhammer die Betonung von mündlicher Rede und dialogischen Sprechsituationen sowie die Einsicht, dass Sprache jenseits der Kontrolle des Sprechers Sprechersubjekt und Welt verändere. Die Begründung wird in den ersten beiden Kapiteln einerseits anhand von an Rousseau anschließenden Diskussionen um Gesetz- und Vertragsgebung in Großbritannien vorgeführt (Kap. 1). Beispielsweise definiert Jeremy Bentham das Gesetz als Befehl, der nicht mehr göttlich oder universell garantiert werden kann, sondern als sprachlicher Akt Kontingenzen und besonderen kontextuellen Umständen unterliegt. Andererseits zeigt sich an der deutschen philosophischen Tradition von Kants Erkenntniskritik, Herders sprachkritischer Korrektur Kants und der zunehmenden Betonung des Ich als aktivem Prinzip in Sprache und Wirklichkeitskonstitution im deut-

schen Idealismus (Kap. 2) bereits der zentrale Unterschied zwischen der deutschen Konzentration auf die phänomenologischen Aspekte des Sprechens, während von britischer Seite die soziopolitischen Implikationen stärker betont werden. Esterhammer sieht damit zwei sich komplementär ergänzende Linien romantischer Sprachtheorie und -praxis über Sprechakte. Im Kapitel zu Wilhelm von Humboldt (Kap. 3) führt sie dann mit der Betonung von Verben, deiktischen Ausdrücken, Personalpronomina, insbesondere ‚Ich‘ und ‚Du‘ und anderen selbstreflexiven Sprachformen die verschiedenen linguistischen Theorien zusammen, womit Humboldt zu *dem* zentralen Theoretiker des romantisch Performativen wird.

Esterhammers Buch überzeugt durch seinen geschliffenen Schreibstil, der trotz der komplexen Materie Leserin und Leser immer wieder zu fesseln vermag. Ein wenig zu bedauern ist, dass bei der Diskussion aktueller Performanztheorien die deutsche Forschungsdiskussion vorwiegend ausgeblendet sowie dass der oben angesprochene Begriff der „absoluten Selbstreflexion“ nicht in ein Verhältnis zum romantisch Performativen gesetzt wird, wodurch gerade die deutsche Frühromantik mehr ein theoretisches Anhängsel zwischen Kant und Humboldt bleibt. Es ist immer leicht – gerade bei einem so ambitionierten Projekt wie dem hier vorliegenden – auf fehlende Texte und Autoren hinzuweisen. Daher nur zwei kurze Anmerkungen: Der romantische Brief als eine klassische, in der Spannung von Subjektivität und Intersubjektivität geschriebene romantische Gattung

wird weder für den deutschen noch für den englischen Kontext erwähnt, obwohl gerade der Brief für die performative Veränderlichkeit im Spiel der Personalpronomen ‚Ich‘ und ‚Du‘ besonders einschlägig ist. Auch eine zweite Gattung fehlt: die Diskussion musikalisierender, desemantisierender Lyrik, z. B. für Tieck, Eichendorff oder Brentano. Diese Lücke erscheint, da sie – auch wenn in Lyrik am deutlichsten – in eigentlich allen romantischen Textsorten anzutreffen ist, systematisch grundlegender. Esterhammers Lyrikbeispiele beschränken sich auf Coleridge und Hölderlin, mithin auf historische Lyrik bzw. Gedankenlyrik, die sich inhaltlich in einem bestimmten Kontext lesen lässt, in dem dann das Widerspiel von Referenz/ Mimesis und Performanz zu zeigen ist. Desemantisierung löst dieses Widerspiel auf radikale Weise auf und betont gerade a-mimetische Momente von Sprache – z. B. durch klangliche, rhythmische oder rhetorische Mittel –, wodurch die Sprache dynamisiert und zum Fließen gebracht werden kann.⁶

Esterhammers Beispiele stammen alle entweder aus der Sprachtheorie und -philosophie, also aus theoretischen Äußerungen, oder aus Dichtungen – Romanen, Dramen, Gedankenlyrik –, die scheinbar klare Träger von Sprechakten aufweisen, deren Identitäten und Kontexte sich durch

den Sprechakt verändern. Anders ausgedrückt, Austins Definition des Performativen als Veränderung von Welt durch Sprache wird hier von realen auf fiktive Welten übertragen. Doch Esterhammer überschreitet den Punkt nicht, an dem ein Akt zum reinen Akt wird, wie es in einem desemantisierten Text der Fall ist, wo die Verben und Sprecher-/ Hörerrollen im Sprachvollzug in ihrer räumlichen Zuortbarkeit aufgelöst werden. Die gewählte Interpretationsfolie von Austin bis Habermas erscheint dafür zu stark. Insofern ist das *romantische Performative* in Esterhammers Version vielleicht eher eine Untersuchung *romantischer Sprechakte* und *romantischen Sprachdenkens*⁷, die mit der Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts und deren Begriff des Sprechaktes verbunden wird, keine Untersuchung, die alle systematischen Möglichkeiten performativen Ausdrucks in Texten um 1800 darstellen möchte. Dieses zeigt sich auch daran, dass interessanterweise der Aspekt der Aufführung vollkommen auf der Textebene gehalten wird. Während in aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskussionen Performanz und Performativität gerade über ihren Aufführungscharakter – als Theatralität, in den *performing arts*, als Ritual usw. – gefasst werden⁸, verlässt Esterhammer den sprachphilosophischen Horizont nicht.

⁶ Siehe hierzu Stephan Jaeger und Stefan Willer: Einleitung. In: Das Denken der Sprache und die Performanz des Literarischen um 1800, hg. v. dens. Würzburg 2000. S. 7-30. S. 24.

⁷ Siehe zum Zusammenhang von Sprachdenken und Performanz auch insbesondere Jaeger / Willer (Anm. 7).

⁸ Vgl. Manfred Pfister: „Performance/ Performativität“. In: Metzler Lexikon. Literatur- und Kulturtheorie, hg. v. Ansgar Nünning. Stuttgart/ Weimar 2001, S. 496-498 so-

Die Ausblendung des Aufführungsmomentes ist aber letztlich eine der Stärken des Buches, da die verschiedenen aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskussionen zugunsten einer konzisen Diskussion von Sprechakten um 1800 zwischen Subjektivität und Intersubjektivität, Sprachdenken und Sprachhandlung beiseitegelegt werden können. Im Spannungsfeld zwischen Austin und Searle, Habermas und Apel, Derrida und de Man gelingt es Esterhammer dadurch die Veränderung von Welt sprachtheoretisch und fiktional durchzuspielen. Damit wird der oft unterschätzte Textcharakter des Performativen herausgestellt, an den es für weitere Studien, die die sprachphilosophischen Ergebnisse des 20. Jahrhunderts mit anderen Zeiten und anderen fiktionalen Genres in einen produktiven Dialog bringen wollen, anzuschließen gilt. Darüberhinaus verweigert sich Esterhammer konsequent einer Diskussion des Performativen als anthropologischer Kategorie von Sprache, wie sie Victor Turner oder Wolfgang Iser mit der

Gegenübersetzung von Mimesis und Performanz entwickelt haben, wobei anthropologische Ansprüche der untersuchten Autoren, gerade bei Coleridge, klar herausgearbeitet werden. Esterhammers Schlusssatz lautet: „This never-ending chain of discursive actions and reactions amounts to a performative notion of history and equally, a performative model of reading“ (S. 332). Wie die Coleridge-Lektüre dessen performatives Bibellesen demonstrierte, so kann Esterhammers *Romantic Performative* helfen, eine Theorie und Praxis performativen Lesens zu fördern, die ein herkömmliches an Bedeutungen orientiertes Lesen nicht zwangsläufig ersetzen muss, aber deutlich macht, warum die performative Seite des Sprechens überall zugegen ist, und dass derjenige, der performativ lesen kann, den Veränderungen, die durch sprachliche Äußerungen wie Versprechungen oder Gesetzgebungen entstehen können, aufgrund der eigenen Reflexivität eher gewachsen sein kann.

wie die Sonderhefte „Kulturen des Performativen“, hg. v. Erika Fischer-Lichte und Doris Kolesch sowie „Theorien des Performativen“, hg. v. Erika Fischer-Lichte und Christoph Wulf der Zeitschrift *Paragrana*. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie 7, 1998 und 10, 2001.

Mark-Georg Dehrmann (Berlin)

Alexander Honold: *Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike*. Berlin: Verlag Vorwerk 8, 2002.
ISBN 3-930916-51-7.

Die olympischen Spiele sind eine der wenigen antiken Institutionen, die sich, wenigstens dem Namen nach, im allgemeinen Bewusstsein der Gegenwart fest verankert haben. Sie sind aus der spezifischen Form von Antikebegeisterung hervorgegangen, die von Winckelmanns Neubewertung der antiken Kunst bis zum Ende der alten modernen Welt im Zweiten Weltkrieg die Bildungseliten ergriffen hatte und die Gesellschaft durchtränkte. Wie alle vergleichbaren Rezeptionsvorgänge stellt die Wiederbelebung Olympias nicht bloß die Integration eines antiken Gedankens in die kulturelle Matrix der Neuzeit dar, sondern ist äußerst voraussetzungsreich. Ein solcher Akt basiert auf der Kondition eines spezifisch modernen Bewusstseins, das seinen Blick zwischen den gegenwärtigen Zeitläufen und den eigenen, so verstandenen zeitlichen und geographischen Ursprüngen wechseln lässt. Er setzt ein gewisses Maß an Trauer voraus, die sich angesichts der Distanz des Gegenwärtigen und des Vergangenen ergibt, und gewinnt seine Energie durch den Wunsch, einen Kurzschluss der Zeiten zu bewerkstelligen. Schließlich fordert der Akt ein Arsenal von Techniken wie Philologie oder Archäologie, die das

Vergangene und Verborgene ans Licht heben können, die ihm aber als Medien seiner Sichtbarmachung gleichzeitig eine je ihnen entsprechende Kontur verleihen. Die Rekonstruktion des einerseits Alten gewinnt dabei andererseits immer eine gegenwärtige Dynamik, steht sie doch fest verankert in dem Netzwerk moderner politischer, kultureller und sozialer Interessenlagen, aus dem sie ihren Antrieb gewonnen hat.

Als eine solche „Erfindung der Antike“ im doppelten Sinne, als spezifisch moderne Gestaltung einer antiken Stiftung, zeichnet Alexander Honold Elemente einer Geschichte des Olympiabildes nach. Den Hauptfokus bildet dabei nicht Baron de Coubertins Neugründung der Spiele, die 1896 in Athen ihre moderne Renaissance erlebten, sondern vielmehr Hölderlin. Hinter dessen verstreuten Reflexionen zum Thema vermag die Untersuchung ein deutlich profiliertes Interesse nachzuweisen. Die Entscheidung, Hölderlin zum Ausgangs- und Endpunkt einer im Ansatz kulturgeschichtlichen Archäologie des modernen Olympiagedankens zu nehmen, ist dabei aus zweierlei Gründen vorteilhaft. Einerseits betrachtet sie einen Zug von Hölderlins Griechenland, der bisher noch nicht

systematisch erschlossen war. Andererseits erweist sich Hölderlins Reflexionsniveau als geeignete Höhenlage, um die Möglichkeiten, Probleme und Aporien eines Rezeptionsprozesses, in dem zwei deutlich unterschiedene Zeiten und Orte zusammen gebracht werden, angemessen zu überblicken.

Hölderlins Olympia unterliegt einer Entwicklung, die im *Hyperion* einen ersten erkennbaren Fixpunkt hat. Später, nach den Pindar-Studien, den Sophokles-Übersetzungen und der Frankreichreise, gewinnt seine Beschäftigung mit den kultischen Spielen jedoch einen anderen Akzent, der besonders in den großen Stromhymnen wie dem *Ister* konturiert wird. Die Antikebegeisterung des *Hyperion* wird von Honold in die Geschichte zweier Disziplinen eingetragen: der Archäologie und der Pädagogik. Das späte Denken entwickelt er unter dem Stichwort der Stiftung. Diese drei Begriffe bilden jeweils den Schwerpunkt der drei Kapitel, in die das Buch eingeteilt ist. Von ihnen ausgehend werden kulturgeschichtliche Schlaglichter auf die Geschichte der beteiligten Disziplinen und Institutionen geworfen. Deren Diskurse tragen dazu bei, das dichterische Werk zu erhellen, das wiederum den Bezugsrahmen für die Entwicklung der mit dem Olympiagedanken verbundenen Diskussionen abgibt.

Die Griechenlandsreisenden des 18. Jahrhunderts und Hyperion sehen sich angesichts der verflogenen Glorie der Vergangenheit derselben enttäuschenden Erfahrung gegenüber: Die vermeintlichen Helden der heroischen Zeit sind zu einem gedrückten Volk geworden, das seine Vergangenheit nicht kennt, das deren Monu-

mente, soweit sie noch vorhanden sind, ignoriert und verfallen lässt. Erst der westeuropäische Blick kann unter der südlichen Landschaft die wahren, heroischen Formen entdecken. Gerade der Neugriechen Hyperion sieht mit den Augen des Schwaben Hölderlin, dessen Wahrnehmung des nie gesehenen Landes wiederum von den zeitgenössischen Reisebeschreibungen geprägt ist. Hyperions Erschließung der antiken Überreste Griechenlands mit seinem Lehrer Adamas unterliegt, wie Honold zeigen kann, zunächst einem pittoresken Zugang zur Landschaft und ihrer Geschichte. Topisches Bild dieser Wahrnehmungsweise ist die malerisch mit Ruinen übersäte Landschaft. Ihre Bewegungsform ist die sentimentale Reise, die ihre Sehenswürdigkeiten ohne inneren Zusammenhang entsprechend der eingeschlagenen Route aufeinander folgen lässt. So wie aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kontingenz der *Voyage pittoresque* der neuen Systematik der Archäologie zu weichen beginnt, so wie unter der Oberfläche der zufälligen Ruinenlandschaft nach Hinweisen auf deren strukturelle Zusammenhänge und deren kulturelle Funktionen gegraben wurde, so gewinnt auch Hyperions Bezug zu Olympia eine archäologische Dimension: Während Adamas die Landschaft zeichnet, gräbt Hyperion antike Trümmer aus und säubert sie. Honolds Nachweis, dass Hölderlin noch vor der offiziellen Wiedererschließung der Anlagen Olympias durch Edgar Dodwell und Martin Leake 1805 bzw. 1806 über die Lage des Zeustempels („Jupitertempel“) orientiert war, ist eine der philologischen Überraschungen der Untersu-

chung. Nach Hölderlin wurden Grabungen in Olympia, trotz der frühen Anregungen Winckelmanns, systematisch erst ab 1875 durch Ernst Curtius und deutsche Archäologen unter der Ägide des Deutschen Reiches durchgeführt, in deren Zuge sich das Arsenal archäologischer Kulturtechniken zur bekannten Trias von „auswärtiger Feldforschung“, „positivistischer Sammlung“ und „heimischer Präsentation“ (S. 75) ausformte.

Die Mission Hyperions erschöpft sich jedoch nicht im Ergraben und Sichern von totem Stein, sondern er strebt nach einer Verlebendigung des Verschütteten, deren Medium nicht mehr die Ruinen, sondern, staatspolitisch, das Land und, soziologisch, die junge Generation sein soll. Die Freischar junger motivierter und idealistischer Kämpfer, mit der Hyperion in den Krieg gegen die Türken zieht, steht als Avantgarde unter diesem Zeichen der Erneuerung. Schon im früheren 18. Jahrhundert – bei Winckelmann genauso wie in Rousseaus oder J. C. F. GutsMuths Pädagogik – steht die Zusammenführung des archäologischen mit dem pädagogischen Programm durch die anthropologische Wende zum ganzen Menschen in Verbindung mit Olympia. Und auch nach Hölderlin greift das Modell weit in die nachfolgenden Jahrhunderte aus. In Form der Erziehung des Körpers zum Zwecke der Formierung einer jugendlichen Avantgarde und, einen Schritt weiter, der Stiftung eines nationalen Identitätsraums wird das Modell des olympischen Agon zu einem der entscheidenden Gravitationszentren der Trias von individuellem Körper, Nation und Krieg: Olympia prägt Jahns

Turnerbewegung des frühen 19. Jahrhunderts genauso wie den Jugendkult der vorletzten Jahrhundertwende, und, germanisiert, die Olympiade von 1936.

Das dritte Stichwort der Untersuchung betrifft das Ziel der Verschränkung von Pädagogik und Archäologie: die Stiftung des antiken Olympia und die Möglichkeit einer Erneuerung der Antike in der Gegenwart. Honold erkundet diese Figur anhand der späten Hymnen Hölderlins, und es gelingt ihm in diesem Teil, pointiert dessen veränderten Zugang zu Griechenland, zur Kultur und zum Mythos, nachzuzeichnen. Winckelmanns paradoxe Fassung des modernen Antikebezugs – „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten“ – findet eine neue Antwort, die problemlos im gegenwärtigen Diskurs der Kulturwissenschaften bestehen könnte.

Hölderlin beginnt, Griechenland nicht mehr als homogene Kultur zu sehen, sondern als einen Raum, der das spätere Europa und Kleinasien verbindet und dessen kulturelle Struktur sich durch Migrationen und Vermischungen ergeben hat. Der Bezug der Modernen zur Antike modifiziert sich entsprechend: Keine Übertragung substantieller antiker Charaktermerkmale in die eigene Kultur steht im Mittelpunkt, sondern es ist gerade der produktive Bezug der Griechen zum Fremden, der aus der eigenen Perspektive nachvollzogen und nachgeahmt werden muss. Verlebendigung der – den Modernen im Wesentlichen fremden Antike besteht im Verfahren der Aneignung des Anderen selbst. Als paradigma-

tisch dafür hat Hölderlin während seiner Sophokles-Studien Homer begriffen. In den leidenschaftlichen Grund des griechischen Charakters brachte der Gründungsvater des Epos mit der Nüchternheit ein fremdes Element ein, das gerade als Fremdes zum eigenen Charakteristikum der Griechen werden konnte. Der Wert der Antike für die Modernen läge umgekehrt darin, in das nüchterne nordische Wesen das fremde Element des griechischen Feuers aufzunehmen. Herakles, der sagenhafte Stifter Olympias, wird in Hölderlins Spätwerk neben Dionysos zur mythologischen Chiffre eines solchen Kulturtransfers, durch den das Fremde im Eigenen zum Sprechen gebracht wird. In Pindars Variante des Mythos hat Herakles von seiner Wanderung zu den Hyperboreern einen schattenspendenden Baum mitgebracht. Den Kämpfern in Olympia sollte dadurch Kühlung zuteil werden. Die mythische Stiftung der Spiele, die die Peloponnes politisch konsolidiert, indem sie ihr ein kulturelles Zentrum schafft, hätte damit emblematisch das Fremde, die Spur der Migration, in sich aufgenommen. Indem Hölderlin im *Ister* den Lauf der Donau als kulturgeographische Verbindungsachse zwischen Süd-

deutschland und Kleinasien gestaltet und Herakles in den nördlichen Gefilden Schatten finden lässt, vollzieht er poetisch aus moderner Perspektive die antike Kreuzung von Fremdem und Eigenem nach.

Neben der Bedeutung Olympias für Hölderlins Denken geht die Untersuchung einer Reihe ausgreifender – und oft genug abführender – Perspektiven in die Geschichte der Archäologie, der Pädagogik, zu Friedrich Ludwig Jahns Turnern, zum Kalendersystem der Französischen Revolution oder zu Hitlers Olympia von 1936 nach. Das macht den kulturgeschichtlichen Reiz des Buches aus, seiner Systematik ist es insgesamt aber abträglich. Auch sind umgekehrt die verfolgten Linien in Hölderlins Denken nicht immer fest genug mit dem Hauptgegenstand Olympia verbunden. Andererseits liegt darin, dass die Untersuchung um eine ganze Reihe von thematischen Zentren gravitiert, auch eine Stärke. Gerade im Assoziationsraum zwischen Hölderlin, der Archäologie, der Pädagogik und dem Begriff der Stiftung spürt der Leser die unterschiedlichen Kraftlinien, die zusammengenommen die Anziehungskraft des Paradigmas Olympia ausmachen.

Giovanni Panno (Pisa-Padova)/ Andreas Berger (Tübingen)

Novalis und die schöpferische Kraft der Grenze: Unendlicher Wechsel des Ichs? Gabriella Stanchinas *Il limite generante*.

Analisi delle „Fichte Studien“ di Novalis.

Milano: Guerini e associati, 2002.

Ist es für ein Ich möglich, „einer der unendlichen Momente“ der polyphonen Partitur in „der mehrseelischen Einheit des lebendigen Organismus“ zu sein, und zwar so, daß ein solches Ich nicht als ein absolutes selbstsetzendes Prinzip gedacht werden muß, damit das Universum nicht mehr gezwungen wäre, bloßes Ebenbild dieses Ichs zu sein? Dies sind die zentralen Fragen, die das Buch von Gabriella Stanchina (oben wurde S. 211 in unserer Übersetzung zitiert) stellt, und die gleichsam die Ergebnisse ihrer bereits vorliegenden auf die schon geplante neue Arbeit zu Novalis' *Allgemeine[m] Brouillon* projizieren.

In fragmentarisch-rhapsodischer Form durchstreifen die Reflexionen der *Fichte Studien* die Schwerpunkte von Fichtes Werk der Jahre 1794/95, wobei die basale Auseinandersetzung mit Kant, wiewohl sie explizit erst

zwei Jahre später (1797) selbst Gegenstand eigener Reflexionsstudien geworden ist, implizit bereits deutlich durchscheint. *Il limite generante* interpretiert diese Fragmente, in denen Novalis die Aporien der ersten *Wissenschaftslehre* Fichtes zu ergründen versucht hat, als Beitrag zur Debatte um die theoretische Philosophie des Novalis – einer Debatte, die zumindest in der italienischen Forschung nach den Beiträgen Giampiero Morettis und Fabrizio Desideris und der von beiden verantworteten italienischen kritischen Ausgabe von Hardenbergs Werk¹ fast beendet zu sein scheint, jedoch weniger im Sinne eines befriedigenden Abschlusses als vielmehr eines Abbruchs. Dieser Befund gilt für die deutsche Forschung zwar in dieser Form nicht, hier sind in den vergangenen Jahren mit den beiden großangelegten Arbeiten Manfred

¹ Giampiero Moretti: *L'estetica di Novalis. Analogia e principio poetico nella profezia romantica*. Torino 1991 und Fabrizio Desideri: *Il velo di Iside. Coscienza, messianismo e natura nel pensiero romantico*. Bologna 1997. Von beiden übersetzt und kommentiert sind der Band II und III der kritischen Ausgabe P. Kluckhohns und R. Samuels unter dem Titel: *Novalis, Opera filosofica*. Torino 1993. Novalis' Werk wird hier jedoch nach der oben erwähnten kritischen Ausgabe zitiert (Paul Kluckhohn/ Richard Samuel/ Hans-Joachim Mähl/ Gerard Schulz [Hgg.], *Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*, Stuttgart/ Berlin/ Köln/ Mainz 1960-1988, unter der Sigle NS, gefolgt von Seiten- und Fragment-Nummer).

Franks² und der Studie Bernard Loheides³ in der Tat einige wichtige neue Beiträge in die Debatte eingebracht worden. Dennoch besteht auch hier wie insgesamt ein nicht zu unterschätzendes Desiderat an instruktiven, die *Fichte Studien* auch in ihrer ganzen Breite erfassenden Kommentaren.

Diesem Desiderat ist in der deutschen und italienischen Forschung in ganz unterschiedlicher Weise begegnet worden, gründend in einer grundlegenden Verschiedenartigkeit der wissenschaftlichen Formen der Auseinandersetzung mit den Texten, die sich vor allem in deutlichen Unterschieden in Ansatz und Stil manifestiert. Ein deutliches Beispiel für die italienische Tradition bietet die Arbeit Stanchinas, die zwar keine analytische Auslegung der Hardenbergschen Reflexionen im strengen Sinne eines Kommentars darstellt, das oben bezeichnete Desiderat mithin weder auflösen kann noch will, gleichwohl aber als wichtiger Beitrag nicht nur für die italienische Forschung gelten darf.

Stanchinas Erläuterungen halten sich dabei methodisch bedingt so nahe am originalen Text, daß die Grenze zwischen Interpretation im eigentlichen Sinne und einem paraphrasierenden (wiewohl dadurch durchaus klärenden) Nachvollzug der Entwicklung der Reflexionen des Novalis fließend ist – ein Verfahren,

das (und zumindest dem deutschen Leser zunächst einmal) eher ungewöhnlich erscheinen muß und deshalb selbst einer kurzen Erläuterung bedarf, zumal es, bezogen auch auf die Ergebnisse der Arbeit, nicht ganz unproblematisch ist. Obwohl der Weg dieses Buches die zentralen Punkte von Novalis' Analyse zusammenführt, betrachtet die Autorin den Inhalt der *Fichte-Studien* nicht als statisches Objekt, sondern versucht, die Bewegung des Gedankens als solche darzustellen. Es handelt sich dementsprechend um keinen Versuch, Ergebnisse von Novalis' Theorie in ein System zu stellen, sie zu katalogisieren: Das Verfahren ist nicht das der Fixierung einer kritischen Interpretation, sondern eines, das auf deren Basis *Kritikfähigkeit* beim Leser evozieren soll, der seine Interpretation in den Räumen zwischen den Fragmenten frei erschaffen soll. Sucht man dementsprechend in Stanchinas Auslegung eine neutrale bzw. neutralisierte Kommentierung der Fragmente des Novalis, wird man zwangsläufig enttäuscht werden müssen, denn verfahrensbedingt kann und will diese Auslegung nicht *unschuldig* sein: Indem sie die Bewegung der Hardenbergschen Reflexionen durch Metaphern und dichterische Ausdrücke nachzuzeichnen versucht, wählt sie nämlich zwangsläufig Mittel, die denen von Novalis selbst entsprechen. Die Anziehungs-

² Manfred Frank: 'Unendliche Annäherung'. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt am Main 1997 und Manfred Frank: Selbstgefühl. Frankfurt a. M 2002.

³ Der Text von Bernard Loheide: *Fichte und Novalis. Transzendentalphilosophisches Denken im romanisierenden Diskurs*. Amsterdam-Atlanta 2000, ist kein Kommentar, sondern eine Interpretation, die zwei Gedanken unabhängig voneinander darstellt.

kraft der theoretischen Bewegung der *Fichte Studien* ist deshalb mitunter sogar so stark, daß Stanchinas Arbeit teilweise auch stilistisch beeinflußt wird, der Stil Novalis' nachgeahmt scheint. Das Verfahren führt teilweise auch in der Sache dazu, daß die Aussagen der Autorin und diejenige der *Fichte Studien* ineinander verschwimmen, ohne dass der Leser auf den Übergang vom Subjekt zum Objekt der Kritik hingewiesen wird. Wo der Gedanke Novalis' besonders stark zum Vorschein kommt, neigt die Erläuterung Stanchinas fast dazu, sich hinter diesem zu verbergen.

Somit muss Stanchinas Buch als philosophisch-systematischer Versuch an Klarheit und Ordnung einbüßen, indem sie sich eher einer Interpretation als einer historisch-philologischen Rekonstruktion nähert, die allererst die Basis für eine systematische Erschließung legen will. So birgt der Wille, dem Gedanken des Novalis seinen freien Ausdruck zu lassen, das Risiko mit sich, das Verhältnis zu Fichte nicht ganz klar darzulegen. Andererseits ist das auch gar nicht beabsichtigt: Die Position beider Philosophen wird ganz bewußt nicht (wie etwa bei Loheide) in separaten Teilen entwickelt, um zu verdeutlichen, daß der Einfluß der ersten *Wissenschaftslehre* auf Novalis und die Abweichung der *Fichte-Studien* von ihr vom Leser selbst in der Lektüre der *Fichte Studien* gleichzeitig präsent zu halten sind.

In gewisser Weise stellt sich *Il limite generante* mit diesem Verfahren damit gerade die Komplexität der fragmentarischen Form und seine unendliche Erweiterung als Aufgabe. Gesucht wird eine Übergangsform,

die den Gedanken als noch lebendig produzierende Bewegung seiner Inhalte greifbar werden läßt, und zwar mittels eines gleichsam fließenden Interpretationsstils und durch die Benutzung geometrischer Metaphern, die die Begriffe in graphischer Auflösung dynamisch zu fassen versucht. Da eine direkte Explikation seines Wesens unmöglich ist, wird der Gedanke, in performativer Umsetzung seines Gegenstandes auf dasselbe Netz, dieselbe Matrix beschränkt, welche das Ich zwingt, sich nur in einem Bild außer sich darzustellen. Aufgrund ihrer strukturellen Homologie erscheint es zwangsläufig so, als entsprächen die Wege des Ichs und des Gedankens einander. Es ist ein Verdienst dieses spezifischen Interpretationsverfahrens der Autorin, dem Leser die Wendung des Ichs zu sich selbst als gleichzeitige Darstellung desselben Ichs nahe zu bringen. Jedoch sind die Grenzen der objektivierenden Interpretation noch deutlich zu spüren, sowohl bei der Selbstermächtigung des Ichs in seiner allmählichen Erweiterung nach der Außenwelt, als auch bei der Beschreibung der inneren „generativen Gliederungen“ des Ichs. Äußerlich sind dies die zwei Haupteinteilungen, in denen Stanchina die Problematik des Ichs entwickelt, auch wenn das ganze Buch von einer einheitlichen Idee durchzogen ist, der nämlich der unendlichen Schöpfungsmöglichkeiten der Grenze des Ichs: In sich ist es insofern unendlich geteilt, als der erste Schritt darin besteht, das Identische zu „verlassen“ (NS II, S. 104, Nr. 6) – und *sich* als Identisches zu verlassen – zu seiner eigenen Darstellung. Durch das von der produktiven Einbildungskraft be-

arbeitete symbolische Element gelingt es dem Ich, über sich hinaus zu verweisen, oder besser, jenseits seiner Selbstdarstellung zur Entstehung seiner eigenen autonom-bewegten Ordnung beizutragen. Der Versuch der Gefühlswahrnehmung läßt die notwendige ursprüngliche Dualität des Ichs mit sich selbst durchscheinen (S. 50), dies geschieht jedoch nicht in der Gestalt der Ur-Diade, da jeder Übergang zwischen dem Ich und seiner Selbstdarstellung spezifische Differenzen seiner selbst bewahren kann. Der Auslegung der Autorin nach sind diese Eigenarten die zu bewahrenden Richtungen, die das Ich als Hintergrund und/ oder als Gestalt bestimmen.

Im Zentrum der Aufmerksamkeit des Buches steht Novalis' mehrdimensionaler Raumbegriff, der weder ein euklidischer – wie derjenige Fichtes – „noch ein nicht homogener oder unentschiedener, zu allen den möglichen Koordinaten geöffneter“ ist, sondern „ein Raum, der seine innerliche Orientierung schon besitzt, die von seinen Krümmungen ihm gegeben werden“ (S. 77). Dieser neue (s. o.) Raumbegriff besteht in der Definition der Anfangs- und Endpunkte des Verlaufs dieser krummen Koordinaten. Gibt es aber die Möglichkeit, eine räumlich sichere Perspektive zu gewinnen, von der man diese Bewegungen bestimmen kann?⁴ In Novalis' Sicht nicht, vielmehr muss in der Bewegung des Wechsels selbst ein Punkt vorhanden sein, durch den die *Opposita* ihre spezifische Unterscheidung offenba-

ren können, gerade kraft der von ihnen angenommenen Richtung. Sind die statt dessen von der Autorin erwähnten „Nullpunkte“ die Lösung, die die Bewegungen der Wechselwirkung ordnen und verstehen lassen?

Eine Anspielung auf dieses Problem ist schon im Titel selbst aufzufinden, indem „die Grenze“ („Il limite“) ein möglicher Nullpunkt sein könnte. Diesem entspräche aber nicht eine Neutralisierung der Bewegung, vielmehr die Entstehung des Wechsels selbst zwischen Gegensätzen. In diesem Sinn „schöpft“ die Grenze („Il limite *generante*“) die Koordinaten der Bewegung und die Bewegung selbst. Dies kann jedoch noch nicht ausreichen, um die Fruchtbarkeit dieser Schöpfung mit Klarheit zu definieren, die, wenn auch nicht erkennbar, aussprechbar sein sollte.

Da der rein sprachliche Ausdruck nämlich nicht fähig ist, das Bewegungsschema zu symbolisieren, wird das Bewusstsein durch seine graphische Darstellung gleichsam in eine geometrische Sphäre versetzt, um den ununterbrochenen *Einbruch* des zweidimensionalen Raumes in die dritte Dimension in seiner Neuartigkeit hervortreten zu lassen. Diese neue Art der Beziehung impliziert ihre Gegenseitigkeit und Gleichzeitigkeit. Daher erweist sich die Anwendung des kantischen Schemas, eine *Regel* zur Wechselwirkung zu liefern (S. 112), als unzureichend. Denn Zeit verwandelt sich in einen „Dynamismus der Wechselbestimmung“ (S. 117), folglich übernimmt

⁴ Dies wäre ein weiterer künstlicher Beginn des Bewusstseins und würde keine natürliche Sehfähigkeit hervorbringen, wie sie Fichte in seiner *Wissenschaftslehre* 1807 angestrebt hat.

das Schema, gerade in Bezug auf die Zeit, zwei unterschiedliche Aufgaben: Einerseits wird das Bewusstsein zu jener besonderen Form der „Mittelbarkeit und Implementation“, in der Ich und Nicht-Ich sich aufeinander beziehen, indem sie in sich eine Spur des jeweils anderen tragen, andererseits stellt sich das Schema als eine „selbstbestimmende Totalität“ dar, die ihre Zeit stets als genealogisches Moment erfährt.

Selbst wenn Stanchinas These nur schwer anfechtbar ist, daß die Freiheit durch ein „selbstbewußtes Hineintreten in den Kreis der Wechsel“ entsteht, „der mich hervorbringt, während ich ihn hervorbringe“ (S. 100), bleibt als ein Hauptproblem die Bestimmung eben dieser *Selbstbewußtheit* bestehen. Zur Auffindung eines dynamischen Punktes, der als *Spiegelpunkt* für die *Opposita* gelten könnte, ohne sie festzuhalten, muss seine zeitliche Zweideutigkeit bzw. seine aktive und passive Seite aufgeschlüsselt werden. Dem produzierenden Ich, das das Werden im Vergehen seiner Zeit beherrscht, entspricht ein leidendes Ich, das sich aufhebt, um Raum und Zeit frei zu lassen („*Ich bin nicht inwiefern ich mich setze, sondern inwiefern ich mich aufhebe – Ich bin nicht, inwiefern ich in mir bin, mich auf mich selbst anwende.*“ NS II, S. 196, Nr. 4). Die Stringenz, mit der Stanchina die mehrstufigen Teilungen des Ichs bei Novalis untersucht, erscheint kraftvoller als diejenige, mit der die Passivität des Ichs dargestellt wird. Die Perspektive dieser Darstellung ist vielmehr klarer in den Novalis' höherer Gnoseologie gewidmeten Abschnitten zu finden. Dieser Gnoseologie zufolge steht das anthropomorphisierte Ich Fichtes in

einem Verhältnis zu seinem Objekt, das beide, Ich und Objekt, *implementiert*. (Stanchina reichert ihre Analyse um Metaphern an, die auf Mathematik und Geometrie anspielen, womit implizit bereits auf die mathematischen Formeln von „Differenzial“ und „Integral“ in Novalis' *Brouillon* vorverwiesen wird: NS III, S. 291, Nr. 23). Entlang der Erforschung seiner Grenzen wird das Ich in seine unendlichen Stufen zergliedert und wiederhergestellt. Die gesuchten Grenzen verbinden das Ich zu seiner Selbstdarstellung, die als komplexes Spielspiel mittels der Metapher des sich beim Malen selbst malenden Malers erklärt wird. Dieses Bild, das schon im ersten Teil des Buches eingeführt worden ist (S. 132), begleitet mit der Wirksamkeit des Paradoxen die ganze Untersuchung der Selbstdarstellung des Ichs bei Novalis. Die Verteilung und Wiedergeburt des Ichs wird als ursprüngliche Diskontinuität gefasst. Genau in dem Punkt, der die Verbindung als ein unendliches Verhältnis herstellt, entsteht ein solcher Hiatus, der der Autorin nach aber nicht bloß „gefüllt“ (S. 108), sondern durch die Unendlichkeit des Zeichens lebendig gemacht werden soll.

In bezug auf die Durchsichtigkeit des Nullpunktes der Verbindung zwischen Ich und Nicht-Ich scheint die Autorin jedoch eine aktive Lösung vorzuziehen. Zumindest wird von den zwei einander ergänzenden Wirkungen des Ichs – Hervorbringung der symbolischen Struktur und Selbstabzug – die erste ausführlicher als die zweite dargestellt. Diese Wahl ist einerseits der Perspektivierung der ganzen Arbeit geschuldet – dem Nachweis der schöpferischen Kraft

der Grenze, nicht dem ihres Scheiterns! –, andererseits umgeht Stanchina damit die problematische Variante einer *positiven Auslegung* dessen, was zur Sphäre des Unsagbaren gehört. Es ist in diesem Zusammenhang bedauerlich, daß auf einen direkten Vergleich mit den Schriften Hölderlins verzichtet worden ist, gerade weil diese als weiterer Kontexthintergrund in der Arbeit Stanchinas deutlich zu erahnen sind. Insbesondere wäre es hilfreich gewesen, den Schwerpunkt einer Auslegung des Ichs als *unendliche Verteilung* auf diese Weise auszugleichen, da gerade anhand einer Konfrontation der *Grenze* bei Novalis mit Hölderlins *Urteil und Sein* die Rolle des Bewusstseins als *transitus* (*Übergang*) sehr viel deutlicher hätte gezeigt werden können. Dieser strukturellen Eigenschaft nach müsste man das Bewusstsein über Stanchinas Analyse hinausgehend *ab origine* auch passiv verstehen können: Sobald die Reflexion das Bewusstsein ergreift, ist dies eine schon verlorene Einheit. Bewahrt das Bewusstsein auch sein notwendiges Vermögen, passiv zu sein, so kann es als das *ursprünglich Gefühlte* dargestellt werden, woraus der Wechsel bis zur Gestalt des *Du* im *Allgemeine[n] Brouillon* zu realisieren ist. Die Analyse der „sich selbstbewegenden Struktur“ (S. 191), innerhalb derer ein Übergang zwischen Objekt/ Gegensatz und Zustand/ Gegenstand festzuhalten ist, bietet endlich die Möglichkeit, die Erfindung des Gefühls als äußerliche/ innerliche Grenze des Bewusstseins zu bewerten.

Dieser notwendige Schritt, die zeitlichen auf die *imaginativen* Eigenschaften zu beziehen, kommt in

Stanchinas Arbeit nicht vollständig zum Ausdruck. Dem Versuch des Bewusstseins, sich *in die Zeit* seiner unendlichen unzeitlichen Möglichkeiten zu versetzen, entspricht die strukturelle Rolle der Täuschung und der Einbildungskraft, eine symbolische Welt schaffen zu können. Falls es nur eine Täuschung des Bewusstseins wäre, „seine eigene Geburt zu beherrschen“ (S. 198), könnte es nie nur Mittelpunkt eines neutralisierten Wechsels sein. Genau das ist der Grund, warum die produktive Einbildungskraft die Richtungen des Wechsels von der Täuschung und der Passivität zur symbolischen Ordnung der Welt des Bewusstseins erheben muß (zum Beispiel die *Scheinnegation Gegenstand-Zustand*, S. 172). Daher kann das Bewußtsein vom Reichtum der Gegensätze befruchtet werden, während der Wechsel vielfältige Perspektiven annimmt, die ihn in der zusammenfassenden Bewegung der Sphäre Ich-Welt zur universellen Macht erheben. In seiner Artikulation in den Bestimmungen des politischen, religiösen und historischen Lebens (insbesondere, wenn man an *Die Christenheit oder Europa* und *Glauben und Liebe* denkt) trägt der Wechsel einen prinzipiell unumkehrbaren Charakter: Die ursprünglichen Bedingungen sind der Rekonstruktion nicht zugänglich. Die Zeit, in der der Wechsel das Bewußtsein geprägt hat, ist in einen Zwischenzustand zwischen Raum und Zeit übergegangen: Sie ist deshalb keine Zeit mehr, weil sie von den unendlichen Krümmungen des sphärischen Raumes des Bewusstseins durchdrungen ist, sie kann aber dennoch auch kein *more geometrico* zu vermessender Raum mehr sein,

sondern ein goldenes Zeitalter des Bewusstseins (S. 198). Diese Zeit als konkretes utopisches neues Mittelalter zu verstehen, würde aber zu kurz greifen, zumal dann die Verbindung zur theoretischen Arbeit des Novalis, ja sogar deren Anlaß hinfällig wäre.

Die „polare Sphäre“ (NS II, S. 384, Nr. 9) des goldenen Zeitalters stellt den Eingang des Nexus *Ich – Nicht-Ich* in die Geschichte dar, aber welchen Charakter hat diese Übertragung der Unendlichkeit des Wechsels in die endliche gemessene Zeit? Das Risiko einer zur Ewigkeit

verdamnten Gegenwärtigkeit, oder schlimmer noch, der verkehrten Wiederholung des Identischen, kann vielleicht durch das freie Spiel der produktiven Einbildungskraft vermieden werden. Diese beiden Fragen bleiben aber noch offen und verweisen bereits auf die geplante Arbeit der Autorin über das *Allgemeine Brouillon*. Von dieser Arbeit wird man eine ebenso einfühlsame und nuancenreiche Analyse des Werkes Novalis' erhoffen dürfen, wie sie mit ihren Betrachtungen über die *Fichte-Studien* vorliegt.

Jörn Steigerwald (Bochum)

Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen: Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001.

Mit seiner historischen Habilitationsschrift *Reizbare Maschinen* legt Philipp Sarasin eine in mehrfacher Hinsicht anspruchsvolle Studie vor, deren Anliegen darin besteht, „den so selbstverständlichen Satz ‚Ich habe einen Körper‘ zu historisieren“. Methodologisch auf Michel Foucaults Historiographie des Körpers aufbauend, besteht der Impetus des Verfassers darin, die divergierenden Konzepte von Diskursivierung des Subjekts und Selbstsorge als komplementär zu beschreiben. Doch bleibt er dafür nicht bei Foucaults Konzeption der Subjektivationen stehen, sondern liefert darüber hinaus eine von Lacan und Žižek inspirierte Metalektüre der Hygieneliteratur, um das Spezifische der Diskursproduktion herauszupräparieren. Die Wahl des Hygienediskurses ist dabei logische Prämisse und Resultat zugleich, da er ihn als Reaktualisierung der Selbstsorge in der Moderne liest. Denn die Hygiene wurde konzeptionell gefaßt, als eine Lehre von der psycho-physischen (Selbst)Regulierung des Körpers, die als Basis für eine möglichst totale Selbstermächtigung des Menschen dienen sollte. Die Genealogie der neuzeitlichen Hygiene sowie ihre Technologien

und Paradigmen vorzustellen, ist folglich das Ziel der Arbeit, die in eine methodologische Einleitung, fünf umfangreiche Kapitel zur Hygiene und einen Epilog zu Foucault gegliedert ist. Im weiteren sollen daher zuerst die einzelnen Kapitel vorgestellt werden, um dann Ansprüche, Vorgehen und kritische Momente herauszuarbeiten.

In der Einleitung zu *Körper und Subjekt in der Moderne* bietet Sarasin einen Überblick über die aktuellen Diskussionen zum Forschungsgegenstand ‚Körper‘, wobei er drei Felder unterscheidet: eine genuin historische Forschungsrichtung, die Gender-Studies und die „singuläre Leistung Foucaults“ (S. 16). Vor diesem Hintergrund entwickelt er folgende Annahmen, die für seine Analyse leitend sind: Erstens, daß die von der hygienischen Selbstsorge geleistete Individuierung Ausdruck eines bürgerlichen, männlichen, weißen und städtischen Körpers ist, der sich durch ein feines Netz von Distinktionen seiner Selbst versichert und nach Außen abgrenzt. Zweitens, daß die Selbstsorge medial gebunden ist, d. h. von einem hygienischen Schrifttum produziert wird, das selbst diskursiven Regeln unterliegt.¹

¹ Die zweite These erhält insofern eine spezifische Problematik als Foucault in *L'Usage des plaisirs* ausführt, daß für diese antike Lebenspraxis kaum schriftliche

Drittens, daß die Produktion des modernen Körpers vorzugsweise von der Hygiene und nicht von der Physiologie geleistet wird, wobei sowohl ihre populärwissenschaftliche Ausrichtung als auch das ihr innewohnende Konzept der Selbstsorge grundlegend ist, um „den entscheidenden Beitrag zur Konstruktion des modernen Körpers“ (S. 27) zu leisten. Viertens, daß der Hygienediskurs eine klare Geschlechterdifferenz setzt, bei der der Mann als „Goldstandard“ (S. 27) gesetzt und die Frau als biologische Sonderform abgewertet wird. Fünftens, daß Foucaults Konzept der Selbstsorge nur vor dem Hintergrund des Hygienediskurses des 19. Jahrhunderts verständlich ist; eine These, die er versucht in der Redefigur „des großen Hygieniker[s] Foucault“ (S. 465) aufgehen zu lassen.² Die fünf folgenden Kapitel sind jedoch keineswegs so aufgebaut, daß jeder vorgelegten These ein eigenes Kapitel zugeordnet ist. Sie liefern eher eine Art Annäherung von Außen an den Kern der Hygiene: den Sex. Diese Leseanleitung wird allerdings nicht mitgegeben, sondern läßt sich nur in der Rückschau feststellen.

Das erste Kapitel behandelt die Genese des Hygienediskurses im 18. Jahrhundert und ist mit *Regulation, Irritabilität, Individualität* überschrieben, womit auch die Denkfiguren der Untersuchung benannt sind.

Zunächst wendet Sarasin sich dem Wiederauftreten der antiken Lehre der ‚sex res non naturales‘ zu, die in der aktualisierten Form als Neohippokratismus die medizinische Diskussion des 18. Jahrhunderts bestimmt. Dann behandelt er die Entdeckung der physiologischen Irritabilität durch Haller, das Sensibilitäts-Konzept, wie es in der Schule von Montpellier entwickelt wurde und das Konzept des Vitalismus, das zwischen seiner Entwicklung bei Stahl, seinen Pariser-Montpellierischen Umwandlungen durch La Caze und Bordeu und seinen Transformationen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts grundlegend für die Medizin war. Abschließend zeigt er auf, wie in diesen theoriegeleiteten Entwicklungen neue ‚Konstruktionen‘ des Menschen als Geschlechtswesen vonstatten gingen, innerhalb derer die Ärzte den Mann zum kräftigen, positiven Normalfall erklärten, während die Frau in ein kategorial differentes Defizitwesen umgewandelt wurde.

Allein die Rekonstruktion dieser Zusammenhänge wäre eine eigene große Studie wert, doch zeigt sich damit auch die Problematik der von Sarasin geleisteten Synthese. Die Rekonstruktion der Wiederentdeckung der Lehre von den ‚sex res non naturales‘, die heute wohl nur einem Spezialistenkreis bekannt ist, gehört sicher zu den Verdiensten der Arbeit.

Zeugnisse vorliegen, weil es sich eben um eine Praxis und keine schriftlich fixierte Theorie handelt; ein Diskurs der Selbstsorge wird so zum Oxymoron, das nicht aufgelöst wird.

² Auffällig an Sarasins Foucault-Lektüre ist die von ihm getroffene Auswahl von dessen Schriften. Einige zentrale Aufsätze – wie etwa *Das Subjekt und die Macht*, die für diesen Zusammenhang einschlägigen Studien zu Canguilhem, die betreffenden Vorlesungsreihen am Collège de France – finden sich nicht einmal im Literaturverzeichnis.

Anders verhält es sich jedoch mit der Darstellung der Konzepte von Irritabilität, Sensibilität und Vitalismus. Vieles bleibt mehr als oberflächlich und dadurch problematisch für den Nachvollzug. An zwei Beispielen sei dies kurz erläutert: im Zusammenhang mit dem vitalistischen Materialismus beschreibt der Verfasser die Herausbildung einer eigenständigen Physiologie in Anknüpfung an Stahl und Glisson, „so bei Louis La Caze, Théophile de Bordeu und Paul-Joseph Barthez“ (S. 58), und eben diese „vitalistische Physiologie aus Montpellier fand über die Freundschaft Bordeus mit Diderot Eingang in die *Encyclopédie*“ (S. 59), so die Behauptung des Verfassers. Diese Aussagen verzerren die historische Situation jedoch in mehrfacher Weise: Zwischen Louis de La Caze und Théophile de Bordeu tobte über Jahre hinweg ein Streit, wer von beiden die vitalistische Physiologie eigentlich begründet habe. Diese Opposition wird dadurch verschärft, daß La Caze noch ein ökonomisches Prinzip seiner Argumentation für eine vitalistische Physiologie zugrunde legte, während Bordeu bereits die Ökonomie verabschiedete. Zudem muß man festhalten, daß es die ökonomische Physiologie La Cazescher Prä-

gung ist, die in der *Encyclopédie* vertreten wird.³ Und in eben dieser Ökonomie wird der Hygiene eine – von der Tradition verbürgte – bedeutende Rolle zugeordnet, die so eine Brücke zum beginnenden 19. Jahrhundert schlägt. Ähnlich verhält es sich mit der Bestimmung der Cabanisschen Subjekttheorie, die „ihre Einheit erst ‚von außen‘, vom Symbolischen erhalte“, da sie an eine „Theorie der Funktion der Sprache“ (S. 87) gebunden sei. Dieser Befund ist völlig richtig, da Cabanis eine psycho-physiologische Bestimmung des Menschen im Rahmen der Sprachtheorie der *Idéologues* anstrebt. Daraus jedoch zu schließen, daß dies wirke wie ein „Vorgriff auf die Subjekttheorien der Postmoderne“ (ebd.) verschleift die historische Einbettung, genauer: die historische Epistemologie des Cabanisschen *Rapports*.⁴ Die Beispiele ließen sich leicht erweitern.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit *Struktur, Kontext und Materialität des hygienischen Diskurses*. Dafür greift Sarasin das von Steven Shapin entwickelte Modell der ‚literarischen Technologie‘ auf und wendet es auf die Hygieneliteratur an.⁵ In feinsinnigen Analysen rekonstruiert Sarasin die von den Hygienikern an-

³ Vgl. dazu umfassend Roselyn Rey: *Naissance et développement du vitalisme en France de la deuxième moitié du 18e siècle à la fin du Premier Empire*. Oxford 2000 (*Studies on Voltaire* 381).

⁴ Vgl. Lorraine Daston: „Historical Epistemology“. In: *Questions of Evidence. Proof, Practice and Persuasion across the Disciplines*, hg. v. James Chandler/ Arnold I. Davidson/ Harry Harootunian. Chicago/ London 1994, S. 282-289.

⁵ Steven Shapin: „Pump and Circumstance: Robert Boyle's Literary Technology“. In: *Social Studies of Science* 14, 1984, S. 481-520. ‚Literarische Technologie‘ meint die je spezifische Darstellung von Fakten, die in wissenschaftlichen Texten angewandt wird; so etwa wenn Episoden und Umstandsbeschreibungen zu einer Technik werden, um zugleich ein adäquates Publikum und ein ‚authentisches Wissen‘ der Verfasser zu produzieren.

gewandten Technologien, die um so bedeutsamer für ihre Diskursproduktion sind, als es sich vorzugsweise um populärwissenschaftliche Literatur handelt. Wie sich diese Literatur zusammensetzt, wie viele Werke das behandelte Korpus umfaßt, welche Verfasser für dieses Korpus mit welchen Schriften eintreten, welche rein materiellen Bedingungen diese erfordern und wie letztlich über diese Materialität, genauer: über den Buchpreis bereits wieder eine Eingrenzung der möglichen Leserkreise vorgenommen wird, all das weiß er mehr als feinsäuberlich aufzulisten.⁶

Das dritte Kapitel *Der Körper des Subjekts* zielt erstmals direkt auf den Körper und stellt die Technologien der Individuierung und die Semiotik des bürgerlichen Körpers vor. Dafür zeichnet Sarasin die Konstitution des Körpers sowie die ihm zugehörigen Grenzmarkierungen nach. Zu unterscheiden sind hierbei ‚starke Differenzen‘ wie Klasse, Geschlecht und Rasse sowie die drohenden Monstrositäten jenseits dieser Markierung und ‚schwache Differenzen‘ wie die mögliche Bandbreite von Umsetzungen etwaiger Vorgaben. Diese ‚schwachen Differenzen‘ bieten zugleich die Möglichkeit, den Raum der Selbstsorge auszumessen, der zumindest im Schrifttum der Hygieniker dem Lesepublikum zugestanden wird. Vom Verfasser prägnant herausgearbeitet wird dabei, daß es ei-

nen Raum der ‚Normalität‘ gibt, der noch vor jeder Disziplinierung der Subjekte steht und so die Selbstsorge in je historisch spezifischen Möglichkeiten – sei es im Feld des Brownianismus um 1800 oder der Bakteriologie um 1900 – greifen läßt bzw. eben diese sogar von den Lesern fordert.⁷

Mit dem vierten Kapitel *Haut, Muskeln und Nerven* ist der Leser direkt auf dem Körper gelandet, um dann in dessen Inneres vorzustoßen. Anhand von drei für die Hygiene zentralen Momenten schält Sarasin den neu entstandenen Körper heraus: er beschreibt die Wiederkehr des Wassers für die Reinigung, die Modernisierung der Muskelfaser, die im Athleten ihre Idealgestalt findet und die Nervenströme als Grundlage der Gehirnhygiene. Ungemein spannend zu lesen ist dabei folgender Befund: Nicht im Bad findet das Herausschälen statt, sondern auf dem Körper selbst. In einer ausführlichen Darstellung des vermeintlichen Körperschmutzes aus Restbeständen der Epidermis und umweltbedingten Ablagerungen, den sogenannten ‚crasses‘ sowie den Reinigungsmaßnahmen, die gegen diese angewandt werden, zeigt Sarasin, wie die Hygiene auf die Haut der Menschen ging. Bemerkenswert ist dabei, daß diese ‚crasses‘ zwar ein Körperprodukt sind, jedoch ihre Wertigkeit, ihre imaginäre Aufladung in der Dis-

⁶ Allerdings wäre in diesem Zusammenhang eine gründliche Belegung der These, daß die Hygiene und nicht die Physiologie den modernen Körper diskursiv konstituiert, wünschenswert gewesen.

⁷ Warum Sarasin am Ende dieser sehr anregenden Lektüre allerdings bei der Gegenüberstellung von *Souci de soi* und *Normalisierung* nicht auf beide Konzeptionen in der Foucaultschen Ausprägung rekurriert, sondern auf das – von ihm sehr kritisch beleuchtete – Konzept von Jürgen Link, bleibt unklar. Vgl. Michel Foucault: *Les Anormaux. Cours au Collège de France, 1974–75*. Paris 1999.

kursproduktion der Hygieniker erhalten, in der sie zum Signum des ‚Unreinen‘ werden. Noch Sigmund Freud weiß um 1900 davon in seinen Analysen zu berichten und stellt in diesen zugleich das Imaginäre der ‚crasses‘ klar heraus, wie der Verfasser sehr genau und pointiert herausarbeitet.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit dem gefährlichen Sex als Fokus der Hygieneliteratur. Dabei weist er in seiner Analyse des ‚Sexes‘ nach, daß Selbstsorge und Disziplinierung des Körpers letztlich in einem komplementären Verhältnis zueinander stehen. Denn der ‚ausschweifende‘ oder ‚krankhafte‘ Sex kann nur dann bestehen, wenn es ein Wissen um den ‚gesunden‘ Sex gibt. Dieser ‚gesunde‘ Sex aber fordert eine Selbstsorge des Mannes, da es keine absoluten Vorschriften, sondern nur einen Raum mit relativ klaren Grenzen geben kann, innerhalb dessen er sich zu bewegen hat. Zudem argumentiert Sarasin, daß die vier Bereiche, die gemäß Foucault vom Sexualitätsdispositiv besetzt wurden, nicht gleichrangig nebeneinander stehen: im Zentrum sind die reproduzierenden Eltern, die ein gesundes Kind zeugen sollen. Daß diese gesunde Zeugung von Nachkommenschaft um 1900 von der Rassenhygiene bewußt pervertiert wird, weist dann auf das Ende der eigentlichen Wirkungsmacht der Hygieniker hin.

Der Epilog ist Foucault selbst gewidmet und beleuchtet die Möglichkeiten und Grenzen des Unterfangens. Im Kern baut Sarasin auf der zuvor dargestellten Komplementarität von Selbstsorge und Disziplinierung auf und behauptet, daß Foucault in seine Lektüre antiker Texte eine hygienische Grundierung hineinliest, die so nicht gegeben ist. Geschuldet sei diese Überinterpretation Foucaults eigener Prägung, die ihn zum Geisteskind der Hygieniker des 19. Jahrhunderts, zum „großen Hygieniker“ werden läßt. Diesen letzten Punkt nachzuvollziehen, fällt dem Rezensenten allerdings schwer. Als Metapher ist diese Redefigur jedoch bestimmt belebend für die Diskussion um die Möglichkeiten einer Geschichte der Sexualität (nach Foucault). Als Metonymie jedoch stehen dieser Figur eine größere Anzahl von Problemen entgegen, die berücksichtigt werden müßten.⁸

Versucht man von hier aus eine Zusammenfassung, so läßt sich sagen, daß Philipp Sarasin mit den *Reizbare[n] Maschinen* eine Studie vorgelegt hat, die einen Standard in der deutschsprachigen Forschung zu Körper und Sexualität setzt. Als Historiker verbindet er – bis auf das erste Kapitel – Akribie mit methodischer Reflexion und bleibt nicht bei der Wiedergabe tradierter Forschungsmeinungen stehen. Auch die Überlegungen, den Ansatz der

⁸ So kann z. B. nicht von einer quasi willkürlichen Lektüre antiker Texte von Foucault gesprochen werden, sondern einem bewußt problematischen, aber langjährigen Unterfangen. Siehe dazu auch die Ausführungen von Pierre Hadot, der von Sarasin einseitig als Kritiker der Foucaultschen Altertumslektüre vorgestellt wird, P. H.: „Un dialogue interrompu avec Michel Foucault. Convergences et divergences“. In: Ders.: *Exercices spirituels et philosophie antique*. Deuxième édition revue et augmentée. Paris 1987, S. 229-233.

Selbstsorge für die Neuzeit fruchtbar zu machen und als Komplement zur Disziplinierung zu setzen, bieten mehr als genügend Möglichkeiten für eine Umsetzung in den aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskussionen. Zwei Punkte sollen abschließend aber noch genannt werden, die keine eigentlichen Kritikpunkte an der Studie sind, sondern Lektüreschwierigkeiten benennen. Zum einen die historische Begrenzung des Untersuchungszeitraumes auf die Zeit zwischen 1765 und 1914: sie erscheint in der Rekonstruktion evident, wird aber nicht wirklich begründet, sondern mehr im Diffusen gelassen. Eine an Thomas S. Kuhn ausgerichtete Erforschung der jeweiligen Paradigmenwechsel hätte hier vielleicht mehr Klarheit schaffen können, zumal dann die Übergänge

um 1750 von einem ökonomischen zu einem physiologischen Vitalismus und um 1900 zu einem bakteriologisch geprägten Wissenschaftsrahmen hätten präziser herausgearbeitet werden können. Zum anderen die Metalektüre des Hygienediskurses und der Schriften Foucaults mit psychoanalytischen Modellen von Lacan und Žižek. Auf der einen Seite versprechen diese Metalektüren sicherlich sinnvolle Erklärungsmöglichkeiten für Problemstände und Leerstellen in der Diskursproduktion zu leisten. Auf der anderen Seite können diese Lektüren aber zu Überflügen führen, die dann wieder geerdet werden müßten.⁹ Doch geht all dies wahrscheinlich weit über den von Sarasin gesetzten Rahmen einer Historisierung des Körpers zwischen 1765 und 1914 hinaus.

⁹ Zumindest gelegentlich gestaltet sich der rein sprachliche Nachvollzug dieser Metalektüre als schwierig. Siehe beispielhaft: „Es sind, genau gesagt, die Organe, die ganz für sich, ohne sich viel um das Subjekt zu kümmern, die Befriedigung ihres *besoin* genießen. Aber die Lust, die das Subjekt empfindet und die ein Zeichen des *désir* der Organe ist, vermittelt – wiederum durch ihren Charakter als Zeichen – das Subjekt auch mit dem Genießen des Organs“ (S. 218).

Jörn Steigerwald (Bochum)

Thomas Klinkert: *Literarische Selbstreflexion
im Medium der Liebe.*

*Untersuchungen zur Liebessemantik bei Rousseau und in
der europäischen Romantik.* Freiburg im Breisgau:
Rombach 2002 (Reihe Litterae).

Anläßlich seiner Rezension des von Walter Hinderer herausgegebenen Sammelbandes *Codierung von Liebe in der Kunstperiode* schrieb Michael Wetzel vor einigen Jahren in diesem Jahrbuch:

„Man kann sich hier vielmehr des Eindrucks nicht erwehren, daß für die Germanistik seit Kluckhohns Monographie *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik* von 1922 nur Luhmanns systemtheoretischer Ansatz von *Liebe als Passion* einen Erkenntnisfortschritt bewirkt habe. Neuere Ansätze, wie die kulturhistorische Lektüre des Zusammenhangs von Sexualität und Wahrheit durch Michel Foucault [...] bleiben [...] ohne Wirkung auf den Elfenbeinturm der neuen deutschen Philologie.“¹

Das war natürlich *pro domo* gesprochen, da der Rezensent das Eingeklagte bereits selbst geliefert hatte. Doch bleibt der Befund an sich bestehen, da in der Tat die Rezeption von Foucaults Untersuchungen zur Geschichte der Sexualität – insbe-

sondere die Bände *Der Gebrauch der Lüste* und *Die Sorge um sich* – bis heute in der NdL kaum vorhanden ist bzw. nur wenige nennenswerten Resultate hervorgebracht hat. Auch eine Zeitschrift wie das *Journal for the History of the Sexuality* ist – bis heute – im deutschen akademischen Raum nur bedingt vorstellbar. Vor diesem Hintergrund liest sich die Habilitationsschrift von Thomas Klinkert *Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe* um so spannender, da sie es erlaubt, den romanistischen Beitrag zu dieser Diskussion in prominenter Form zu verfolgen.

Bereits der Untertitel *Untersuchungen zur Liebessemantik* läßt jedoch ahnen, daß sich diese Arbeit ebenfalls auf bekanntem, von Luhmann bestelltem Terrain bewegt. Auch die auf dem Buchrücken präsentierte These der Arbeit, „daß die Literatur [...] durch den Entwurf von neuartigen Liebesmodellen nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Evolution der gesellschaftlich sanktionierten Rede über Liebe (Liebessemantik im Sinne Luhmanns) leistet, sondern

¹ Michael Wetzel: „Von Jugend und Liebe. Neue Ergebnisse der Romantik“. In: *Athenäum* 9, 1999, S. 286-290, hier S. 290.

daß sie im Medium der Liebe zugleich sich selbst thematisiert“ weist in dieselbe Richtung. Doch handelt es sich bei der vorliegenden Studie keineswegs um eine im strengen Sinne systemtheoretisch verfahrenende Studie, sondern um eine, die sich von Luhmanns Theoriegebäude und weiteren Theorien inspirieren läßt, um dann in der Lektüre literarischer Texte ihr eigentliches Ziel zu finden.

So bietet der Verfasser in der *Literarhistorische[n] und methodologische[n] Grundlegung* zunächst einen allgemeinen Überblick über die Forschungslage zu Romantik, Liebe, Sexualität und Literatur, der sich in tradierten Bahnen bewegt. Orientierungspunkte sind hierfür vor allem Friedrich Kittlers ‚Aufschreibesystem 1800‘ für die medialen Bedingungen romantischen Schreibens, Luhmanns Systemtheorie für die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft mitsamt der einhergehenden Autonomisierung der Literatur, Michel Foucaults Analyse des Sexualitätsdispositivs und den von mehreren Denkern verbürgte Epochenbruch um 1800.² Auf 46 Seiten breitet Klinkert dafür beflissen die Kenntnisse zu den einzelnen Modellen aus, um sie dann miteinander in Bezug zu setzen. Dies geschieht jedoch teilweise sehr detailliert und dadurch langatmig; so z. B., wenn der Leser zuerst die Bedingungen der Renaissanceepisteme, dann der klassischen Episteme und zuletzt der

‚modernen‘ Episteme gemäß Foucault vorgestellt bekommt, ohne den spezifischen Gewinn der Präsentation einzusehen. Doch stellen diese historischen und methodologischen Grundlegungen eben nur Grundlagen und bewußt keine Grundlagen dar; diese sollen erst in der Textlektüre präsentiert werden. Genauer: in der Lektüre von Rousseaus *Nouvelle Héloïse*, Hölderlins *Hyperion*, Foscolos *Jacopo Ortis*, Mme de Staëls *Corinne* und einigen ausgewählten Texten Leopardis.

Der Einstieg in die neuartige Selbstreflexion der Liebe/ der Literatur mit Rousseaus *Nouvelle Héloïse* ist vollkommen plausibel und kann als von der Forschung gesichert angesehen werden. Klinkerts Lektüre hebt dabei auf zwei parallel liegende Momente ab: 1. die Krise des Allianzdispositivs, das noch einmal durch den Vater und M. de Wolmar gesichert wurde, trotz aller Erschütterung durch die Passion und die Liebe von Saint-Preux und Julie, die bereits dem Sexualitätsdispositiv verpflichtet sind; 2. das allmähliche Auflösen der Transparenz der klassischen Episteme zugunsten einer subjektgebundenen Opazität der ‚modernen‘ Episteme. Um die Neuerungen Rousseaus evident hervortreten zu lassen, nimmt der Verfasser zudem Rekurs auf Mme de LaFayettes *Princesse de Clèves* als Paradigma der Liebe im klassischen Zeitalter. Deutlich werden läßt er diese Be-

² Bemerkenswert dabei ist die Stellung, die Thomas Klinkert der noch unveröffentlichten Habilitationsschrift *Liebe als Roman* von Niels Werber (Bochum 2000) zuordnet, die für ihn permanenter Reflexions- und Referenzpunkt ist. So bleibt der Leser einigermaßen im Diffusen durch die Unkenntnis dieser für den Verfasser leitenden Studie, zumal dadurch die methodologische Eigenleistung möglicherweise verschliffen wird.

funde vor allem im Sprechen der Liebenden über ihre Liebe, die stets medial gebunden ist und zugleich die Medialität der Liebe wie die Erotik des Litteralen reflektiert. Gerade Saint-Preux' Briefe über seine reale und imaginative Beobachtung Julies über den See hinweg und das Ideal-konstrukt des Elisée bilden das fruchtbare Material für die geleisteten Analysen.

Die Wahl von Hölderlins *Hyperion* als einzigem Beispiel der deutschen Romantik für die Liebesromantik mag überraschen, zumal weder Hölderlin noch sein Roman zu den kanonisierten Autoren bzw. Werken der Romantik gehören und man wohl eher Friedrich Schlegels *Lucinde*, Novalis *Ofterdingen* oder Brentanos *Godwi* erwartet hätte. Die implizite Begründung der Wahl besteht denn auch darin, daß der *Hyperion* ein deutliches Zeugnis der Rousseau-Rezeption in Deutschland darstellt und so an die bereits erarbeiteten Ergebnisse systematisch angeknüpft werden kann: So konzentriert sich Klinkert bei seiner Lektüre auch ausschließlich auf die Funktionen der Liebe im Roman. Die drei für *Hyperion* dominanten Beziehungen zu Adamas, Alabanda und Diotima werden dabei einer eingehenden Lektüre unterzogen und in je spezifischen Doppelkonstruktionen von Literatur und Liebe vorgestellt; so die Parallelität von Lieben und Erzählen als Mangelerfahrung mit Adamas, als Affinität von Liebe und Gewalt mit Alabanda und schließlich in der Beziehung zu Diotima, in der die Liebe als Metonymie und das Schreiben als Metapher vorgestellt wird. Gerade letzteres sieht er in der Buchwerdung der Liebe im *Hyperion* des Hyperion

Gestalt annehmen. Dabei berücksichtigt er stets die jeweiligen politischen Intentionen der einzelnen Figuren – die z. T. wieder an Rousseaus Theorien rückgebunden werden – und analysiert den Status von Liebe und Literatur in einer ausdifferenzierten Gesellschaft.

Mit den *Ultime lettere di Jacopo Ortis* knüpft Klinkert dann zum einen wieder an Rousseau und zum anderen neu an Goethes *Leiden des jungen Werthers* an und positioniert die *Lettere* in dem von diesen Texten eröffneten Raum. Doch weiß er den Roman wohl von diesen Vorläufern abzusetzen, indem er ihn nicht, wie häufig geschehen, als Nachahmung des *Werther[s]* liest, sondern als einen Text, der unter der bewußten Vorgabe von dessen Existenz geschrieben wurde. Nach dieser Maßgabe handelt es sich bei dem *Jacopo Ortis* um einen Metaroman, der die Selbstreflexion von Liebe und Literatur nach Rousseau und Goethe thematisiert. Klar arbeitet der Verfasser dies an der Episode der Arqua Petrarca-Wallfahrt heraus, die zugleich als ein Denkbild für die Persona Jacopo, seine Liebe zu Teresa, die als ‚creatura della [sua] fantasia‘ gefaßt wird und für die verschiedenen öffentlichen wie privaten Memorialformen fungiert. Auch hier stehen die Liebe und die Literatur jedoch nicht allein auf sich selbst bezogen, sondern werden mehrfach relationiert. So etwa in der Lektüre des Treffens von Jacopo mit dem Dichter Parini, in der letzterer ersterem vorwirft, daß Liebe, Schreiben und Politik jeweils nur Ersatzcharakter für die komplementären Bereiche habe, aber eben keine eigentliche Funktion übernehme. Eine Feststellung, die das fi-

nale Scheitern des Protagonisten bereits evoziert, da erst auf der Ebene des Erzählens wieder die Kohärenz gestiftet werden kann, die den Figuren im öffentlichen Raum verloren gegangen ist.

Das nächste Kapitel zu Mme de Staëls *Corinne* stellt – zumindest für den Rezensenten – das wohl interessanteste Kapitel dar. Anhand dieses zwar bekannten, jedoch wenig gelesenen Romans beschreibt Klinkert das endgültige Aufbrechen des Allianzdispositivs, das zwar auch hier noch einmal einen Sieg über die Liebenden Corinne und Oswald davonträgt, doch nur über eine doppelte Leiche: den Tod der *poeta laureata* und Liebenden Corinne. Denn die im Roman dargestellte Liebesgeschichte zwischen der Dichterin und ihrem melancholischen Zuhörer, zwischen der Südländerin und dem Nordländer, die an der Grenze von Genealogie sichernder Heiratspolitik und ‚romantischer‘ Liebe-um-Liebe-Heirat steht, versinnbildlicht auf mehrfache Weise die vom Verfasser eingangs aufgestellte These von der Selbstreflexion der Literatur im Medium der Liebe. Denn bereits von der ersten Begegnung der beiden Protagonisten auf dem Kapitol in Rom, während der öffentlichen Ehrung und Feier Corinnes als Volksdichterin, über ihren subjektiven Rekurs auf die eigene Liebe bis hin zur Verabschiedung der eigenen Stimme und der gemeinsamen Liebe in der Lesung ihrer Texte durch eine Dritte behandelt der Roman geradezu paradigmatisch diese immer stärker werdende

Selbstreflexivität und Medialisierung von Liebe und Literatur. Eingebettet findet sich dieser Vorgang in einem fatalen familiären Prokustesbett: Von ihren Eltern bereits vor langer Zeit für eine mögliche Heirat in den Blick genommen, widersetzt sich Oswalds Vater dieser Allianz und fordert vom Sohn eine adäquate, eben der Tradition entsprechende Gattinnenwahl; Corinne war dem Vater sowohl zu selbständig als auch zu intellektuell begabt. So wie sich für die beiden Liebenden langsam der Schleier ihrer je eigenen und gemeinsamen Vergangenheit lüftet, so sehr reflektieren sie – und eben besonders die Literatin Corinne – über ihre Liebe, die so zugleich Medium und Objekt der Reflexion wird.

Als letzten Autor behandelt Klinkert Giacomo Leopardi, mit dem die literarische Selbstreflexion der Liebe ihre für die Moderne prägende Gestalt annimmt.³ Ausgehend von dessen poetologisch codierten Auffassung der Liebe, wie sie in dessen ‚teoria del piacere‘ vorliegt, analysiert der Verfasser die ihr zugrunde liegende Spannung, die aus einem leeren Zentrum resultiert, das stets ungefüllt bleiben muß. Kann folglich der Liebende niemals seine Geliebte wirklich erlangen, so kann er doch zur Annäherung an sein Glück unter deren Abwesenheit melancholisch leiden: der Schmerz ebnet so den Weg zum eigentlichen Glück der Liebe, die jedoch unerfüllt bleiben muß. Die reale Unerreichbarkeit wird jedoch gemäß Leopardi dadurch kompensiert, daß das liebende

³ Der Verfasser kann für seine These auf die maßgebliche Arbeit von Winfried Wehle: *Leopardis Unendlichkeiten. Zur Pathogenese einer poesia non poesia. „L'Infinito“ / „A se stesso“*. Tübingen 2000 aufbauen.

Subjekt qua Imagination sich das Unendliche vorzustellen vermag und so eine zwar illusionäre, aber imaginative Erfüllung findet. Die eigentliche Ausfaltung dieser Theorie, die auf verschiedenen Evolutionsstufen vonstatten geht, verfolgt Klinkert in seiner genauen Lektüre der *Storia del genere umano*; sie wird zudem verbunden mit der Analyse ausgewählter Gedichte aus den *Memorie del primo amore* und den *Canti*. Hier wie dort zeigt sich, daß die Liebe zu einem reinen Medium geronnen ist, das Reflexionsort und -träger ist und so die Möglichkeit bietet, den Status von Liebe und Literatur in der Moderne zu bestimmen: als rational erkannte, aber lebensnotwendige Illusionen.

Betrachtet man die Arbeit aufs Ganze, so läßt sich zunächst festhalten, daß die von Klinkert aufgestellte These der Selbstreflexion von Literatur im Medium der Liebe in einer ausdifferenzierten Gesellschaft in den geleisteten Lektüren klar und deutlich belegt wird. Allerdings treten einige Schwierigkeiten auf, wenn man einen Schritt zurücktritt, um die Kohärenz der (Beleg)Texte aus der Distanz zu betrachten. Dann fällt zum einen auf, daß das Bezeichnung ‚Romantik‘ problematisch für die untersuchten Texte ist. Denn die Zusammenstellung der Texte würde eher unter dem Rubrum „Rousseau und der Rousseauismus“ sinnfällig werden, doch müßte dann die reklamierte Moderne der Texte erst einge-

hend bewiesen werden. Andererseits soll aber gerade die These von der Moderne den Texten einen Status zuordnen, der sie als Einstieg in die Moderne, die eben mit Konzepten wie Selbstreflexivität, Ausdifferenzierung, Sexualitätsdispositiv operiert und somit eine spezifische Wertigkeit zuordnet, faßt. Dies läßt jedoch vollkommen unberücksichtigt, daß Moderne keine Aussage über eine Tatsache, sondern die Behauptung ihrer Geltung ist.⁴ Eine Feststellung, die gerade für die häufig behauptete Romantik-Moderne-These nicht ohne Konsequenz ist. Zum anderen bemerkt man, daß die vom Verfasser in den *Grundlegungen* ausgebreiteten Theorien und Modelle gelegentlich den Texten in der Lektüre eher übergestülpt werden denn als argumentativer Hintergrund fungieren. Dabei muß weiterhin festgestellt werden, daß die Arbeit sich durch einen sehr sparsamen Gebrauch von Sekundärliteratur auszeichnet, auch da, wo es sich sehr anbieten würde. Um nur zwei beliebige Beispiele zu geben: im Rahmen der Diskussionen um Schriftkultur und Empfindsamkeit fällt kein einziges Mal der Titel von Albrecht Koschorke Studie zu *Körperströme und Schriftverkehr*⁵; einer Arbeit, die auf jeden Fall einer kritischen Auseinandersetzung in der vorliegenden Studie bedurft hätte. Gleiches läßt sich für Klinkerts Referenz auf Foucaults Konzept der Literatur als ‚contre-discours‘ sagen, da hier jeder Ver-

⁴ Lothar L. Schneider: „Die Konzeption der Moderne. Zu den literaturwissenschaftlichen Bedingungen naturalistischer Symbolizität“. In: *Konzepte der Moderne*, hg. v. Gerhart von Graevenitz. Stuttgart/ Weimar 1999, S. 234-250, hier S. 235.

⁵ Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München 1999.

weis oder gar Aufnahme von Rainer Warnings Modell der Konterdiskursivität von Literatur fehlt.⁶ Besonders merkwürdig berührt es aber, wenn man Aussagen liest wie folgende: Zunächst heißt es, daß gemäß Foucault die diskursive Produktion von Wahrheit (der Sexualität) eine neue Art von Lust erzeugt, die eben ureigenes Produkt des Sexualitätsdispositivs ist. Dann lautet es weiter: „Der Gedanke der Verlagerung der Lust auf den Akt der Diskursivierung scheint mir sehr genau die diskursiv-medialen Bedingungen zu erfassen, unter denen Julie und Saint-Preux sich als Liebes-Subjekte und ineins damit als Autoren konstituieren“ (S. 96).⁷ Stellt man die Problematik um die behauptete Autorschaft hinten, so bleibt die um die Form des ‚mise en discours du sexe‘ mitsamt des ihm eigenen ‚plaisir‘ um so dringlicher bestehen. Denn zwischen der Konzeption des ‚mise en discours du sexe‘ bei Foucault und bei Klinkert besteht nur auf der Ebene der Metaphorik eine Analogie; die inhaltliche Füllung, d. h. vor allem die dahinter stehenden Praktiken, jedoch ist vollkommen verschieden. In diesem Sin-

ne nimmt der Verfasser zwar Foucault ‚beim Wort‘, ohne jedoch die damit verbundene Konzeption zu übernehmen. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Lektüre der literarischen Texte dadurch problematische Relationierungen enthält, die eine schiere In-Einssetzung von Diskursivierung des Sexes nach Foucault und von literarischen Figuren bewirkt. Doch mag diese Überblendung durchaus bewußt geschehen sein, wie das Titelbild des Buches suggeriert. Dort sieht man die Szenerie des ersten Kusses der Liebenden Saint-Preux und Julie. Allerdings nicht in der Variante, die Rousseau letztlich für die Publikation des Briefromans gewählt hat – dort sieht man die Liebenden vor dem Kuß, noch aufeinander zustrebend und so die Imagination des Lesers affizierend – sondern in der Variante, die den tatsächlichen Kuß abbildet.

Doch sind all dies nur Kritikpunkte, die außerhalb der eigentlichen These der Arbeit stehen, die, das sei noch einmal betont, in den Textlektüren klar und deutlich belegt wurde.

⁶ Rainer Warning: „Poetische Konterdiskursivität: Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault“. In: Ders.: *Die Phantasie der Realisten*. München 1999, S. 313-245.

⁷ Ein ähnliches Beispiel ist etwa: „Das Wolmarsche Transparenzgebot [i. e. die offene räumliche Trennung der Geschlechter bei den Bediensteten] entspricht der ‚volonté de savoir‘, welche nach Foucault unseren neuzeitlichen Umgang mit Sexualität auszeichnet“ (S. 95). Bei einer wirklichen Übertragung der von Foucault geleisteten Analyse in *Der Wille zum Wissen* auf den Text würde jedoch folgendes Bild entstehen: Eine umfassende diskursive Besetzung der Bediensteten würde statthaben, innerhalb derer sie zu Geständnistieren ihrer eigenen ‚Sexualität‘ werden, während Wolmars Untersuchungen den ‚plaisir‘ der Wahrheitssuche produzierte.

Ideen-zirkulation

Stéphane Michaud

Inhaltsverzeichnis von „Romantisme“ No 115-120

SOMMAIRE

N° 115 – DE CECI À CELA

Avant-propos par GISELE SÉGINGER 3

*

ISABELLE DAUNAIS

De «ceci» à «cela» : les Illuminations de Flaubert 5

CLAUDE MILLET

Les Travailleurs de la mer de Victor Hugo : un roman d'amour 13

PIERRE LAFORGUE

Tirésias, ou Sainte-Beuve, la critique et le féminin dans les Portraits de femmes 25

NICOLE CADÈNE

L'histoire au féminin : la «vie» de Marie Stuart par Agnès Strickland 41

FRANK WAGNER

Lire Les Trois Mousquetaires aujourd'hui 53

LAURENT FEDI

Philosopher et républicaniser : la Critique philosophique de Renouvier et Pillon, 1872-1889 65

LAURENT SCHNEIDER

L'amour de l'apparence : Baudelaire, Nietzsche 83

RÉSUMÉS 93

COMPTES RENDUS. Philippe Moisan, *Les Natchez de Chateaubriand: L'utopie, l'abîme et le feu* (Bernard Degout); Gérard de Nerval, *Contes et Facéties* (Françoise Sylvos); Gisèle Séginger, *Flaubert. Une poétique de l'histoire* (Juliette Frylich); Brigitte Le Juez, *Le Papegai et le Papelard dans «Un Cœur simple» de Gustave Flaubert* (Yvan Leclerc); Alexandre Dumas, *de conférence en conférence*. Textes inédits. *Cahiers Alexandre Dumas* n° 26 (Charles Grivel); Jules Verne écrivain, Bibliothèque municipale de Nantes, Coiffard et Joca Seria éd. (Simone Vienne); Ludmila Charles-Wurtz, *Poétique du sujet lyrique dans l'œuvre de Victor Hugo* (Myriam Roman); Éléonore M. Zimmermann, *Poétiques de Baudelaire dans «Les Fleurs du mal»*, rythme, parfum, leur (Pascal Maillard); Anne Le Feuvre, *Une poétique de la récitation: Villiers de l'Isle-Adam* (Marta Giné Janer); Sandrine Schiano-Bennis, *La Renaissance de l'idéalisme à la fin du XIX^e siècle* (Denis Pernot); Henry Céard, *Terrains à vendre au bord de la mer* (Jean-Louis Cabanès); *L'Utopie en questions*, Michèle Riot-Sarcey éd. (Françoise Sylvos); *Le Prince, le peuple et le droit. Autour des plébiscites de 1851 et 1852* (Laurence Guellec); Pierre Laforgue, *L'Éros romantique: Représentations de l'amour en 1830* (Vincent Laisney); Guillemette Tison, *Une mosaïque d'enfants. L'enfant et l'adolescent dans le roman français (1876-1890)* (Michèle Hecquet); Lucienne Domergue, *Goya: des délits et des peines* (Christine Marcandier-Colard); Elena Aschieri, *Lamartine e l'Italia, Aspetti di una fortuna (1820-1848)* (Annalisa Aruta Stampacchia); *La Main hâtive des révolutions: esthétique et désenchantement en Europe de Leopardi à Heiner Müller* Jean Bessière, Stéphane Michaud dir. (Yves Chevrel); *Le Lait de la Mort. La ballade de l'emmurée et sa fortune littéraire*. Anthologie et études réunies par Véronique Gély-Ghedira (Gisèle Vanhese); Annick Bouillaguet, *Proust, lecteur de Balzac et de Flaubert. L'imitation cryptée* (Mireille Naturelle); Brian G. Rogers, *Proust et Barbey d'Aurevilly. Le dessous des cartes* (Marie-Christine Natta). 97

SOMMAIRE N° 116 – *BLAGUE ET SUPERCHERIES LITTÉRAIRES*

Introduction par PHILIPPE HAMON	3
---------------------------------------	---

*

NATHALIE PREISS	
<i>De «POUFF» à «PSCHITT»! – De la blague et de la caricature politique sous la Monarchie de Juillet et après...</i>	5

GEORGES KLIEBENSTEIN	
Une mystification absolue – Sur le «souper de Cazotte»	19

JEAN-FRANÇOIS JEANDILLOU	
« <i>Mon tres chier et tres amé Euclides</i> »	35

SCOTT CARPENTER	
<i>Supercherie et violence: Mérimée, ou le texte piégé</i>	49

DANIEL COMPÈRE	
<i>Puff, bluff et humbug: de Barnum à Jules Vernes</i>	59

NOËLLE BENHAMOU ET VALÉRIE GRAMFORT	
<i>Quand le jeune Zola monte un canular...</i>	65

SILVIA DISEGNI	
<i>Paul Alexis – Trublot: du vrai et du faux dans le Naturalisme</i>	85

RÉSUMÉS	97
---------------	----

COMPTES RENDUS. Jean-Christophe Cavallin, <i>Chateaubriand mythographe, autobiographie et allégorie dans les Mémoires d'Outre-Tombe</i> (Bernard Degout); Ernest Mignatte, <i>Le Copiste de Monsieur Beyle, roman</i> (Daniel Sangsue); Florence Terrasse-Riou, <i>Balzac, le roman de la communication</i> (Aude Déruelle); Luke Bouvier, <i>Writing, Voice and the Proper: Jules Vallès and the Politics of Orality</i> (Walter Redfern); Jean-Michel Wittmann, <i>Barrès romancier – Une nosographie de la décadence</i> (Jean Foyard); Marie-Joseph Chénier, <i>Caïus Gracchus/Tibère. Deux tragédies politiques</i> (Édouard Guitton); Alphonse de Lamartine, <i>Voyage en Orient</i> , texte établi, présenté et annoté par Sarga Moussa (Christian Croisille); Alfred de Vigny, <i>Chatterton</i> (Lise Sabourin); Judith Wulf, « <i>La Légende des siècles</i> » de Victor Hugo (Jean-Marc Hovasse); « <i>Salammbô</i> » de Flaubert. <i>Histoire, fiction</i> , Textes réunis par Daniel Fauvel et Yvan Leclerc (Giovanni Bonaccorso); Chantal Bertrand-Jennings, <i>D'Un siècle l'autre. Romans de Claire de Duras</i> (Éric Bordas); <i>Province/Paris. Topographie littéraire du XIX^e siècle</i> . Textes réunis par Amélie Djourachkovitch et Yvan Leclerc (Jeannine Guichardet); Jean Lhote, <i>Les loyers de Metz sous le Premier Empire</i> (Adeline Daumard); James Watt, <i>Contesting the Gothic. Fiction, Genre and Cultural Conflict: 1764-1832</i> (Roger Bozzetto); Harald Tausch, <i>Entfernung der Antike. Carl Ludwig Fernow im Kontext der Kunsttheorie um 1800</i> (Jean Lacoste); <i>Sociopoétique de la danse</i> , sous la direction d'Alain Montandon, et <i>Écrire la danse</i> , sous la direction d'Alain Montandon (Serge Sérodes †); Bernadette Fantin-Epstein, <i>Wagner et la Belle Époque. Le Regard de Willy</i> (Joseph-Marc Bailbé)	103
---	-----

SOMMAIRE

N° 117 – PAYSAGES DE LA MÉLANCOLIE

Avant-propos par MARIE BLAISE	3
-------------------------------------	---

*

DOMINIQUE PEYRACHE-LEBORGNE	
<i>Paradis mélancoliques de Jean Paul à Edgar Poe</i>	13

LAURENT CANTAGREL	
<i>Dire l'absence. Chateaubriand et la mise en scène du mélancolique autour de 1800</i>	31

PAULE PETITIER	
<i>La Mélancolie de Ferragus</i>	45

SYLVIE TRIAIRE	
<i>Paysager la mélancolie : rythmes flaubertiens pour un saint</i>	59

MARIE BLAISE	
<i>À propos du « haut pays sans nom » : paysage mélancolique et traditions modernistes</i>	77

RÉSUMÉS	99
---------------	----

COMPTE RENDUS. Chateaubriand visionnaire (Collin Smethurst); Bertrand Aureau, <i>Chateaubriand penseur de la Révolution</i> (Collin Smethurst); <i>Enfance et voyages de Chateaubriand. Armorique, Amérique</i> (Collin Smethurst); Henri Scepi et Jacques-Philippe Saint-Gérard, <i>Les Complaintes de Jules Laforgue</i> (Mireille Dottin-Orsini); Octave Mirbeau, <i>Œuvre romanesque</i> (Marie-Françoise Melmoux-Montaubin); <i>Relire Taine</i> , A. Compagnon, Y. Michaud, P. Tortonesi, M.-F. Zimmermann (Jean-Thomas Nordmann); Tivadar Gorilovics, Anna Szabó, Sándor Kálai, <i>Lectures de Zola</i> (Max Andréoli); <i>Relecture des « petits » naturalistes</i> (Isabelle Delamotte); Henri-Dominique Lacordaire, <i>Correspondance</i> , t. 1, 1816-1839 (Louis Le Guillou); Gisèle Séginger, <i>Flaubert Une éthique de l'art pur</i> (Henri Bonnet); Marie-Noëlle Zeender, <i>Le tryptique de Dorian Gray. Essai sur l'art dans le récit d'Oscar Wilde</i> (Éric Dayre); Chrysanthi Avlami (dir.), <i>L'Antiquité grecque au XIX^e siècle: un « exemplum » contesté</i> (Juliette Grange); Nathalie Preiss, <i>Les Physiologies en France au XIX^e siècle. Étude historique littéraire et stylistique et De la poire au parapluie. Physiologies politiques</i> (Françoise Mélonio); Philippe Darriulat, <i>Les Patriotes. La gauche républicaine et la nation, 1830-1870</i> (Jean-Claude Caron); Maurice Lemire et Denis Saint-Jacques, <i>La vie littéraire au Québec. IV. 1870-1894, « Je me souviens »</i> (Pierre Popovic); Michel Espagne, <i>Le Creuset allemand. Histoire interculturelle de la Saxe (XVIII^e-XIX^e siècles)</i> (Jean Lacoste); Annette Simonis, <i>Literarischer Ästhetizismus. Theorie der arabischen und hermetischen Kommunikation der Moderne</i> (Michel Espagne); Elisabeth Dangel-Pellouin, <i>Eigensinnige Geschöpfe. Jean Pauls poetische Geschlechter-Werkstatt</i> (Geneviève Espagne)	103
--	-----

SOMMAIRE

N° 118 – IMAGES EN TEXTE

<i>Liminaire</i> par Évanghélia Stead	3
---	---

*

MARIE-VICTOIRE NANTET

<i>Images en transit dans le Lenz de Büchner</i>	7
--	---

PHILIPPE MARTY

<i>WEIT. Sur les pèlerins d'Emmaüs et la femme à la fenêtre dans Lenz de Büchner</i>	23
--	----

PETER COOKE

<i>Critique d'art et transposition d'art : autour de Galatée et d'Hélène de Gustave Moreau (Salon de 1880)</i>	37
--	----

JUDITH LABARTHE-POSTEL

<i>L'Image dans le roman : modèles littéraire, pictural et mythique dans la fiction de Henry James</i>	55
--	----

DELPHINE GLEIZES

<i>« Vanités » Codes picturaux et signes textuels</i>	75
---	----

PHILIPPE ORTEL

<i>Note sur une esthétique de la vue : Photographie et littérature</i>	93
--	----

ANNE LARUE

<i>Dürer kitsch</i>	105
---------------------------	-----

ÉVANGHÉLIA STEAD

<i>Gravures textuelles : un genre littéraire</i>	113
--	-----

RÉSUMÉS	133
---------------	-----

COMPTES RENDUS. R. P. Guillaume de Bertier de Sauvigny, <i>Chateaubriand homme d'État</i> (Pascal Simonetti); Pierre Laforgue, <i>Hugo. Romantisme et Révolution</i> (Agnès Spiquel); George Sand, <i>Histoire de ma vie</i> , édition de Damien Zanone (Caroline Babulle); Colette Becker, <i>Zola, le saut dans les étoiles</i> , Préface de Philippe Hamon (Jean-Louis Cabanès); Julia Przybos, <i>Zoom sur les décadents</i> (Mireille Dottin-Orsini).....	137
--	-----

SOMMAIRE

N° 119 – LE PRIVÉ ET LE SOCIAL

Avant-propos par Gisèle Séginger	3
--	---

*

MICHEL MASLOWSKI

<i>L'éthique du politique dans le romantisme polonais</i>	7
---	---

ALEX LASCAR

<i>Le Régicide dans le roman français (1824-1853)</i>	21
---	----

AVNER BEN-AMOS

<i>Victor Hugo et les enterrements civils</i>	35
---	----

PAULA COSSART

<i>L'émotion : un dommage pour l'idée républicaine.</i> <i>Autour de l'éloquence de Léon Gambetta</i>	47
--	----

ANTONIA FONYI

<i>Zola : question d'argent. Ambivalences financières et modèles</i> <i>inconscients dans L'Argent</i>	61
---	----

FRANCIS LACOSTE

<i>L'Orient de Flaubert</i>	73
-----------------------------------	----

LUDWIG LEHNEN

<i>Mallarmé et ses disciples : une « coupure épistémologique » ?</i> <i>L'exemple de Charles Morice</i>	85
--	----

RÉSUMÉS	95
---------------	----

COMPTES RENDUS. François Rosset, *Écrire à Coppet : nous, moi et le monde* (Gérard Gengembre); Bernard Heudré, *De Saint Malo à la Chênaie, Félicité de Lamennais. Comme un arbre battu de tous les vents du siècle* (Louis Le Guillou); *Balzac dans l'Histoire*, études réunies et présentées par Nicole Mozet et Paule Petitier (Mariolina Bongiovanni-Bertini); Mireille Labouret-Grare, *Balzac, la duchesse et l'idole. Poétique du corps aristocratique* (Arlette Michel); Rodolphe Töpffer, *Correspondance complète*, éditée et commentée par Jacques Droin (Daniel Sangsue); *Rire des dieux*, études rassemblées par Dominique Bertrand et Véronique Gély-Ghédira (Anne Geisler-Szmulewicz); Wanda G. Klee, *Leibhaftige Dekadenz* (Hans-Jürgen Greif); Marie-Josèphe Lhote, *Figures du héros et séduction. Le séducteur vu par Hofmannsthal, Paul Valéry, Thomas Mann, Albert Cohen, Max Frisch...* (Catherine Boschian-Campaner); Benjamin Fondane, *Images et Livres de France*, traduit du roumain par Odile Serre, présentation de Monique Jutrin (Gisèle Vanhese); Florence R. J. Goulesque, *Une femme poète symboliste, Marie Krysinska, la Calliope du Chat Noir* (Michèle Fontana); Pierre Michel, *Lucidité, désespoir et écriture* (Bertrand Vibert)..... 99

SOMMAIRE

N° 120 – L'ÉGYPTÉ

Avant-propos par Sarga MOUSSA	3
-------------------------------------	---

*

PATRICE BRET

<i>L'Égypte de Jomard : la construction d'un mythe orientaliste, de Bonaparte à Méhémet-Ali</i>	5
---	---

SARGA MOUSSA

<i>Méhémet-Ali au miroir des voyageurs français en Égypte</i>	15
---	----

PHILIPPE ANTOINE

<i>Chateaubriand en Égypte : le voyageur désenchanté</i>	27
--	----

MICHEL BRIX

<i>Nerval et le rêve égyptien</i>	37
---	----

MARIE-LAURE AURENCHÉ

<i>Découvrir l'Égypte sans quitter Paris : l'itinéraire du Magasin pittoresque à deux sous (1833-1870)</i>	47
--	----

MARTA CARAION

<i>Littérature et photographie orientaliste, ou la mémoire égyptienne de Maxime Du Camp</i>	57
---	----

LUC VIVÈS

<i>Le livre des mots de l'ancienne Égypte</i>	67
---	----

DANIEL LANÇON

<i>Louis Pierre Mouillard, aviateur utopiste au Caire</i>	77
---	----

BIBLIOGRAPHIE SÉLECTIVE	89
-------------------------------	----

RÉSUMÉS	91
---------------	----

COMPTES RENDUS. <i>Autour de Lamartine</i> , Journal de voyage, correspondance, témoignages, iconographie (Antoine Court); <i>Stendhal journaliste anglais</i> (Xavier Bourdenet); <i>L'Année stendhalienne</i> (Xavier Bourdenet); Stendhal, <i>Lucien Leuwen</i> (Pierre-Louis Rey); Jean-Pierre Bertrand, Sylvie Duran et Françoise Grauby, <i>Huysmans, à côté et au-delà</i> (M. Dottin-Orsini.); Joris-Karl Huysmans, <i>Interviews, Textes réunis, présentés et annotés par Jean-Marie Seillan</i> (Françoise Court-Pérez); <i>Cahiers Robinson</i> , n° 9, <i>La comtesse de Ségur et ses alentours</i> (Guillemette Tison); Alain Vaillant, Marie-Ève Thérénty, <i>1836: l'an I de l'ère médiatique, étude littéraire et historique du journal La Presse, d'Émile de Girardin</i> (Jacques Seebacher); Alexandre Dumas, <i>Le Spéronare</i> (Annie Brudo); Attilio Brilli, <i>Quand voyager était un art: Le roman du Grand Tour</i> (Annie Brudo)	97
---	----

Anschriften der Mitarbeiter/-innen

Manfred Frank, Bursagasse 1, 72070 Tübingen

Birgit Rehme-Iffert, Eberhardstr. 52, 72072 Tübingen

Jochen Hörisch, Hostackerweg 15/1, 69198 Schriesheim

Viola Hildebrant-Schat, Mulanskyst. 23, 60487 Frankfurt am Main

Jörn Steigerwald, Fakultät für Philologie, Gebäude GB 8, Raum 141
(GB 8/141), 44780 Bochum

Adrian Hummel, Marienstr. 7, 86415 Mering

Meike Steiger, Hasenheide 53, 10967 Berlin

Andreas Berger, Schwabstraße 46, 72074 Tübingen

Roland Borgards, Freiligrathstr. 36, 60385 Frankfurt

Claudia Albes, Rohnsweg 49, 37085 Göttingen

Rie Shibuya, Neuholdenstr. 3, 72074 Tübingen

Achim Hölter, Jülicher Str. 16, 40477 Düsseldorf

Oliver Jahraus, LS für Neuere deutsche Lit.wiss., Universität Bam-
berg, An der Universität 5, 96045 Bamberg

Elizabeth Millán-Zaibert, DePaul University, Chicago, USA

Stephan Jaeger, Department of German, University of Wisconsin-
Madison, 818 Van Hise Hall/1220 Linden Drive, Madison WI 53706,
USA

Mark-Georg Dehrmann, Institut für Deutsche und Niederländische
Philologie der FU Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Giovanni Panno, Uni Tübingen, Heubergertor Weg 15, 72076 Tübingen

Alexandra Hildebrandt, Zehntbergstraße 23, 69198 Schriesheim-
Altenbach

In eigener Sache

Einladung zum Abonnement

Der konsequente Empirismus endigt mit Beiträgen zur Ausgleichung der Mißverständnisse oder mit einer Subskription auf die Wahrheit.

(Friedrich Schlegel, Athenäum-Fragment 446)

Die Wahrheit können Sie nicht subskribieren, wohl aber

ATHENÄUM
Jahrbuch für Romantik

Abopreis: 35,80 € Einzelverkaufspreis ab Band 2: 30,60 €.

Bitte bestellen Sie beim Verlag Ferdinand Schöningh oder bei Ihrer Buchhandlung.

Hinweise für die Autor(inn)en

Bitte schicken Sie die Manuskripte an:

Verlag Ferdinand Schöningh
Redaktion *Athenäum*
Jühenplatz 1
D-33098 Paderborn

Für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare können wir keine Gewähr übernehmen. Eine Zweitschrift oder Kopie Ihres Beitrag sollten Sie selbst sicher verwahren

Satzfertige Manuskripte müssen künftig folgendermaßen eingerichtet sein (mit PC geschrieben):

Formale Anforderungen: Ausdruck im DIN-A4-Format. Bitte mit 1 1/2-fachem Zeilenabstand und ca. 4 cm breitem Rand an der linken Seite schreiben.

Absätze und Einzüge: Zwischen Textabsätzen bitte keine Leerzeilen einfügen. Absätze schließen nur mit dem Befehl „Absatzmarke“. Einzüge (Einrückung

am Absatzbeginn) brauchen nicht eingegeben zu werden. Auf keinen Fall dürfen Einzüge durch Leerzeichen am Beginn der Absätze erzeugt werden.

Vollständiger Satz nach Doppelpunkt beginnt mit Großbuchstaben, unvollständiger Satz mit Kleinbuchstaben.

Überschriften und Auszeichnungen im Text konsequent einheitlich formatieren. Haupt-, Zwischen- und Unterüberschriften mit unterschiedlichen Schriftgrößen darstellen. Hervorhebungen im Text werden kursiv formatiert. **KAPITÄLCHEN** (z. B. Sprechernamen im Dramensatz) als Kapitälchen formatieren, nicht mit Großbuchstaben schreiben. Sperrungen nicht mit Leertasten erzeugen.

Binde- und Gedankenstrich sind unterschiedliche Zeichen. Der kurze Bindestrich (-) steht auch bei „von ... bis“-Angaben (z. B. 1792-1796). Der lange Gedankenstrich (—), etwa bei Parenthesen, ist davor und danach mit Leerzeichen abgesetzt (er steht auch als sog. Spiegelstrich im Literaturverzeichnis, mit Tabulator danach).

Anmerkungen bitte fortlaufend durchnummerieren und ans Seitenende setzen. Die Fußnotenziffer im Text wird hochgestellt formatiert. Die hochgestellten Fußnotenzeichen stehen *nach* dem Satzzeichen. Die Fußnotenziffer in der Anmerkung wird *nicht* hochgestellt formatiert. Nach der Fußnotenziffer in der Anmerkung bitte jeweils einen Tabulatorbefehl (und keine Leertaste) setzen.

Tabellen bitte nur über Tabulatoren, nicht über Leerzeichen erzeugen.

Werktitel (Werkausgaben, Titel von Einzelwerken aller Art sowie Titel von Sammelwerken und Periodika) erscheinen kursiv, Titel von Gedichten, Aufsätzen, Kapitelüberschriften und Überschriften einzelner Werkteile bleiben gerade und werden in doppelte Anführungen gesetzt.

Für **Nachweise im laufenden Text** bitte wie folgt vorgehen: dem zu belegenden Passus entweder eingeklammert eine Sigle (mit folgender Seitenzahl) oder eingeklammert den Autornamen, die Jahreszahl des Referenztextes (evtl. nach a, b, c ... spezifiziert), schließlich die Band- und Seitenzahl anfügen, jeweils durch Leertasten abgetrennt. Also etwa: (KGA II.10.1, 310) (für: Friedrich Schleiermacher, *Kritische Gesamtausgabe*, II. Abt., 10. Bd., 1. Halbbd., S. 310) oder: (Tieck 1848, II, 125) für: Ludwig Tieck, *Kritische Schriften*, Leipzig: Brockhaus, 1848, Bd. I, S. 125).

Die Abkürzung „S.“ für Seitenzahlen muss eigens nur angegeben werden, wenn die Ziffer uneindeutig ist (etwa auf die Zahl eines §, eines Abschnitts o. ä. sich beziehen könnte). Also etwa: (KGA II.10.1, § 60, 3. Abschn., S. 185).

Siglen und Jahreszahlen werden aufgegriffen, aufgelöst bzw. belegt im **Literaturverzeichnis**, das den Schluss des Artikels bildet. Es nennt (in dieser Rei-

henfolge) den Autor mit dem/den voll ausgeschriebenen Vornamen, das Erscheinungsjahr der Referenz, den Werk- oder Aufsatztitel (usw.), die Zeitschriften-, Sammelband- oder Reihenangaben, die Band-Zahl, den/die Namen des/der Herausgeber(innen), den Erscheinungsort und Verlag, ggf. die Seitenzahl(en) ohne vorgestellte ‚S.‘. Die Verlagsangabe schließt sich mit Doppelpunkt an den Erscheinungsort an.

Beispiel: Arthur Henkel (1967), „Traum und Gesetz in Kleist ‚Prinz von Homburg‘ in: *Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays*, hg. von Walter Müller-Seidel, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 576-604.

Graphische Vorlagen und Abbildungen werden fortlaufend numeriert, übereinstimmend mit den Nummern, die im Manuskript an den Stellen angebracht sind, wo die entsprechenden Abbildungen stehen sollen.

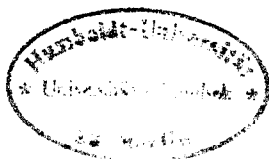
Zitate im Text werden durch „...“, Zitate im Zitat durch „...“ gekennzeichnet (auf keinen Fall durch das Zeichen für den Apostroph, auch nicht durch Spitzklammern) Längere Zitate oder Verse (mehr als 3 Zeilen) werden ohne Anführungszeichen eingerückt und in kleinem Druck gesetzt. Auslassungen oder eigene Zusätze im Zitat stehen in eckigen Klammern: [...].

Abkürzungen gemäß Duden. Sie enthalten Leerzeichen zwischen bzw. nach den Abkürzungen. Beispiele: a. a. O., l. c., s. u., n. Chr., m. E. (usw.). Die Auflagenziffer wird vor der Jahreszahl hochgestellt

Rechtschreibung und Interpunktion: Bitte festlegen, ob die alten oder neuen Dudenregeln gelten sollen oder ob der Textstand des Manuskripts verbindlich ist.

Datenformat und Datenträger: Die Datei muss mit dem Ausdruck identisch sein. Bitten geben Sie an, mit welchem Betriebssystem und welchem Textprogramm die Datei erstellt wurde.

Bitte beachten Sie: Das Manuskript auf Datenträger ist eine vom Autor druckreif erklärte Satzvorlage. Nachträgliche Eingriffe in den Text, sofern sie nicht eindeutig von der Setzerei verschuldet sind, gelten als Autorkorrekturen und gehen zu Lasten des Verfassers/der Verfasserin.



www.books2ebooks.eu